FRIEDRICH WOLTERS

DER DEUTSCHE

EIN LESEWERK: TEIL IV

DIE GESTALT

DES DEUTSCHEN

FERDINAND HIRT IN BRESLAU

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

3
N
20

+5015 828 01

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

FRIEDRICH WOLTERS

DER DEUTSCHE

EIN LESEWERK

VIERTER TEIL:
DIE GESTALT
DES DEUTSCHEN

FERDINAND HIRT IN BRESLAU
1926

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

FRIEDRICH WOLTERS
DIE GESTALT DES DEUTSCHEN

LESEWERK:
VIERTER TEIL

FERDINAND HIRT IN BRESLAU
1926

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

25
phi 9
280
W 868

185.493

5.015.828.01

Philos. Institut
der Universität
Düsseldorf

(651978)

INHALT

STAATLICHE GRUNDKRÄFTE 1

1. VOLKSTUM UND GESCHICHTLICHES ERBE 1

Bewahrung deutschen Wesens gegen Rom 1. Das ursprüngliche Volk 2. Welthaltigkeit und Weltverflüchtigung 3. Das deutsche Rätsel 5. Der Beruf der Deutschen 6. Unteilbarkeit des Volkes 6. Einheit 7. Das nötige Opfer 8. Die Idee des Volkes 8. Die Religion des Vaterlandes 9. Ewigkeit des Erbes 10. Das Werden im Vergehen 10. Lebendiges Umschaffen der Geschichte 11.

2. SPRACHE 13

Schöpferin Sprache 13. Die Sprache als Wehr 13. Das göttliche Wort 14. Gespräch und Rede 14. Schauspielerisches und Dichterisches Hersagen 17. Die Dichtersprache als Schöpferin der Gemeinschaft 18. Dichtung als bildende Kraft 19. Traumkraft der Dichtung 19. Forderung der geformten Prose 20. Heiligkeit des Wortes 21. Einheit von Klang, Maß und Tanz 21.

3. LEIB UND GEIST 23

Erzeugung der vaterländischen Kunst aus dem Geiste 23. Bildwerdung von Siegern und Göttern 24. Männliche und weibliche Schönheit 25. Das neue Körpergefühl: die Turnkunst 26. Lebendiges Lehren und Lernen auf den Universitäten 28. Widerstand in Gefahr 29. Krieg als geistige Erscheinung 30. Der ewige Krieg 30. Der Krieg als Retter des Geistes 30.

GÜLTIGE MAASSE 32

1. ARTUNG GROSSER MENSCHEN 32

Dasein und Wirken großer Geister 32. Die Großen und Thersites 32. Hoffnung auf den Erneuerer 34. Widerstand gegen das Bedeutende 35. Bewahrung der Größe durch die künstlerische Form 36. Einsame in schlimmer Zeit 37. Vorläufer und Endblüten 38. Notwendigkeit des gefahrvollen Lebens 38. Die Tat als Recht des ersten Schrittes 38. Dichter und Täter 39. Dichterisches Maß 39. Vollendung des Menschlichen im großen Manne 40. Totengericht 42.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

2. VORBILDER 43

Nachahmung als Grund der deutschen Universalität 43. Wesen der Genien 45. Bild des germanischen Helden 47. Großes erwächst am Großen 49. Wille nach Rang 50. Amt und Raum des Redners 51. Der Beruf des Dichters 53. Wohlgeratenheit 54. Der Grieche 55. Sichten auf den größten Gegner 1—7. 56—65.

3. LOBREDEN 66

Shakespeare der Dichter 66. Lob Klopstocks 68. Preisgespräch auf Bach 68. Freundschaft und Schönheit im Leben Winckelmanns 69. Winckelmanns Tod 71. Hamanns Bild 72. Herder 73. Lobrede auf Wieland 74. Lobrede auf Goethe 79. Steffens bei Tieck 80. Prinz Louis Ferdinand 81.

ABLEHNUNG UND BEGRENZUNG 82

Wachsende Nebel 82. Prüfstein des Ranges 82. Heldische Fehde und moderner Massenkrieg 83. Roheit der Parteimoral 84. Der Philister 85. Antike Einfachheit gegen moderne Gebrochenheit 85. Antike und christliche Geschichtsschreibung 86. Übertriebene Sachlichkeit der Wissenschaft 85. Der verurteilte Weltweise 90. Lumpenpapier und Buchdruck 91. Toter Buchstabe und totes Geld 93. Religiöse Spaltung 94. Deutsche oder fremde Freiheit 95. Wissenschaft – Bildung – Kunst 96.

EINZELGESTALTEN UND GEMEINSCHAFTEN 97

1. STAATLICHE MENSCHEN 97

Theoderich der Große 97. Karl der Große 98. Otto der Große 99. Adelheid 102. Friedrich Barbarossa 104. Kaiser Friedrich II. 105. Konradin 106. Rudolf von Habsburg 107. Albrecht I. und Adolf von Nassau 108. Don Juan d'Austria 109. Wolther von Plettenberg, Heermeister in Livland 110. Erzbischof Wolf Dietrich von Salzburg 114. Wallenstein 116. Pappenheim 119. Der Fähnrich und seine Fahne 119. Maximilian von Trautmannsdorff 121. Wilhelm von Oranien 123. Prinz Eugen 126. Guido von Starhemberg 129. Friedrich Wilhelm I. und sein Heer 131. Friedrich der Große 132. Friedrich der Große im Siebenjährigen Kriege 134. Katharina von Zerbst, Kaiserin von Rußland 136. Joseph II. über sich selbst 136. Justus Möser 137. Prinz Louis Ferdinand 139. Blücher 141. Scharnhorst 141. Ernst Moritz Arndt 142. Metternich 143. Bismarck 144.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

2. GEISTIGE MENSCHEN 148

Mathildes Tod 148. Der Heilige Wolfgang 150. Die Heilige Hildegard von Bingen 151. Albert der Große 154. Ekkehardt 157. Erasmus 158. Dürer 159. Reuchlin 160. Luther – Zwingli – Calvin 162. Luther 163. Melanchthon 165. Rudolf Agricola 167. Konrad Celtis 169. Johann Kepler 172. Martin Opitz 173. Johann Sebastian Bach 175. Leibniz und Thomasius 177. Pöppelmann und Georg Bähr 179. Der alte Wieland 181. Winckelmanns Gipfel und Ende 182. Lessing über sich selbst 184. Kant 185. Mozart über sich selbst 186. Der junge Goethe 188. Goethes Antlitz 190. Goethe und Schiller 190. Der Olympier 191. Goethe der Bejaher der Wirklichkeit 192. Goethes Einsamkeit 192. Goethe und sein Volk 193. Der Fürst der Geister als Hindernis der Auflöser 194. Wilhelm von Humboldt 195. Alexander von Humboldt 197. Schelling in Jena 198. Caroline 199. Johannes von Müller 200. Bettina und Clemens 202. Feuerbach. Marées. Böcklin 203. Ernst von Bergmann 206. Nietzsche 208.

3. BÜNDE 210

Reuchlin und Melanchthon 210. Sanssouci 210. Der Hainbund 213. Herder und Hamann 213. Herder–Sokrates und Goethe–Alkibiades 214. Goethe und Schiller 215. Friedrich Schlegel und Novalis 218. Die Romantiker 219. Zehn Jünglinge würden genügen 220. Männerfreundschaft 221. Ludwig II. und Wagner 222. Lehrer und Schüler 225. Nietzsche und Wagner 225.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

STAATLICHE GRUNDKRÄFTE

1. VOLKSTUM UND GESCHICHTLICHES ERBE

BEWAHRUNG DEUTSCHEN WESENS GEGEN ROM

Die Verheißung eines Lebens auch hienieden über die Dauer des Lebens hienieden hinaus — allein diese ist es, die bis zum Tode fürs Vaterland begeistern kann.

So ist es auch bisher gewesen. Wo da wirklich regiert worden ist, wo bestanden worden sind ernsthafte Kämpfe, wo der Sieg errungen worden ist gegen gewaltigen Widerstand, da ist es jene Verheißung ewigen Lebens gewesen, die da regierte und kämpfte und siegte. — —

In diesem Glauben setzten unsere ältesten gemeinsamen Vorfahren, das Stammvolk der neuen Bildung, die von den Römern Germanier genannten Deutschen, sich der herandringenden Weltherrschaft der Römer mutig entgegen. Sahen sie denn nicht vor Augen den höheren Flor der römischen Provinzen neben sich, die feinern Genüsse in denselben, dabei Gesetze, Richterstühle, Rutenbündel und Beile in Überfluß? Waren die Römer nicht bereitwillig genug, sie an allen diesen Segnungen teilnehmen zu lassen? Erlebten sie nicht an mehreren ihrer eigenen Fürsten, die sich nur bedeuten ließen, daß der Krieg gegen solche Wohltäter der Menschheit Rebellion sei, Beweise der gepriesenen römischen Klemenz, indem sie die Nachgiebigen mit Königstiteln, mit Anführerstellen in ihren Heeren, mit römischen Opferbinden auszierten, ihnen, wenn sie etwa von ihren Landsleuten ausgetrieben wurden, einen Zufluchtsort und Unterhalt in ihren Pflanzstädten gaben? Hatten sie keinen Sinn für die Vorzüge römischer Bildung, zum Beispiel für die bessere Einrichtung ihrer Heere, in denen sogar ein Arminius das Kriegshandwerk zu erlernen nicht verschmähte? Keine von allen diesen Unwissenheiten oder Nichtbeachtungen ist ihnen aufzurücken. Ihre Nachkommen haben sogar, sobald sie es ohne Verlust für ihre Freiheit konnten, die Bildung derselben sich angeeignet, inwieweit es ohne Verlust ihrer Eigentümlichkeit möglich war. Wofür haben sie denn also mehrere Menschenalter hindurch gekämpft im blutigen, immer mit derselben Kraft sich wieder erneuernden Kriege? Ein römischer Schriftsteller läßt es ihre Anführer also aussprechen: Ob ihnen denn etwas anders übrigbleibe, als entweder die Freiheit zu behaupten oder zu sterben, bevor sie Sklaven würden? Freiheit war ihnen, daß sie eben Deutsche blieben, daß sie fortführen, ihre Angelegenheiten selbständig und ursprünglich ihrem eigenen Geiste gemäß zu entscheiden und diesem gleichfalls gemäß auch in ihrer Fortbildung vorwärts zu rücken, und daß sie diese Selbständigkeit auch auf ihre Nachkommenschaft fortpflanzten; Sklaverei hießen ihnen alle jene Segnungen, die ihnen die Römer antrugen, weil sie dabei etwas anderes denn Deutsche, weil sie halbe Römer werden müßten, es verstehe sich von selbst, setzten sie voraus, daß jeder, ehe er dies werde,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lieber sterbe, und daß ein wahrhafter Deutscher nur könne leben wollen, um eben Deutscher zu sein und zu bleiben und die Seinigen zu ebensolchen zu bilden.

Sie sind nicht alle gestorben, sie haben die Sklaverei nicht gesehen, sie haben die Freiheit hinterlassen ihren Kindern. Ihrem beharrlichen Widerstande verdankt es die ganze neue Welt, daß sie da ist, so wie sie da ist. Wäre es den Römern gelungen, auch sie zu unterjochen und, wie dies der Römer allenthalben tat, sie als Nation auszurotten, so hätte die ganze Fortentwicklung der Menschheit eine andere und, man kann nicht glauben, erfreulichere Richtung genommen. Ihnen verdanken wir, die nächsten Erben ihres Bodens, ihrer Sprache und ihrer Gesinnung, daß wir noch Deutsche sind, daß der Strom ursprünglichen und selbständigen Lebens uns noch trägt; ihnen verdanken wir alles, was wir seitdem als Nation gewesen sind, ihnen, falls es nicht etwa jetzo mit uns zu Ende ist und der letzte von ihnen abgestammte Blutstropfen in unseren Adern versiegt ist, ihnen werden wir verdanken alles, was wir noch ferner sein werden. Ihnen verdanken selbst die übrigen uns jetzt zum Auslande gewordenen Stämme, in ihnen unsere Brüder, ihr Dasein; als jene die ewige Roma besiegten, war noch keins aller dieser Völker vorhanden; damals wurde zugleich auch ihnen die Möglichkeit ihrer künftigen Entstehung mit erkämpft.

Diese und alle anderen in der Weltgeschichte, die ihres Sinnes waren, haben gesiegt, weil das Ewige sie begeisterte, und so siegt immer und notwendig diese Begeisterung über den, der nicht begeistert ist. Nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüts ist es, welche Siege erkämpft. (Fichte, Reden an die deutsche Nation, 1807/1808.)

DAS URSPRÜNGLICHE VOLK

So trete denn in seiner vollendeten Klarheit heraus, was wir unter Deutschen verstanden haben. Der eigentliche Unterscheidungsgrund liegt darin, ob man an ein absolut Erstes und Ursprüngliches im Menschen selber, an Freiheit, an unendliche Verbesserlichkeit, an ewiges Fortschreiten unsers Geschlechts glaube oder ob man an alles dieses nicht glaube, ja wohl deutlich einzusehen und zu begreifen vermeine, daß das Gegenteil von diesem allen stattfinde. Alle, die entweder selbst schöpferisch und hervorbringend das Neue leben oder die, falls ihnen dies nicht zuteil geworden wäre, das Nichtige wenigstens entschieden fallen lassen und aufmerkend dastehen, ob irgendwo der Fluß ursprünglichen Lebens sie ergreifen werde, oder die, falls sie auch nicht so weit wären, die Freiheit wenigstens ahnden und sie nicht hassen oder vor ihr erschrecken, sondern sie lieben: alle diese sind ursprüngliche Menschen, sie sind, wenn sie als ein Volk betrachtet werden, ein Urvolk, das Volk schlechtweg, Deutsche. Alle, die sich darein ergeben, ein Zweites zu sein und Abgestammtes, und die deutlich sich also kennen und begreifen, sind es in der Tat und werden es immer mehr durch diesen ihren Glauben, sie sind ein Anhang zum Leben, das vor ihnen oder neben ihnen aus eignem Triebe sich regte, ein vom Felsen zurücktönender Nachhall einer schon verstummten Stimme, sie sind als Volk

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

betrachtet außerhalb des Urvolks und für dasselbe Fremde und Ausländer. In der Nation, die bis auf diesen Tag sich das Volk schlechtweg oder Deutsche nennt, ist in der neuen Zeit, wenigstens bis jetzt, Ursprüngliches an den Tag hervorgebrochen, und Schöpferkraft des Neuen hat sich gezeigt; jetzt wird endlich dieser Nation durch eine in sich selbst klargewordene Philosophie der Spiegel vorgehalten, in welchem sie mit klarem Begriffe erkenne, was sie bisher ohne deutliches Bewußtsein durch die Natur ward, und wozu sie von derselben bestimmt ist; und es wird ihr der Antrag gemacht, nach diesem klaren Begriffe und mit besonnener und freier Kunst vollendet und ganz sich selbst zu dem zu machen, was sie sein soll, den Bund zu erneuern und ihren Kreis zu schließen. Der Grundsatz, nach dem sie diesen zu schließen hat, ist ihr vorgelegt; was an Geistigkeit und Freiheit dieser Geistigkeit glaubt und die ewige Fortbildung dieser Geistigkeit durch Freiheit will, das, wo es auch geboren sei und in welcher Sprache es rede, ist unsers Geschlechts, es gehört uns an, und es wird sich zu uns tun. Was an Stillstand, Rückgang und Zirkeltanz glaubt oder gar eine tote Natur an das Ruder der Weltregierung setzt, dieses, wo auch es geboren sei, und welche Sprache es rede, ist undeutsch und fremd für uns, und es ist zu wünschen, daß es je eher je lieber sich gänzlich von uns abtrenne. (Fichte, Reden an die deutsche Nation, 1807/1808.)

WELTHALTIGKEIT UND WELTVERFLÜCHTIGUNG

Solange noch Einer Stimme findet und ruft, ist die Flamme Gottes im Herd des Volkes nicht ganz erloschen. Freilich, wo Nietzsche schon die Vollendung der Auflösung sah, sehen wir heute kaum den Anfang des Endes, und worin er die Hoffnung sah, in sich selbst und dem Übermenschen, sehen wir die letzte Selbstaufhebung der Welt, die er in ihrem Wesen befocht, aber in ihren geistigen Mitteln noch vertrat. Aber sein Opfer lehrte uns unser Schicksal deutlicher ahnen: uns machte der Gott, wie Schlegel es sagte, unendlich in der Zerrüttung, wir Deutschen mußten uns von allen am tiefsten zerrütten, weil der Aufbau der Welt aus unserem Blute geschehen soll, wir mußten das Erbe gänzlich vergeuden und dennoch die Kraft behalten, zum Geiste zurückzukehren. Wenn darum die westlichen Völker in ihren Umwälzungen sich an der Neuordnung ihrer staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen begnügen, die östlichen Barbarenvölker sich in seelischen und wirtschaftlichen Zuckungen erschöpfen durften, gingen unsere Versuche, die erstarrten Kräfte zu lösen, die freiwerdenden neu zu binden, auf die tiefer dringenden, auf die religiösen und geistigen Umwälzungen, und unser vielfältiger, immer wieder zerrissener, immer wieder zerspaltener Gemeinschaftskörper widerstrebte so lange der Einheit und muß widerstreben, weil nur die umfassendste Bindung das letzte Sehnen unseres Geistes befrieden, seine tausendfach verwickelten und verborgenen, vergrabenen und schlafenden Kräfte verleiblichen kann. Wo jene Völker darum in den neuen Jahrhunderten Lenker und Denker des Staates, Ordner und Führer der Wirtschaft erzeugten, erhoben sich in unserer Mitte die Neuerer des Geistes, welche das Äußerste forderten, die sich nicht der Regelung des gerade Notwendigen, nicht der Ordnung des gerade

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Verwirrten, nicht der Nutzung des gerade sich Bietenden widmeten, sondern ein Ganzes, Umfassendes, Unbedingtes betrieben: die völlige Abgeschiedenheit der Seele, die Freiheit des Christenmenschen, den Bau des Weltalls, die prästabilierte Harmonie, die Kritik der Vernunft, die absolute Musik, die Welt als Wille und Vorstellung, das Gesamtkunstwerk, die vollkommene Wirtschaftsordnung und endlich die blonde Bestie, den Übermenschen. Wir ehren diese Helden des Geistes, in deren leidenschaftlichem Willen sich die deutsche Sehnsucht nach dem vollkommenen Menschenbilde offenbarte, wir ehren sie mit unseren großen Tätern als die Sucher nach schwerstem Ziel, „die in allen ihren Bewegungen, ihrem ganzen Gesichtsausdruck, ihrer fragenden Stimme, ihrem flammenden Auge nur Eins verrieten, daß sie Suchende waren, und daß sie eben das inbrünstig und mit ernster Beharrlichkeit suchten, was der Bildungsphilister zu besitzen wähnt: die echte ursprüngliche deutsche Kultur. Gibt es einen Boden, schienen sie zu fragen, der so rein, so unberührt, von so jungfräulicher Heiligkeit ist, daß auf ihm und auf keinem anderen der deutsche Geist sein Haus baue? So fragend zogen sie durch die Wildnis und das Gestrüpp elender Zeiten und enger Zustände", litten Not und Qual, entfesselten Kampf und Sturm in den Seelen und Völkern und verhinderten, daß die Säfte verstockten.

Wir ehren sie hoch, weil sie Unmögliches verlangend doch die Wege offen und das Bild der Sehnsucht im Deutschen wach erhielten — aber ebensosehr verachten wir ihre Fratzenbilder und Falschdeuter, die ausgetretene Wege noch breiter treten, mit verschlissenen Fetzen ihre Leere bedecken und, wenn sie ihr Volk und Land verraten, sich gleich jenen Richtern, Lösern und Warnern dünken. Sie glauben ein Geistiges zu verteidigen und füttern nur ihre Narrheit groß, ein Ideelles zu retten — die Ideologen! — und verderben auch noch den letzten schwachen Glauben an die Denkbilder unserer großen Ahnen. Sie wollen den deutschen Schoß zum Weltenkessel der Menschheit weiten und mit einem Sprung ans Ziel der Geburt. Denn sie lieben nicht wie jene den Kampf, weder in der eigenen Brust noch draußen im Feld, sondern mit Vernichtung der heldischen Mächte des Wettstreits, die den Geist ernähren, mit Umgehung des Schicksals, das Opfer fordert, mit Verschleierung der Gegenkräfte, die das Leben zu seiner Erhaltung so nötig braucht wie Frieden, Ruhe und Versöhnung, ersehnen sie die ungefährdete, die risikolose Welt, wo jeder Schwache, der sanft und listig einhergeht, besser zu seinem Rechte kommt als der Starke, der Raum für die Auswirkung seiner Kräfte braucht, wo jeder Zage, der sich einfügt, besser zu seinem Rechte kommt, als der heldische Mensch, der um großer Ziele willen sich und die Seinen in Kampf und Opfer führt, wo jeder Kranke und Schiefe, auf Verständnis und Schonung pochend, besser gedeiht als der Gesunde und Gerade, dem die Bewegung seiner Glieder verwehrt ist, und der für das seichte Glück der Vielen Stolz und Frohmut seines blühenden Leibes verzehren soll. Was macht aber jeden Edlen, was macht den Rhein zum fruchtbaren und zum schönsten Strom? Daß er Berge durchstößt, Ebenen bezwingt, daß er stolz und herrscherlich ist, trotzig und stark! Jene aber wollen den Strom unseres Volkes im Sande der Menschheit versickern lassen, sie sehen schon heute in der Internationalisierung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des Rheines den ersten Schritt zum neuen Europa, zur Internationalisierung aller Flüsse und Straßen Europas und hören das Lachen der Nachbarn nicht über deutsche Narren, die in Deutschlands Schmach das erste Opfer auf dem Wege zur Vollendung der Menschheit sehen: Deutschland bliebe das einzige Schaf, das auf dem Herde der Menschheit geopfert würde, und die übrigen Völker setzten sich hin „zum lecker bereiteten Mahle". „Der Wilde," schrieb Freiherr vom Stein an Pertz, „der sein Weib und Kind mit ruhiger Freude liebt und für seinen Stamm wie für sein Leben mit beschränkter Wirksamkeit glüht, ist ein wahreres Wesen, als jener gebildete Schatten, der für den Namen des ganzen Geschlechtes, das ist für einen Namen, glüht. Das verschwammte Herz eines Kosmopoliten ist eine Hütte für niemand." Wir mußten diese Menschart sorgsam von unseren Denkern und Weisen scheiden — von unsern Tätern sind sie geschieden! —, daß ihre begriffliche Leere und blutleeres Grübeln sich nicht irgendein Recht nähme, aus jenen Gedankenbauten und erdumspannenden Sichten, die aus glühenden Herzen geboren wurden, deren Gefahren notwendige Gefahren unseres Wesens waren, deren Glaubens- und Geisterkämpfe wohl unsere Gemeinschaft zerrissen und jahrhundertelang unsere Tatkraft und Tatlust nach außen lähmten, aber unseren Boden von Unrat rodeten und reinigten und das unverlorne und unverlierbare Sehnen nach dem schöneren Gottbild, nach der deutschen Gestalt lebendig bewahrten. Das ist der Sinn unseres grausamen Schicksals, daß wir uns selbst nicht genügten, nicht genügen durften, bis der reinste Boden für das Wunschbild unseres Geistes sich endlich fände. (Friedrich Wolters und Walter Elze, Stimmen des Rheines, 1923.)

DAS DEUTSCHE RÄTSEL

Als ein Volk der ungeheuerlichsten Mischung und Zusammenrührung von Rassen, vielleicht sogar mit einem Übergewicht des vor-arischen Elementes, als „Volk der Mitte" in jedem Verstande, sind die Deutschen unfaßbarer, umfänglicher, widerspruchsvoller, unbekannter, unberechenbarer, überraschender, selbst erschrecklicher, als es andere Völker sich selber sind: — sie entschlüpfen der Definition und sind damit schon die Verzweiflung der Franzosen. Es kennzeichnet die Deutschen, daß bei ihnen die Frage „was ist deutsch?" niemals ausstirbt. — — Was Goethe eigentlich über die Deutschen gedacht hat? — Aber er hat über viele Dinge um sich herum nie deutlich geredet und verstand sich zeitlebens auf das feine Schweigen: — wahrscheinlich hatte er gute Gründe dazu. Gewiß ist, daß es nicht „die Freiheitskriege" waren, die ihn freudiger aufblicken ließen, so wenig als die Französische Revolution, — das Ereignis, um dessentwillen er seinen Faust, ja das ganze Problem „Mensch" umgedacht hat, war das Erscheinen Napoleons. Es gibt Worte Goethes, in denen er, wie vom Auslande her, mit einer ungeduldigen Härte über das abspricht, was die Deutschen sich zu ihrem Stolze rechnen: das berühmte deutsche Gemüt definiert er einmal als „Nachsicht mit fremden und eignen Schwächen". Hat er damit unrecht? — es kennzeichnet die Deutschen, daß man über sie selten völlig unrecht hat. Die deutsche Seele hat

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gänge und Zwischengänge in sich, es gibt in ihr Höhlen, Verstecke, Burgverließe; ihre Unordnung hat viel vom Reiz des Geheimnisvollen; der Deutsche versteht sich auf die Schleichwege zum Chaos. Und wie jeglich Ding sein Gleichnis liebt, so liebt der Deutsche die Wolken und alles, was unklar, werdend, dämmernd, feucht und verhängt ist: das Ungewisse, Unausgestaltete, Sich-Verschiebende, Wachsende jeder Art fühlt er als „tief". Der Deutsche selbst ist nicht, er wird, er „entwickelt sich". (Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse, 1885/1886.)

DER BERUF DER DEUTSCHEN

Fragt nie nach dem unmittelbaren Erfolge, noch nach dem Umfange des Guten, das Ihr gewirkt habt, noch nach der Anzahl der Euch ergebnen Gemüter! Es bedarf nicht vieler, um das Größte zustande zu bringen. Bedenkt, daß ein einziges Wort, in einer glückseligen Stunde gesprochen, Nationen vom Tode erwecken, das verloschne heilige Feuer in ganzen Geschlechtern wieder anzünden kann! Es ist unmöglich, daß ein Volk, wie das unsre, so sehr es auch gepeinigt und gekränkt, verlassen und verraten werden mochte, so sehr es auch durch höllische Blendwerke oder durch Niederlagen und Unglück verwirrt, eine Zeitlang sich selbst vergessen haben konnte, nicht endlich vom schmählichsten Verfall, von der grausamsten Erniedrigung zurück komme; unmöglich, daß so viel Geistesgewalt, so viel vereinzelte, aber gediegene Kraft, solcher Reichtum natürlicher Talente und tiefdringender, vielseitiger Bildung, als wir in unserem Schoße vereinen, sich nicht, früh oder spät, in irgend einem Brennpunkte sammle, von dort aus das Ganze belebe und alle eitlen Schranken durchbreche; unmöglich, daß aus diesem ehrwürdigen Stamme so mannigfaltiger Vortrefflichkeit und Hoheit, aus diesem Mutterlande Europäischer Herrschaft, aus so vielen durch ehemaligen Ruhm, durch große, bedeutungsvolle Namen zur Fortpflanzung eines heiligen Erbteils verpflichteten und geweihten Familien, aus so vielen, von uraltem Glanze, auch jetzt, auch in dieser Abenddämmerung aller Größe, noch umstrahlten Führergeschlechtern, nicht endlich Ein vollständiger Held, Ein Retter und Rächer hervorgehe, der die Tränen von allen Angesichtern abwische, der uns einsetze in unser ewiges Recht und Deutschland und Europa wieder aufbaue. Diesem Schutzgeiste, er erscheine, wann er wolle, entschloßne und brauchbare Werkzeuge, den unbefugten Regierern widerstrebende Untertanen, jeder wiederkehrenden, rechtmäßigen Herrschaft ein gehorsames und williges Volk — — und der Nachwelt, damit nicht ähnliches Verderben, als das, welches uns überzog, noch einmal über die Menschheit hereinbreche, eine Pflanzschule von kraftvollen Gemütern und rüstigen Vorfechtern zu erziehen: — das ist Euer großer Beruf. (Friedrich von Gentz, Fragmente aus der neusten Geschichte des politischen Gleichgewichts in Europa, 1806.)

UNTEILBARKEIT DES VOLKES

Es ist die Art eines jeglichen Axioms, daß es durch sich selber sich erweist. Hier liegt der Erweis im Instinkte aller Völker und aller Menschen, der jeden zu seinem Stamme treibt, daß er den Stammesverwandten durch innere Sym-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

pathie erkennt, daß er sich ihm als dem Gleichartigen verbunden fühlt, daß er in seinem Sein und Wesen ihn versteht und sich in seiner innersten Natur ihm befreundet findet, weil Art nicht lassen kann von Art, und das gleichgemischte Blut, auch in noch so viele Nebenströme ausgezweigt, sich nicht verleugnen kann. Seit undenklichen Zeiten ist Europa von einer gewissen Anzahl dieser Stämme bewohnt: der Slavische, der Griechisch-thrakische, jener der Magyaren, der Deutsche mit allen seinen Verzweigungen, der Bretonische, der Gallische, der Hispanische und Italische, das sind die Hauptgeschlechter der Völker, die in die europäische Erde sich geteilt. — —
In sich selbst ist jeder Stamm ein völlig geschlossenes und gerundetes Ganze; alle Glieder umschlingt ein gemeinsames Band der Blutsverwandtschaft; alle, wie sie eine Sprache reden äußerlich, so müssen sie auch innerlich eine Gesinnung haben und zusammenhalten für einen Mann: das ist ihnen erste Regel und Gesetz. Dieser Trieb, der alle Glieder in ein Ganzes knüpft, ist ein Naturgebot, das allen künstlichen Verträgen vorangeht: die darauf notwendig sich gründen müssen und, wenn anders, in sich selber nichtig sind. Darum sehen wir auch durch die ganze Geschichte, wie dieser Volksinstinkt immer jedem Zwange Trotz geboten, wie er unwiderstehlich alle Ketten sprengt, die man ihm angelegt, und wie, was jahrelange Not getrennt, ein Augenblick wieder zusammenfügt. — — Das Ganze kann nicht lassen von seinen Teilen auf ewige Zeiten, und die Teile können sich nicht zwingen lassen, also ihrem Volke abzusagen und einem fremden sich anzufügen. Hat das Schwert eine Gliedmaße abgetrennt und die Gewalt einem andern Körper abenteuerlich sie verknüpft, das Schwert wird leichter noch das unnatürliche Band auflösen, und von selbst wird das gelöste wieder mit dem seinen zusammenwachsen, wie der Wassertropfen mit seinesgleichen und Öl mit Öl ineinanderläuft, nimmer aber das Wasser mit dem Öle. (Görres, Rheinischer Merkur, 1814.)

EINHEIT

Es läßt sich das Gefühl, daß Deustchland ein Ganzes ausmacht, aus keiner deutschen Brust vertilgen, und es beruht nicht bloß auf Gemeinsamkeit der Sitten, Sprache und Literatur, sondern auf der Erinnerung an gemeinsam genossene Rechte und Freiheiten, gemeinsam erkämpften Ruhm und bestandene Gefahren, auf dem Andenken einer engeren Verbindung, welche die Väter verknüpfte, und die nur noch in der Sehnsucht der Enkel lebt. Das vereinzelte Dasein der sich selbst überlassenen deutschen Staaten würde die Masse der Staaten, die gar nicht oder schwer auf sich relbst ruhen können, auf eine dem Europäischen Gleichgewichte gefährliche Weise vermehren, die größeren deutschen Staaten, selbst Österreich und Preußen, in Gefahr bringen und nach und nach alle deutsche Nationalität untergraben.
Es liegt in der Art, wie die Natur Individuen in Nationen vereinigt und das Menschengeschlecht in Nationen absondert, ein überaus tiefes und geheimnisvolles Mittel, den Einzelnen, der für sich nichts ist, und das Geschlecht, das nur im Einzelnen gilt, in dem wahren Wege verhältnismäßiger und allmählicher Kraftentwicklung zu erhalten; und obgleich die Politik nie auf solche An-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sichten einzugehen braucht, so darf sie sich doch nicht vermessen, der natürlichen Beschaffenheit der Dinge entgegen zu handeln. Nun aber wird Deutschland in seinen, nach den Zeitumständen erweiterten oder verengerten Grenzen immer, im Gefühle seiner Bewohner und vor den Augen der Fremden, Eine Nation, Ein Volk, Ein Staat bleiben. (Wilhelm von Humboldt, Über die deutsche Verfassung, 1813.)

DAS NÖTIGE OPFER

Welcher Geist nun ist es, der sich an das Ruder stellen dürfe, der mit eigner Sicherheit und Gewißheit und ohne unruhiges Hin- und Herschwanken zu entscheiden vermöge, der ein unbezweifeltes Recht habe, jedem, den es treffen mag, ob er nun selbst es wolle oder nicht, gebietend anzumuten und den Widerstrebenden zu zwingen, daß er alles, bis auf sein Leben, in Gefahr setze? Nicht der Geist der ruhigen bürgerlichen Liebe der Verfassung und der Gesetze, sondern die verzehrende Flamme der höheren Vaterlandsliebe, die die Nation als Hülle des Ewigen umfaßt, für welche der Edle mit Freuden sich opfert und der Unedle, der nur um des ersten willen da ist, sich eben opfern soll. (Fichte, Reden an die deutsche Nation, 1807/1808.)

DIE IDEE DES VOLKES

Die Waffe, welche die Kirche gegen das Reich gewendet hatte, war der Zweifel an seiner Ebenbürtigkeit gewesen: sie hatte abgestritten, daß es gleich ihr seinen unmittelbaren Ursprung von Gott habe und behauptete, daß der Staat nur mittelbar durch sie, die alleinige Vikarin Gottes auf Erden, geschaffen werden dürfe, sollte sein Ursprung nicht vom Bösen sein. Nach der inneren Zermürbung des Universalreiches hatte sie diese Behauptung gegen die erstarkenden Einzelstaaten zu verteidigen, welche gerade im Kampfe gegen jede Universalität und so auch gegen deren kirchliche Begründung des unmittelbaren göttlichen Ursprungs aufwuchsen. Sie nahmen ihre Gegenwaffen aus der Zeit, welche die Gewalt von Staat und Kirche nicht in dieser ungeheuren Zweiheit kannte, nämlich der Antike, und suchten jeder durch die Wiederbelebung des römischen Begriffes vom Staate als einem Exklusivverbande alles innerhalb der äußeren Grenzen liegende Gebiet weltlicher wie geistlicher Gewalt als ihre eigenste Domäne in Anspruch zu nehmen. Dieser Wille mußte in seinen Folgerungen die allgemeine Kirche zerstören: die Reformation machte erst diese neuen einheitlichen Staatswesen möglich; die katholischen konnten ihnen bis zu den äußersten Graden der gallikanischen Kirche folgen.

Aber während des Kampfes der großen Gewalten und an ihrer Zersplitterung gestärkt, bildete sich langsam eine neue Gewalt, die in der Reformation mit dumpfer Kraft anrollte, von den Leitern der Staaten bereitwillig genutzt, um die Mauern der Kirche einzurennen, sofort wieder niedergetreten, als sie eigenes Recht beanspruchen wollte, die aber unzerstörbar in den beiden folgenden Jahrhunderten ihre einmal aufgebrochene Kraft in die Köpfe der Theoretiker zu werfen schien, ehe es ihr gelang, nach den Stadien des Meuchel-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mordes und der Schafotte in dem ungeheuren Kampfe der Revolution ein Rechtswesen unserer Zeit zu werden: ich meine, neben die Ideen der Kirche und des Staates tritt die Idee des Volkes. Die herrschenden Mächte des Mittelalters bildeten immer nur die Spitzen eines harmonisch gegliederten Baues; als mit seiner Auflösung die mittleren Glieder teils zerfielen, teils zur Selbständigkeit erstarkten, öffnete sich zwischen den Herrschern und den Beherrschten eine ungeheure, unüberbrückbare Kluft. Die Gesamtheit der Beherrschten wurde in den Begriff der Volksgemeinschaft gespannt, die nun naturgemäß den Herrschern gegenüber ihre neues Recht suchen mußte. So stellten sich in den religiösen Wirren des sechzehnten Jahrhunderts drei Mächte einander gegenüber und erhoben Anspruch am Staate: die Kirche, welche im allgemeinen ihren Willen und ihr Recht an der universalen Herrschaft nicht aufgab, forderte im besonderen wenigstens die geistliche Herrschaft im weltlichen Staate, der Herrscher forderte, als die Verkörperung des Staates selbst und also als der Inbegriff aller staatlichen Rechte angesehen zu werden; das Volk forderte nur dumpf ein gleiches, da es noch keine Organe besaß und die Überreste der alten Ordnung, die Stände, wenn sie nicht, wie in den meisten Ländern, langsam untergingen, nur selten unter ihren Sonderwünschen das Wohl des Ganzen vertraten. Vor allem aber hatte das Volk dem göttlichen Ursprung, aus welchem Kirche und Herrscher gleicherweise als der höchsten und einzigen Quelle ihre Rechte speisten, noch keinen Rechtsgrund seiner Ansprüche entgegenzusetzen. (Friedrich Wolters, Über die theoretische Begründung des Absolutismus im siebzehnten Jahrhundert, 1908.)

DIE RELIGION DES VATERLANDES

Deutsches Volk! Der schlaue Verderber will euch auch durch die Religion entzweien; dahin spielt und winkt er. O seid wach und laßt es ihm nicht gelingen. Für der Väter Torheit und Wahnsinn ist genug gebüßt in früheren Tagen durch herrliche Opfer, durch lange Kriege, durch Millionen Leichen, durch verwüstete Städte und Gefilde. Laßt euch nicht verführen, laßt nicht neu werden, was längst vergessen und veraltet ist. Bedenkt, daß wir alle Deutsche, daß wir Söhne der Germanen sind. Ein Volk zu sein, ein Gefühl zu haben für eine Sache, das ist die Religion unsrer Zeit; durch diesen Glauben müßt ihr einträchtig und stark sein. Laßt alle die kleinen Religionen und tut die große Pflicht der einzig höchsten, und hoch über dem Papst und Luther vereinigt euch in ihr zu einem Glauben. Das ist die höchste Religion, zu siegen oder zu sterben für Gerechtigkeit und Wahrheit, zu siegen oder zu sterben für die heilige Sache der Menschheit, die durch alle Tyrannei in Lastern und Schanden untergeht; das ist die höchste Religion, das Vaterland lieber zu haben als Herren und Fürsten, als Väter und Mütter, als Weiber und Kinder; das ist die höchste Religion, seinen Enkeln einen ehrlichen Namen, ein freies Land, einen stolzen Sinn zu hinterlassen; das ist die höchste Religion, mit dem teuersten Blute zu bewahren, was durch das teuerste, freieste Blut der Väter erworben ward. Dieses heilige Kreuz der Welterlösung, diese ewige Religion der Gemeinschaft und Herrlichkeit, die auch Christus gepredigt hat, macht zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eurem Banner, und nach der Rache und Befreiung bringt unter grünen Eichen auf dem Altar des Vaterlandes dem schützenden Gotte die fröhlichen Opfer. (Ernst Moritz Arndt, Geist der Zeit II, 1808.)

EWIGKEIT DES ERBES

Die Vorfahren, wie sie die Geschichte herbeiruft, sind nicht kalte Zeugen; sie antworten, lebenswarm wirken sie fort, weil der Zauber des Herzens sie erweckt hat, in ihrer Gegenwart wirkt es sich freier, erhabener, gegenwärtiger fort. Sie scheinen zurückzunehmen, was wir ihnen gaben; sie scheinen Nachkommen zu werden, indem wir das altertümliche Gefühl früherer Zeiten erneuern.

Wenn die großen Gestalten verflossener Begebenheiten wieder deutlich werden, scheint sich wie durch ein Wunder auch die Zukunft wieder aufzuschließen: Vergangenheit und Zukunft sind nur sichtbar in- und nebeneinander.

Für sich, aus sich allein, absolut neu und ursprünglich soll der Mensch nicht handeln; nur fortsetzen sollen seine Taten die Taten der Vorfahren; anschließen soll er sich an eine Gemeinde, die schon da war — alle Gemeinden sind eine, aber die nächste sei ihm die beste —; herleiten soll er das Blut seiner Werke, den Geist seiner Entschlüsse von älteren und immer älteren Ahnherren.

Solches ist die Unsterblichkeit des Großen und Guten auf Erden, daß, wo nur würdiges, neues Leben sich regt, jenes alte immer fortlebt und daß nur unter kalten nichtswürdigen Seelen die Rede geht, es sei dahingegangen, es sei in Staub zerfallen. Die große und unvergängliche Sache, für deren Gedeihen der Held seinen irdischen Leib aussetzte, muß doch wohl eher sein Leib heißen, als dieser irdische, der in seiner Vergänglichkeit dem ewigen Sinne dessen, den ihr gestorben nennt, nicht genügen mochte. (Adam Müller, Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur, 1807.)

DAS WERDEN IM VERGEHEN

Die Bewegung des Menschengeschlechts, welche die Weltgeschichte zeigt, entspringt, wie alle Bewegung in der Natur, aus dem Drange, zu wirken und zu zeugen, und den Hemmungen, die dieser Drang erleidet, und folgt Gesetzen, die nur nicht immer sichtbar sind. An alles dies chaotische Fluten knüpft sich, da der Mensch einmal eine intellektuelle Natur ist, Geist und Idee an, gelingt oder mißglückt, pflanzt sich in gewissen, von Nationen zu Nationen übertragenen Formen fort und ändert, erweitert oder verengt, veredelt oder verschlechtert sich. Aber plötzlich wird wieder das Edelste, was er hervorgebracht hat, verschlungen von Naturbegebenheiten oder Barbarei; es ist sichtbar, daß das Schicksal das Geistig-Gebildete nicht achtet, und das ist die Unbarmherzigkeit der Weltgeschichte. Aus den Revolutionen gehen aber wieder neue Formen hervor, die Fülle der Kraft tritt in immer wechselnden und sich immer veredelnden Gestalten auf, und die Endabsicht, wie das Wesen alles Geschehenden besteht nur darin, daß sie sich ausspricht und sich aus

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

chaotischen Fluten zur Klarheit bringt. Jede noch so rohe und wilde Naturbewegung begleitet aber die nie untergehende Idee. Wo ein Krater einstürzt, ein Vulkan sich erhebt, hängt sich Schönheit oder Erhabenheit um seine Formen; wo eine Nation auftritt, lebt geistige Form, und Phantasie und Gemüt rührender Ton in ihrer Sprache. Drum ist in jedem Untergang Trost und in jedem Wechsel Ersatz. (Wilhelm von Humboldt, Betrachtungen über die Weltgeschichte, 1814.)

LEBENDIGES UMSCHAFFEN DER GESCHICHTE

Nur aus der höchsten Kraft der Gegenwart dürft ihr das Vergangne deuten: nur in der stärksten Anspannung eurer edelsten Eigenschaften werdet ihr erraten, was in dem Vergangnen wissens- und bewahrenswürdig und groß ist. Gleiches durch Gleiches! Sonst zieht ihr das Vergangne zu euch nieder. Glaubt einer Geschichtsschreibung nicht, wenn sie nicht aus dem Haupte der seltensten Geister herausspringt; immer aber werdet ihr merken, welcher Qualität ihr Geist ist, wenn sie genötigt wird, etwas Allgemeines auszusprechen oder etwas Allbekanntes noch einmal zu sagen: der echte Historiker muß die Kraft haben, das Allbekannte zum Niegehörten umzuprägen und das Allgemeine so einfach und tief zu verkünden, daß man die Einfachheit über der Tiefe und die Tiefe über der Einfachheit übersieht. —

Also: Geschichte schreibt der Erfahrene und Überlegene. Wer nicht Einiges größer und höher erlebt hat als alle, wird auch nichts Großes und Hohes aus der Vergangenheit zu deuten wissen. Der Spruch der Vergangenheit ist immer ein Orakelspruch: nur als Baumeister der Zukunft, als Wissende der Gegenwart werdet ihr ihn verstehen. Man erklärt jetzt die außerordentlich tiefe und weite Wirkung Delphis besonders daraus, daß die delphischen Priester genaue Kenner des Vergangnen waren; jetzt geziemt sich zu wissen, daß nur der, welcher die Zukunft baut, ein Recht hat, die Vergangenheit zu richten. Dadurch, daß ihr vorwärts seht, ein großes Ziel euch steckt, bändigt ihr zugleich jenen üppigen analytischen Trieb, der euch jetzt die Gegenwart verwüstet und alle Ruhe, alles friedfertige Wachsen und Reifwerden fast unmöglich macht. Zieht um euch den Zaun einer großen und umfänglichen Hoffnung, eines hoffenden Strebens. Formt in euch ein Bild, dem die Zukunft entsprechen soll und vergeßt den Aberglauben, Epigonen zu sein. Ihr habt genug zu ersinnen und zu erfinden, indem ihr auf jenes zukünftige Leben sinnt; aber fragt nicht bei der Geschichte an, daß sie euch das Wie? das Womit? zeige. Wenn ihr euch dagegen in die Geschichte großer Männer hineinlebt, so werdet ihr aus ihr ein oberstes Gebot lernen, reif zu werden, und jenem lähmenden Erziehungsbanne der Zeit zu entfliehen, die ihren Nutzen darin sieht, euch nicht reif werden zu lassen, um euch, die Unreifen, zu beherrschen und auszubeuten. Sättigt eure Seelen an Plutarch und wagt es, an euch selbst zu glauben, indem ihr an seine Helden glaubt. Mit einem Hundert solcher unmodern erzogener, das heißt reif gewordener und an das Heroische gewöhnter Menschen ist jetzt die ganze lärmende Afterbildung dieser Zeit zum ewigen Schweigen zu bringen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Um die Grenze zu bestimmen, an der das Vergangne vergessen werden muß, wenn es nicht zum Totengräber des Gegenwärtigen werden soll, müßte man genau wissen, wie groß die plastische Kraft eines Menschen, eines Volkes, einer Kultur ist; ich meine jene Kraft, aus sich heraus eigenartig zu wachsen, Vergangnes und Fremdes umzubilden und einzuverleiben, Wunden auszuheilen, Verlornes zu ersetzen, zerbrochne Formen aus sich nachzuformen. Es gibt Menschen, die diese Kraft so wenig besitzen, daß sie an einem einzigen Erlebnis, an einem einzigen Schmerz, oft zumal an einem einzigen zarten Unrecht, wie an einem ganz kleinen blutigen Risse, unheilbar verbluten; es gibt auf der anderen Seite solche, denen die wildesten und schauerlichsten Lebensunfälle und selbst Taten der eignen Bosheit so wenig anhaben, daß sie es mitten darin oder kurz darauf zu einem leidlichen Wohlbefinden und zu einer Art ruhigen Gewissens bringen. Je stärkere Wurzeln die innerste Natur eines Menschen hat, um so mehr wird er auch von der Vergangenheit sich aneignen oder anzwingen; und dächte man sich die mächtigste und ungeheuerste Natur, so wäre sie daran zu erkennen, daß es für sie gar keine Grenze des historischen Sinnes geben würde, an der er überwuchernd und schädlich zu wirken vermöchte; alles Vergangne, eignes und fremdestes, würde sie an sich heran-, in sich hineinziehen und gleichsam zu Blut umschaffen. Das, was eine solche Natur nicht bezwingt, weiß sie zu vergessen; es ist nicht mehr da, der Horizont ist geschlossen und ganz, und nichts vermag daran zu erinnern, daß es noch jenseits desselben Menschen, Leidenschaften, Lehren, Zwecke gibt. Und dies ist ein allgemeines Gesetz: Jedes Lebendige kann nur innerhalb eines Horizontes gesund, stark und fruchtbar werden, ist es unvermögend, einen Horizont um sich zu ziehn und zu selbstisch wiederum, innerhalb eines fremden den eignen Blick einzuschließen, so siecht es matt oder überhastig zu zeitigem Untergange dahin. Die Heiterkeit, das gute Gewissen, die frohe Tat, das Vertrauen auf das Kommende — alles das hängt, bei dem Einzelnen wie bei dem Volke, davon ab, daß es eine Linie gibt, die das Übersehbare, Helle, von dem Unaufhellbaren und Dunkeln scheidet. (Nietzsche, Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben, 1873.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

2. SPRACHE

SCHÖPFERIN SPRACHE

Wie sonderbar, daß ein bewegter Lufthauch das einzige, wenigstens das beste Mittel unsrer Gedanken und Empfindungen sein sollte! Ohne sein unbegreifliches Band mit allen ihm so ungleichen Handlungen unsrer Seele wären diese Handlungen ungeschehen, die feinen Zubereitungen unsres Gehirns müßig, die ganze Anlage unsres Wesens unvollendet geblieben, wie die Beispiele der Menschen, die unter die Tiere gerieten, zeigen. Die Taub- und Stummgebornen, ob sie gleich jahrelang in einer Welt von Gebärden und andern Ideenzeichen lebten, betrugen sich dennoch nur wie Kinder oder wie menschliche Tiere. Nach der Analogie dessen, was sie sahen und nicht verstanden, handelten sie; einer eigentlichen Vernunftverbindung waren sie durch allen Reichtum des Gesichts nicht fähig worden. Ein Volk hat keine Idee, zu der es kein Wort hat: die lebhafteste Anschauung bleibt dunkles Gefühl, bis die Seele ein Merkmal findet und es durchs Wort dem Gedächtnis der Rückerinnerung, dem Verstande, ja endlich dem Verstande der Menschen, der Tradition einverleibt: eine reine Vernunft ohne Sprache ist auf Erden ein utopisches Land. Mit den Leidenschaften des Herzens, mit allen Neigungen der Gesellschaft ist es nicht anders. Nur die Sprache hat den Menschen menschlich gemacht, indem sie die ungeheure Flut seiner Affekte in Dämme einschloß und ihr durch Worte vernünftige Denkmale setzte. Nicht die Leier Amphions hat Städte errichtet, keine Zauberrute hat Wüsten in Gärten verwandelt; die Sprache hat es getan, sie, die große Gesellerin der Menschen. Durch sie vereinigten sie sich bewillkommend einander und schlossen den Bund der Liebe. Gesetze stiftete sie und verband Geschlechter; nur durch sie ward eine Geschichte der Menschheit in herabgeerbten Formen des Herzens und der Seele möglich. Noch jetzt sehe ich die Helden Homers, obgleich die Schatten des Sängers und seiner Helden so lange der Erde entflohn sind. Ein bewegter Hauch des Mundes hat sie unsterblich gemacht und bringt ihre Gestalten vor mich: die Stimme der Verstorbenen ist in meinem Ohr: ich höre ihre längst verstummten Gedanken. Was je der Geist der Menschen aussann, was die Weisen der Vorzeit dachten, kommt, wenn es mir die Vorsehung gegönnt hat, allein durch Sprache zu mir. Durch sie ist meine denkende Seele an die Seele des ersten und vielleicht des letzten denkenden Menschen geknüpfet: kurz, Sprache ist der Charakter unsrer Vernunft, durch welchen sie allein Gestalt gewinnt und sich fortpflanzet. (Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, 1784/1891.)

DIE SPRACHE ALS WEHR

Aus der Tiefe erwarte ich unser Heil, aus der Höhe, leider! nicht mehr. Auf Deutschland rechne ich noch, auf keinen einzelnen Staat des gemeinschaftlichen Vaterlandes. Was aufgelöst und geschieden wurde durch rohe Gewalt oder treulose Verschmitztheit, wird sich wieder binden und vereinigen in den Tiefen des Volkscharakters nach den Gesetzen einer höhern Wahl-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verwandtschaft. Das edlere Denken, Sprechen und Schreiben sichert uns eine noch unbesiegte Sprache, die glücklicherweise ihrer höhern Eigentümlichkeit nach von den Fremdlingen nicht begriffen wird. Nur sie wird noch lange „der eigentliche Rhein bleiben, welcher jene vorstürmenden Tempelräuber zurückhält von dem heiligen Gebiet unsrer geistigen, sittlichen und religiösen Besitztümer". Hier dürfen wir uns noch immer ungestört bereichern, und mit diesem innern Wohlstand wird auch unser Mut wachsen, unsre Volkskraft sich immer gediegener emporheben. Alsdann — aber vielleicht schon früher; denn wer möchte im voraus die Wirkungen eines unverhältnismäßigen Drucks von außen berechnen, — alsdann wird die Auferstehung erfolgen, welche auch ich als einen der trostreichsten Glaubensartikel unsrer Lehre betrachte. (C. G. v. Brinkmann an Gentz, 1807.)

DAS GÖTTLICHE WORT

Je gesunder das Leben, und je reiner der göttliche Atem der Seele, desto mehr gehen die Wunder der geistigen Wirkungen in die ganze Blüte des Daseins über als Mut der Arbeit, als tapfere Tat, ideales Werk, als Tugend und Geduld des ganzen Gemütes. Dabei richte jeder, was Wissenschaft, Geistesbildung, Frömmigkeit ihm Herrlichstes aufschließt, auf das Ganze und immer auf das Ganze des Lebens und der Welt. Wer alles einzeln in sich erschaffen und erleben will, beschaut sich selbst zuletzt in leerer Eitelkeit und wird ein Affe, weil er Gott zu werden trachtete. Darum ist das Wort, das ewige Wort des Lebens, Fleisch geworden, damit das andere Wort, die Macht der Sprache und Lehre, endlich die einzige Zauberkraft würde, der wir vertrauen dürfen. Wie die Musik in dem Maße gestaltloser und durch das Spiel mit allen möglichen Gestalten und Bildern und zu allen möglichen Gestalten und Bildern hin die verworrenste und weichlichste aller Künste geworden, wie wir sie in unsern Tagen erleben, als sie sich von ihrem lebendigen Worte, von der menschlichen Stimme und dem Gesange, entfernt hat, und wie sie fast in eine Gaukelei und Hexerei mit den Instrumenten ausgeartet ist, so sind alle Wunderscheine und Wundererscheinungen in dem Maße verführerischer und verderblicher, als sie von dem Wunder abirren, das uns verheißen ist durch die Wirkung des göttlichen Wortes, woran wir glauben. (Ernst Moritz Arndt, Geist der Zeit IV, 1818.)

GESPRÄCH UND REDE

Das Gespräch ist der erste aller Genüsse, weil es die Seele aller andern Genüsse ist: auf diese einfache Formel reduziert sich das ganze verschlungene Treiben unseres Lebens. Was uns in allen Geschäften des Lebens reizt, anspornt, erhebt, was wir aber dort erst zusammengreifen und in einen einzigen Körper zusammenbauen müssen, damit es wie mit einer Stimme uns antworte, steht in dem lebendigen, freien Gespräch schon verkörpert als Freund und Gegner gegen uns über; in der Brust des Freundes streiten alle feindseligen Mächte, die sich draußen im Felde und auf dem Forum nur irgend begegnen können; das Geheimnis eines einzigen Herzens ergründen heißt die Welt ergründen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zu einem wahren Gespräch gehören gewisse Erfordernisse, die sich, zumal in unsrer Zeit, seltner beisammen finden, als man denken sollte. Zuvörderst zwei durchaus verschiedene Sprecher, die einander geheimnisvoll und unergründlich sind; dann zwischen beiden eine gewisse gemeinschaftliche Luft, ein gewisser Glaube, ein Vertrauen, ein gemeinschaftlicher Boden der Wahrheit und der Gerechtigkeit. Beide Forderungen sollte der Mensch eigentlich erfüllen, inwiefern er Mensch ist: indes finde ich besonders die heutige Generation so einförmig und so zerrissen, von dem, was sie vereinigen sollte, nämlich den Ideen, so abgewendet, und in den Formen des Geistes, darin sie sich brechen sollte, so gleichartig, daß es mich nicht befremden kann, wenn es überhaupt viel mehr Redende als Hörende, viel mehr Lehrende als Lernende und wenig wahres Gespräch gibt. Die ein Gespräch führen sollen, müssen einander etwas zu sagen haben, etwas Freies, Eigentümliches; die Form des Geistes in ihnen muß eine durchgängig verschiedene sein; jedermann gibt das auf den ersten Blick zu. Aber daß ein ebenso mächtiges Gemeinschaftliches zwischen ihnen sein müsse, daß neben dem höchsten Zwiespalt, den die Natur angerichtet, sie ein desto gewaltigeres Streben nach der Vereinigung und dem Frieden gelegt, also ein wahres und inniges Gespräch begründet habe, — bedarf einer näheren Auseinandersetzung. —

Für sich allein oder für jedermann — ist niemand ein Redner: wem nicht gewisse Personen, gewisse Arten des Widerspruchs den Mund verschließen, der mag ein geübter Sophist sein, aber ein Redner ist er sicherlich nicht. Wer nicht über gewisse Dinge mit mir einig ist, mit dem kann ich über die anderweiten nicht streiten. Glaubt ihr an mich, so bin ich ein Redner; zweifelt ihr an mir, so bin ich stumm; nicht etwa aus Absicht oder mit Vorsatz, aber weil mir wirklich das Vermögen, das Talent der Rede im Munde verlöscht. Glaubt ihr an mich, kann wohl nichts anderes heißen, als, glaubt ihr, daß ich etwas Höheres will als mich: nämlich die Wahrheit oder die Gerechtigkeit. Die beiden Sprecher also im Gespräch müssen aneinander glauben, eine Luft des Vertrauens muß sie beide umfangen, ein Boden der Gesinnung muß sie beide tragen; mindestens muß ein gemeinschaftliches Gesetz des Anstandes und Wohllautes zwischen ihnen obwalten.

Jenes große französische Gespräch über die höheren Angelegenheiten des Lebens, welches im Jahrhundert Ludwigs XIV. begann, zuvörderst alle ausgezeichneten, kräftigen, besonders aber alle galanten und liebenswürdigen Naturen jener Zeit mit sich fortriß, dann alle Höfe von Europa und von dort aus die Sitten und Meinungen der Völker ergriff, von einer Reihe glänzender Schriftsteller an allen Enden der gesitteten Welt wiederholentlich von neuem angefacht wurde, und erst seit zwanzig Jahren allmählich zu verlöschen und in ein totes Formenwesen zu zerfallen scheint, wie hätte es sich erhalten und eine Art von Weltherrschaft vorbereiten können, ohne ein gewisses Gesetz des Anstandes, dem sich die verschiedenartigsten Naturen mit Neigung unterwerfen konnten. Es ist dies Gesetz jenes geheimnisvolle Wesen, womit die Kritik des XVIII. Jahrhunderts sich vielfältig gequält, ohne es ergründen zu können: guter Geschmack wird es genannt, sehr sinnreich und bezeichnend für eine unbekannte und unergreifliche Eigenschaft vielmehr der Verhält-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nisse der Dinge untereinander, als der Dinge selbst: es ist das Element, es ist die gemeinschaftliche Luft, ohne welche die höhere französische Konversation nicht zu denken ist.

Ferner, was erhält, was belebt jenes beinah tausendjährige britische Gespräch über das Recht, die Freiheit und alle Heiligtümer der Menschheit, dessen Herd und Mittelpunkt das Parlament ist, von wo es sich unaufhörlich verbreitet über die Gerichtshöfe und über alle Gemeinden und Familien, und alle Gewerbe und Gespräche jener wunderbaren Insel? Nicht bloß, daß sich Charaktere von seltener Vortrefflichkeit und Eigentümlichkeit in jenem Lande begegnet sind, sondern daß frühe der Sinn für ein großes Gemeingut erweckt worden, worüber alle Parteien einverstanden waren, für die Verfassung nämlich. — Daß man über eine gewisse Grundform des öffentlichen Lebens einig war, war die Bedingung des britischen Gesprächs, wie, daß es eine gewisse sittliche, von niemandem bezweifelte Grundform des Privatlebens gab, die Bedingung des französischen Gesprächs, seiner Verbreitung, seiner Belebung. Kurz, man muß über gewisse Hauptsachen einig, man muß an Geist, an Sinn, an hervorstechender Zuneigung und Abneigung wenigstens von einerlei Art sein, um über das andere recht lebhaft, innig und ohne Ende streiten zu können. Mit dem Türken und allem, was außer der großen europäischen Glaubensverbindung stand, gab es nach den Ansichten unsrer Vorfahren keine Negoziation, kein Gespräch — und es ist sicherlich ein Sophist und kein Redner, der nicht bloß schweigt, aber dem nicht das Talent der Rede ohne Absicht, ohne Vorsatz im Munde verlöscht, wenn er sprechen soll mit Gegnern, die dieses Gemeinschaftliche verleugnen.

Jeder von uns hat es erfahren, daß, wenn es darauf ankommt, einen andern zu überzeugen, und alle Gründe und alle Beweise, welche der kalte Verstand gesammelt hat, nunmehr erschöpft und an der verschlossenen Herzenstür des Gegners ohne Wirkung umgekehrt sind, sich, vielleicht bei der zufälligen Erinnerung an etwas gemeinschaftlich Verehrtes oder Geliebtes, plötzlich ein Verständnis eröffnet. Dies ist der Augenblick, wo wir den Geist der Beredsamkeit über uns kommen fühlen, wo das eigentliche Gespräch beginnt, und wo nun jedes Wort seine Stelle findet. Deshalb verfehlen die Rührungen, auch in dem Munde des schlechten Redners, so selten ihren Zweck: sie bereiten ein gemeinschaftliches Element zwischen dem Redner und seinem Hörer, worin sich dann alles übrige leichter berührt. — —

Es hat Zeit gebraucht, bevor wir Deutschen ein dem Bewußtsein unsers ernsten und heiligen Willens zu der gerechten Anerkennung der Vorzüge unserer Nachbarn gekommen sind. Das ist die große Beschwerde unseres Lebens: statt jenes harmonischen Ineinandergreifens wirbelt es durcheinander bei uns wie der Gesang der Vögel im Walde, jede von den befiederten Familien hat ihren eignen Grundton, jede ihren besonderen Takt, und wenn das Ganze auch den Eindruck gäbe und die Vorahndung, daß der Frühling kommt, wenn es auch Vorgefühle erweckte von einer viel tieferen Harmonie, wer hört dieses Ganze, wer hört es vor seiner eignen Stimme? Jenes Element der Musik, jener eigentümliche Charakterzug unsres Planeten, welches noch außer der Atmosphäre, wie ein zarterer Dunstkreis in jenem gröberen, wie ein irdischer Äther diesen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wohnplatz der Menschheit umfängt, jenes Element von Musik, das keine Nation empfunden haben kann wie die, welche Gluck und Mozart und Haydn und Bach und Händel geboren, ist wirklich als Vorgefühl oder Nachgefühl in jedem deutschen Herzen, es lebt in unserer Kunst, es regt sich an tausend Stellen unserer Sprache, aber im wirklichen und gegenwärtigen deutschen Leben, das heißt im Gespräche und in den gesellschaftlichen Verbindungen, entbehren wir es. —

Die Dialekte unserer Sprache sind, zumal was Betonung und Akzent angeht, schöne Denkmale vaterländischer Treue, festen Beharrens in dem Boden, der uns erzeugt, und an die Weise, wie seine Berge und Wälder und die Herzen, die er trägt, den Ton der Herzlichkeit zurückgaben; aber wie schroff stehen sie untereinander, wie sperren und spannen sie die einzelnen Gebiete von Deutschland gegeneinander; so auch die Gesinnungen, die Gedanken: ein gemeinschaftlicher Grundton der Harmonie nirgends, wenn nicht etwa in dem Nachklang dessen, was wir einst waren, und in der Ahndung dessen, was wir werden können. Man werfe uns nicht vor, daß jeder einzelne von uns nach dem Unendlichen strebe, alles umfassen, sich eine eigne Welt bauen wolle: er sucht, er strebt nur nach der Ganzheit, nach der Fülle seines zersplitterten Volks; im Innern seines Herzens will er umfassen, was sich in der äußeren Welt für den kurzen Zeitraum seines Lebens nicht hat finden und binden wollen; er versammelt die zerstreuten Züge des deutschen Gemeinwesens, wie eines abwesenden Freundes; er möchte, was in die Schicksale, in die Gedanken dieser großen Nation eingegriffen — und was hat denn nicht eingegriffen? — in ein großes Gebäude, in ein Vaterhaus für die deutsche Nachwelt zusammenfügen; er kann nichts Geringeres unternehmen als den Bau einer Welt, weil die Welt, für die er geboren worden, wirklich zerfallen ist. (Adam Müller, Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland, 1812.)

SCHAUSPIELERISCHES UND DICHTERISCHES HERSAGEN

Aus dem Munde Homers floß der milde Strom seiner Gesänge gewiß nicht mit dem fingierten Feuer eines Sachwalters, und er wollte nicht selbst Achill sein, wenn er ihn als den ersten der Helden sprechen ließ. Wenn Demosthenes vor dem atheniensischen Volke sprach, geschah es ohne Zweifel mit einer Begeisterung, die sich über sein ganzes Dasein ergoß; da war es natürlich und notwendig. Aber eine Rede, die ihm nachgesprochen wird, vor Zuhörern, die nicht der Gegenstand ihrer Wirkung sind, kann und soll auch nicht mit dem gleichen Affekte vorgetragen werden; denn ohne das atheniensische Volk vor sich zu haben, wäre der hochbegeisterte Redner ein übertriebenes Bild. So auch Pindar; und, wer, der sich einen Anakreon denken kann, würde mit so einem reisenden süßlichen Schöngeiste, der ihn vorstellen wollte, vorliebnehmen? —

Die hervortretende Persönlichkeit des Vorlesers bewirkt gerade das Gegenteil von dem, was sie bezweckt; sie zerstört das idealische Bild, das sich der feinfühlende Zuhörer von selbst macht. Den Zauber, die Fülle, den Adel

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

der Worte will man hören und nicht die nachgeahmte Wirklichkeit vor sich sehen. Die wahre Poesie ist zu heilig für mimische Lebhaftigkeit und zu geistig für sichtbare Darstellung; sie kommt aus dem Unsichtbaren, und Töne allein sind ihr Organ. Die alten Rhapsoden rezitierten ihre Gedichte feierlich zur Leyer, halbsingend war ihr Vortrag und drang in die Herzen der Hörer. Diese neuen Deklamatoren hingegen stehen in dem Wahne, daß es bei ihrer Kunst hauptsächlich auf Täuschung abgesehen sei, und daß sie wirklich mit ihrem ganzen Wesen darstellen müssen, was sie nur gefällig nachsprechen sollten; daher kommen dann Ziererein aller Arten zum Vorschein; sie wollen aus der Haut fahren, wo Unruhe herrscht, und schmelzen dahin bei zärtlichen Gefühlen; bei Schillers Resignation schlagen sie die Arme ineinander und geben sich das Ansehen, noch viel mehr zu wissen, als in dem ohnehin krausen Sinne des Gedichtes liegt; zu Goethes Legende von Petrus machte dieser Sprecher hier ein Gesicht, als wäre er selbst der schlaue Gesell, der solche Einfälle hätte, und verfehlte damit ganz die naive Einfalt des trefflichen Stückes. — — Die beste und natürlichste Art, die Poesie vorzutragen, steht zwischen der singenden Manier des Volkes und der rednerischen Deklamation in der Mitte. Auf den Modegeschmack kommt es nicht an; aber jeder, in dem echtes Gefühl des Schönen wohnt, wird, wenn er für sich selbst, von andern unbehorcht, ein Gedicht hersagt, das ihm den Busen belebt, es in einem etwas modulierten Rhythmus tun, fern von anmaßendem Verstandsausdruck, dies ist die Stimme der Empfindung, also auch, in diesem Falle, der Natur. (Ulrich Hegner, Molkenkur, 1812.)

DIE DICHTERSPRACHE ALS SCHÖPFERIN DER GEMEINSCHAFT

Wie Luft und Schall, so sind Sprache und Töne das Medium, das empfindende Wesen verbindet.

Wohl kann es sein, daß der Dichter mit Zufriedenheit sage: „ich singe mir selbst und den Musen"; seine Flöte tönt, unbekümmert, ob sie der Nachhall oder ein menschliches Ohr vernehme. Hindern kann er es indessen doch nicht, daß die Echo sie nicht vernehme, daß ein menschliches Ohr sie nicht belausche; noch weniger kann er die Töne verstummen machen, die gleichstimmig oder widrig in Menschenherzen schlummern. Für diesen Consent von Harmonien und Disharmonien, für die Symphonie und Antophonie menschlicher Empfindungen hat die Natur gesorgt. Die wars, die dem Dichter vorarbeitete, und wenn mir der Ausdruck erlaubt ist, in deren großem Webstuhl er wirket. Alle kleinen egoistischen Zweifel von Wirksamkeit oder Unwirksamkeit des lyrischen Gesanges auf kultivierte Denker verschwinden vor der lauten Stimme der Tat, dem großen Konzert in allen menschlichen Gemütern, so lange diese aus der ganzen Natur sich noch nicht hinausgedacht haben.

Und diese Eintracht der Stimmen, diese Harmonie des Vergnügens in gemeinschaftlich-empfundenen Gedankenformen und Regungen des Gemüts, sie ist der Ozean, auf dem der lyrische Dichter rudert. Sprache hat die Menschen gebunden und für einander gebildet; sie entriß jeden Einzelnen dem stummen Grabe seiner eignen Existenz und Gedankenweise. Musik trug ihn auf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihren Flügeln noch höher empor, indem sie ihm fremde Empfindungs- und Gedankenweisen zauberisch eindrückte. Gleich denkend, miteinander fühlend, bleiben Menschen einander nicht mehr fremde, sobald sie ein Äther umfängt, ein Hymnus belebet. An einer gemeinschaftlichen Regel lernen gleichsam ihre innersten Lebensgeister den Takt und Ton einer edlen Empfindungs- und Denkart, indem viele an der Denkart eines einzigen Teil nehmen. Sei es ein Mensch oder Genius, der also sang; genug, er dachte, er handelte also; seine Gedankenweise ist der Sprache einverleibt, und klingt wieder. Was ich an Homer, Pindar, Horaz und andern lernte; warum sollten es nicht auch andere fühlen? Von jeher war die Lyra ein Sinnbild der Eintracht, der Übereinstimmung des Mannigfaltigen zu einem, nach Maß, Zahl, Ordnung, Fortgang, auf eine unerwartete, anmutig-zarte Weise; dies Sinnbild war sie und wird sie bleiben. (Herder, Terpsichore, 1795/1796.)

DICHTUNG ALS BILDENDE KRAFT

Übrigens ist das Interesse für Philosophie und Politik, wenn es auch noch allgemeiner und ernster wäre, als es ist, nichts weniger als hinreichend für die Bildung unserer Nation, und es wäre zu wünschen, daß der grenzenlose Mißverstand einmal aufhörte, womit die Kunst und besonders die Poesie bei denen, die sie treiben, und denen, die sie genießen wollen, herabgewürdigt wird. Man hat schon so viel gesagt über den Einfluß der schönen Künste auf die Bildung der Menschen, aber es kam immer heraus, als wär' es keinem Ernst damit, und das war natürlich, denn sie dachten nicht, was die Kunst und besonders die Poesie ihrer Natur nach ist. Man hielt sich bloß an ihre anspruchlose Außenseite, die freilich von ihrem Wesen unzertrennlich ist, aber nichts weniger als den ganzen Charakter derselben ausmacht; man nahm sie für Spiel, weil sie in der bescheidenen Gestalt des Spiels erscheint, und so konnte sich auch vernünftigerweise keine andere Wirkung von ihr ergeben, als die des Spiels, nämlich Zerstreuung, beinahe gerade das Gegenteil von dem, was sie wirket, wo sie in ihrer wahren Natur vorhanden ist. Denn alsdann sammelt sich der Mensch bei ihr und sie gibt ihm Ruhe, nicht die leere, sondern die lebendige Ruhe, wo alle Kräfte regsam sind und nur wegen ihrer innigen Harmonie nicht als tätig erkannt werden. Sie nähert die Menschen und bringt sie zusammen, nicht wie das Spiel, wo sie nur dadurch vereinigt sind, daß jeder sich vergißt und die lebendige Eigentümlichkeit von keinem zum Vorschein kommt. (Hölderlin, Brief von 1799.)

TRAUMKRAFT DER DICHTUNG

Wie der Dichter, gleich einem Gotte, vorn am ersten Tage der Schöpfung seine Welt setzt, ohne weitern Grund als den der Allmacht der Schönheit: so darf er auch mitten im Werke da, wo nichts Altes beantwortet oder aufgehoben wird, den freien Schöpfung-Anfang wiederholen.

Je niedriger der Boden und die Menschen eines Kunstwerks und je näher der Prose: desto mehr stehen sie unter dem Satze des Grundes.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Glänzt aber die Dichtung von Gipfeln herab, stehen die Helden derselben wie Berge in großem Licht und haben Glieder und Kräfte des Himmels: um desto weniger gehen sie an der schweren Kette der Ursächlichkeit; — wie in Göttern, ist ihre Freiheit eine Notwendigkeit, sie reißen uns gewaltig ins Feuer ihrer Entschlüsse hinauf, und ebenso bewegen sich die Begebenheiten der Außenwelt in Eintracht mit ihren Seelen. Die Poesie soll überhaupt uns nicht den Frühling erbärmlich und mühsam aus Schollen und Stämmen vorpressen, indem sie eine Schneekruste nach der andern wegleckt und Gras nach Gras endlich vorzerret; sondern sie soll ein fliegendes Schiff sein, das uns aus einem finstern Winter plötzlich über ein glattes Meer vor eine in voller Blüte stehende Küste führt. (Jean Paul, Vorschule der Ästhetik, 1804.)

FORDERUNG DER GEFORMTEN PROSE

Der Prosaist verlangt und ringt in Begeisterung-Stellen nach dem höchsten Wohlklang, nach Silbenmaß, und er will wie in dem Frühling, in der Jugend, in der Liebe, in dem warmen Lande, gleich allen diesen ordentlich singen, nicht reden. In der Kälte hustet der Stil sehr und knarrt.

Wie oft war es dem Verfasser in der hebenden Stunde so, als müßt' er sich durchaus ins Metrum stürzen, um nur fliegend fortzuschwimmen. Allein das Silbenmaß ist die Melodie des Wohlklanges, und diese entzieht sich der Prose, aber einige Harmonie desselben gehört ihr zu.

Freilich gibt es einen prosaischen Rhythmus, aber für jedes Buch und jeden Autor einen andern und ungesuchten; denn wie die Begeisterung des Dichters von selber melodisch wird, so wird die Begeisterung großer Menschen, von einem Luther an bis zu Lessing und Herder herüber, unwillkürlich rhythmisch. Ist nur einmal ein lebendiger und kein gefrorner Gedankenstrom da, so wird er schon rauschen; ist nur einmal Fülle und Sturm zugleich in einer Seele: so wird er schon brausen, wenn er durch den Wald zieht, oder säuseln, wenn er sich durch Blumen spielt.

Bemerkungswert ist es, daß vortönender Wohlklang nicht in der Poesie und doch in der Prose das Fassen stören kann, und zwar mehr als alle Bilder; weil nämlich diese die Ideen darstellen, jener aber sie nur begleitet. Doch kann dies nur geschehen, wenn die Ideen nicht mächtig und groß genug sind, um uns über dem Betasten und Prüfen ihrer Zeichen, das heißt der Töne, emporzuheben und zu halten. Je mehr Kraft ein Werk hat, desto mehr Klang verträgt's; der Widerhall gehört in große weite Gebäude, nicht in Stuben. In Johannes von Müllers Geschichte verträgt, ja verlangt die Gewalt der Idee den halb starren, halb widerstoßenden Klang, das dumpfe Rauschen des lebendigen Stroms unter starrem Eis. — —

Der Vogel singt nur, wenn er Frühlingkraft und Liebtriebe fühlt; Memnons Gestalt ertönt erst, wenn Sonnenstrahlen sie berühren und wecken; ebenso erschaffe das beseelte Wort den Klang, nicht der Klang das Wort. — — Lessings Prose tönt uns mit eigentümlichen Reizen an, zumal in den Schluß-Fällen. Wieland befriedigt meistens durch schönen Schluß-Aushalt. Der große Haller entzückt in seinen Romanen (soviel ich mich aus meiner Jugend

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erinnere) durch den häufigen Gebrauch der Daktylen, welche Longin für erhabene Tongänge der Prose zum Beispiel an einem Beispiele Demosthenes' erklärt. — Klinger in seinen Trauerspielen in Prose, welche (zumal die republikanischen), obwohl poetischer als seine Romane, kaum mit halber Dankbarkeit für ihre Erhabenheit jetzo gelesen oder vergessen werden, läßt schön, aber kühn wie Goethe im Egmont oder der Verfasser der Dya-nasore, immer mit langer und kurzer Silbe tönen. — Görres' Fortklingen wird durch sein Fortmalen und beides durch sein Fortdenken und Fortlehren gleich gewogen und meistens gerechtfertigt. — Nur Klopstock, dieser Tonsetzer und Klangwähler in der Poesie, untersagt absichtlich seiner Mann-Prose jede Schmeichelei des Ohrs.

Immer bleibt die Gesetzgebung des Wohlklanges für die ungebunden umher irrende Prose schwierig, und leichter eine bloß verbietende des Übelklanges läßt sich geben und befolgen. Höchstens vom Ende der Perioden mag das Ohr, wie überhaupt von Musik Enden einiges Trillern begehren. Bei den Alten wurde mehr gefordert, geleistet und gefühlt, und wie auch unsere Ohren sonst mit und an der Zeit gewachsen sind, so wuchsen sie doch nicht in Qualität und Intension, wenn man die einzige Anekdote bedenkt, daß die ganze römische Zuhörerschaft bei des Redners Carbo Stelle: „patris dictum sapiens temeritas filii comprobavit" in Jauchzen über den Klangsatz ausbrach, oder daß das nämliche ungebildete Volk über eine zu kurz oder zu lang gemeßne Silbe wild auftobte. Unserm Deutschvolk macht kein Qualwort mehr Gesichtsschmerz oder Ohrzwang; jedes Wortgepolter säuselt und gleitet weich bewehend an Läppchen von Ohren vorüber, welche schon gewichtigere Sachen zu tragen und zu fassen gewohnt sind, zum Beispiel Ohrringe von tonlosem Gold. (Jean Paul, Vorschule der Ästhetik, 1804.)

HEILIGKEIT DES WORTES

Wenn man über die poetische Form des deutschen Wortes spöttelt, so läuft auch manches mit unter, wodurch das deutsche Wort selbst verletzt wird. Und dieses Wort ist ja eben unser heiligstes Gut, ein Grenzstein Deutschlands, den kein schlauer Nachbar verrücken kann, ein Freiheitswecker, dem kein fremder Gewaltiger die Zunge lähmen kann, eine Oriflamme in dem Kampfe für das Vaterland, ein Vaterland selbst demjenigen, dem Torheit und Arglist ein Vaterland verweigern. (Heinrich Heine, Die Romantik, 1820.)

EINHEIT VON KLANG, MAASS UND TANZ

Alles, was in der Natur tönt, ist Musik; es hat ihre Elemente in sich; und verlangt nur eine Hand, die sie hervorlocke, ein Ohr, das sie höre, ein Mitgefühl, das sie vernehme. Kein Künstler erfand einen Ton oder gab ihm eine Macht, die er in der Natur und in seinem Instrument nicht habe; er fand ihn aber und zwang ihn mit süßer Macht hervor. Der Kompositeur fand Gänge der Töne und zwingt sie uns mit sanfter Gewalt auf. Nicht „von außen werden die Empfindungen der Musik erzeugt", sondern in uns; von außen kommt uns

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nur der allbewegende süße Klang, der harmonisch und melodisch erregt, was seiner fähig ist, auch harmonisch und melodisch reget.
Gleichergestalt wissen wir, daß die Stimme jedes Gleichartigen sich dem Gleichartigen vorzüglich mitteilt, eine Folge des genetischen Begriffes der Musik überhaupt. Im gleichartigen Instrument klingen die angeklungenen Töne am stärksten und reinsten wieder. So auch in lebendigen Wesen. Die Stimme des Geschlechts teilt sich dem Geschlecht, vornehmlich wenn es in Gesellschaft, in Herden lebt, sympathetisch mit, wie die Naturgeschichte es in zahllosen Beispielen erweiset. Ein Laut des Geängsteten ruft alle zusammen, läßt ihnen, so lang er tönt, keine Ruhe; angstvoll jammern sie und eilen zur Hülfe. Die Töne der Freude, des Verlangens rufen den, den sie angehn, eben so gewaltsam. Die ursprüngliche Macht der Töne beruht also nicht auf der „Proportion der verschiednen Grade der Stimmung des Gehörs" allein, als ob dem Ohr die Empfindung angehörte und es sich selbst, isoliert von der Schöpfung, Töne schüfe; dies ist nur Zustand des Traums oder der Krankheit, der ein Wachen und eine Gesundheit voraussetzt. Die Macht des Tons, der Ruf der Leidenschaften gehört dem ganzen Geschlecht, seinem Körper- und Geistesbau sympathetisch. Es ist die Stimme der Natur, Energie des Innigbewegten, seinem ganzen Geschlecht sich zum Mitgefühl verkündend; es ist harmonische Bewegung.
Daher der Tanz: denn da die Töne der Musik zeitmäßige Schwingungen sind, so regen sie, wie die Empfindung sie maß, hob, senkte, den Körper; der Rhythmus ihres Ausdrucks drückt sich aus durch seinen Rhythmus. Daher auch die mit der Musik verbundene Gebärdung. Stark bewegt kann der Naturmensch sich ihrer kaum enthalten; er drückt aus, was er hört, durch Züge des Gesichts, durch Schwingungen der Hand, durch Stellung und Beugung. Die Tänze der Natur- und überhaupt der warmen, heftigbewegten Völker sind alle pantomimisch. Auch bei den Griechen war's nicht anders; sie sprechen von der Musik als Führerin des Tanzes, eines Tanzes jeder Seelenbewegung.
Da also durch ein Band der Natur Musik, Tanz und Gebärdung als Typen und Ektypen einer gemeinschaftlichen Energie innig verbunden sind, konnte ihnen der natürlichste Ektypus, die Mitstimme des Empfindenden, fehlen? Wir stimmen ein, wo Stimmen erklingen; die Gewalt der Chöre, insonderheit im Augenblick des Einfallens und Wiedereinfallens, ist unbeschreibbar. Unbeschreibbar die Anmut der Stimmen, die einander begleiten; sie sind eins und nicht eins; sie verlassen, suchen, verfolgen, widersprechen, bekämpfen, verstärken, vernichten einander und erwecken und beleben und trösten und schmeicheln und umarmen einander wieder, bis sie zuletzt in einem Ton ersterben. Es gibt kein süßer Bild des Suchens und Findens, des freundschaftlichen Zwistes und der Versöhnung, des Verlierens und der Sehnsucht, der zweifelnden und ganzen Wiedererkennung, endlich der völligen süßen Vereinigung und Verschmelzung, als diese zwei- und mehrstimmigen Tongänge, Tonkämpfe, wortlos oder von Worten begleitet. (Herder, Kalligone, 1800.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

3. LEIB UND GEIST

ERZEUGUNG DER VATERLÄNDISCHEN KUNST AUS DEM GEISTE

Die Kunst entspringt nur aus der lebhaften Bewegung der innersten Gemüts- und Geisteskräfte, die wir Begeisterung nennen. Alles, was von schweren oder kleinen Anfängen zu großer Macht und Höhe herangewachsen, ist durch Begeisterung groß geworden. So Reiche und Staaten, Künste und Wissenschaften. Aber nicht die Kraft des Einzelnen richtet es aus, nur der Geist, der sich im Ganzen verbreitet. Denn die Kunst insbesondere ist, wie die zartern Pflanzen von Luft und Witterung, so von öffentlicher Stimmung abhängig, sie bedarf eines allgemeinen Enthusiasmus für Erhabenheit und Schönheit, wie jener, der in dem Medicäischen Zeitalter gleich einem warmen Frühlingshauch alle die großen Geister zumal und auf der Stelle hervorrief, einer Verfassung, wie sie uns Perikles im Lob Athens schildert; wo jede Kraft freiwillig sich regt, jedes Talent mit Lust sich zeigt, weil jedes nur nach seiner Würdigkeit geschätzt wird; wo Untätigkeit Schande ist, Gemeinheit nicht Lob bringt; sondern nach einem hochgesteckten, außerordentlichen Ziel gestrebt wird. Nur dann, wenn das öffentliche Leben durch die nämlichen Kräfte in Bewegung gesetzt wird, durch welche die Kunst sich erhebet, nur dann kann diese von ihm Vorteil ziehen; denn sie kann sich, ohne den Adel ihrer Natur aufzugeben, nach nichts Äußerem richten. Kunst und Wissenschaft können beide sich nur um ihre eigene Achse bewegen, der Künstler wie jeder geistig Wirkende nur dem Gesetz folgen, das ihm Gott und Natur ins Herz geschrieben, keinem andern. Ihm kann niemand helfen, er selbst muß sich helfen; so kann ihm auch nicht äußerlich gelohnt werden, da, was er nicht um seiner selbst willen hervorbrächte, alsobald nichtig wäre; eben darum kann ihm auch niemand befehlen oder den Weg vorschreiben, welchen er wandeln solle. Ist er beklagenwert, wenn er mit seiner Zeit zu kämpfen hat, so verdient er Verachtung, wenn er ihr fröhnt. Und wie vermöchte er auch nur dieses? Ohne großen allgemeinen Enthusiasmus gibt es nur Sekten, keine öffentliche Meinung. Nicht ein befestigter Geschmack, nicht die großen Begriffe eines ganzen Volkes, sondern die Stimme einzelner willkürlich aufgeworfener Richter entscheiden über Verdienst, und die Kunst, die in ihrer Hoheit selbstgenügsam ist, buhlt um Beifall und wird dienstbar, da sie herrschen sollte.

Verschiedenen Zeitaltern wird eine verschiedene Begeisterung zu Teil. Dürfen wir keine für diese Zeit erwarten, da die neue jetzt sich bildende Welt, wie sie teils schon äußerlich, teils innerlich und im Gemüt vorhanden ist, mit allen Maßstäben bisheriger Meinung nicht mehr gemessen werden kann, alles vielmehr laut größere fordert und eine gänzliche Erneuung verkündet? Sollte nicht jener Sinn, dem sich Natur und Geschichte lebendiger wieder aufgeschlossen, auch der Kunst ihre großen Gegenstände zurückgeben? Aus der Asche des Dahingesunkenen Funken ziehen und aus ihnen ein allgemeines Feuer wieder anfachen wollen, ist eitle Bemühung. Aber auch nur eine Veränderung, welche in den Ideen selbst vorgeht, ist fähig, die Kunst aus ihrer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ermattung zu erheben; nur ein neues Wissen, ein neuer Glaube vermögend, sie zu der Arbeit zu begeistern, wodurch sie in einem verjüngten Leben eine der vorigen ähnliche Herrlichkeit offenbarte. Zwar eine Kunst, die nach allen Bestimmungen dieselbe wäre, wie die der früheren Jahrhunderte, wird nie wieder kommen; denn nie wiederholt sich die Natur. Ein solcher Raphael wird nicht wieder sein, aber ein anderer, der auf eine gleich eigentümliche Weise zum Höchsten der Kunst gelangt ist. Lasset nur jene Grundbedingung nicht fehlen, und die wiederauflebende Kunst wird wie die frühere in ihren ersten Werken das Ziel ihrer Bestimmung zeigen: in der Bildung des bestimmt Charakteristischen schon, geht sie anders aus einer frischen Urkraft hervor, ist, wenn auch verhüllt, die Anmut gegenwärtig, in beiden schon die Seele vorherbestimmt. Werke, die auf solche Art entspringen, sind auch in anfänglicher Unvollendung schon notwendige, ewige Werke.
Wir dürfen es bekennen, wir haben bei jener Hoffnung eines neuen Auflebens einer duchaus eigentümlichen Kunst hauptsächlich das Vaterland im Auge. Dieses Volk, von welchem die Revolution der Denkart in dem neueren Europa ausgegangen, dessen Geisteskraft die größten Erfindungen bezeugen, das dem Himmel Gesetze gegeben und am tiefsten von allen die Erde durchforscht hat, dem die Natur einen unverrückten Sinn für das Rechte und die Neigung zur Erkenntnis der ersten Ursachen tiefer als irgendeinem andern eingepflanzt, dieses Volk muß in einer eigentümlichen Kunst endigen. (Schelling, Rede über das Verhältnis der bildenden Künste zur Natur, 1807.)

BILDWERDUNG VON SIEGERN UND GÖTTERN

In die Geschichte der religiösen Vorstellungen wird viel falsche Entwicklung und Allmählichkeit hineingedichtet, bei Dingen, die in Wahrheit nicht aus und hinter einander, sondern neben einander und getrennt aufgewachsen sind; namentlich ist das Einfache viel zu sehr noch im Rufe, das Älteste und Anfänglichste zu sein. Nicht wenig Menschliches entsteht durch Subtraktion und Division und gerade nicht durch Verdopplung, Zusatz, Zusammenbildung. — Man glaubt zum Beispiel immer noch an eine allmähliche Entwicklung der Götterdarstellung von jenen ungefügen Holzklötzen und Steinen aus bis zur vollen Vermenschlichung hinauf: und doch steht es gerade so, daß, solange die Gottheit in Bäume, Holzstücke, Steine, Tiere hinein verlegt und empfunden wurde, man sich vor einer Anmenschlichung ihrer Gestalt wie vor einer Gottlosigkeit scheute. Erst die Dichter haben, abseits vom Kultus und dem Banne der religiösen Scham, die innere Phantasie der Menschen daran gewöhnen, dafür willig machen müssen: überwogen aber wieder frömmere Stimmungen und Augenblicke, so trat dieser befreiende Einfluß der Dichter wieder zurück, und die Heiligkeit verblieb nach wie vor auf Seite des Ungetümlichen, Unheimlichen, ganz eigentlich Unmenschlichen. Selbst aber vieles von dem, was die innere Phantasie sich zu bilden wagt, würde doch noch, in äußere leibhafte Darstellung übersetzt, peinlich wirken: das innere Auge ist um vieles kühner und weniger schamhaft als das äußere (woraus sich die bekannte Schwierigkeit und teilweise Unmöglichkeit ergibt, epische Stoffe

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in dramatische umzuwandeln). Die religiöse Phantasie will lange Zeit durchaus nicht an die Identität des Gottes mit einem Bilde glauben: das Bild soll das numen der Gottheit in irgendeiner geheimnisvollen, nicht völlig auszudenkenden Weise hier als tätig, als örtlich gebannt erscheinen lassen. Das älteste Götterbild soll den Gott bergen und zugleich verbergen — ihn andeuten, aber nicht zur Schau stellen. Kein Grieche hat je innerlich seinen Apollo als Holz-Spitzsäule, seinen Eros als Steinklumpen angeschaut; es waren Symbole, welche gerade Angst vor der Veranschaulichung machen sollten. Ebenso steht es noch mit jenen Hölzern, denen mit dürftigster Schnitzerei einzelne Glieder, mitunter in der Überzahl, angebildet waren: wie ein lakonischer Apollo vier Hände und vier Ohren hatte. In dem Unvollständigen, Andeutenden oder Übervollständigen liegt eine grausenhafte Heiligkeit, welche abwehren soll, an Menschliches, Menschenartiges zu denken. Es ist nicht eine embryonische Stufe der Kunst, in der man so etwas bildet: als ob man in der Zeit, wo man solche Bilder verehrte, nicht hätte deutlicher reden, sinnfälliger darstellen können. Vielmehr scheut man gerade eines: das direkte Heraussagen. Wie die Cella das Allerheiligste, das eigentliche numen der Gottheit birgt und in geheimnisvolles Halbdunkel versteckt, doch nicht ganz; wie wiederum der peripterische Tempel die Cella birgt, gleichsam mit einem Schirm und Schleier vor dem ungescheuten Auge schützt, aber nicht ganz; so ist das Bild die Gottheit und zugleich Versteck der Gottheit. — Erst als außerhalb des Kultus, in der profanen Welt des Wettkampfes, die Freude an dem Sieger im Kampfe so hoch gestiegen war, daß die hier erregten Wellen in den See der religiösen Empfindung hinüberschlugen, erst als das Standbild des Siegers in den Tempelhöfen aufgestellt wurde und der fromme Besucher des Tempels freiwillig oder unfreiwillig sein Auge wie seine Seele an diesen unumgänglichen Anblick menschlicher Schönheit und Überkraft gewöhnen mußte, so daß, bei der räumlichen und seelischen Nachbarschaft, Mensch- und Gottverehrung ineinander überklangen: da erst verliert sich auch die Scheu vor der eigentlichen Vermenschlichung des Götterbildes, und der große Tummelplatz für die große Plastik wird aufgetan: auch jetzt noch mit der Beschränkung, daß überall, wo angebetet werden soll, die uralte Form und Häßlichkeit bewahrt und vorsichtig nachgebildet wird. Aber der weihende und schenkende Hellene darf seiner Lust, Gott Mensch werden zu lassen, jetzt in aller Seligkeit nachhängen. (Nietzsche, Menschliches Allzumenschliches II, 1879/1880.)

MÄNNLICHE UND WEIBLICHE SCHÖNHEIT

Die Griechen haben das Schönste gekannt und gebildet. Wenn der schöne Nacken bei Bacchus herabfließt, und Venus aus dem Bade mit ihrem gebogenen Rücken der Taube herauftritt, und der schöne Torso da sitzt und sinnt — doch wie kann ich beschreiben? und was hilft beschreiben, wenn man nicht selbst sieht und das schöne Gebirge hinabgleitet? Und wie über der Hüfte sich der Rücken in Weiche verliert! Prometheus und Pygmalion, konnten sie anders als umschlingend das schöne Gebilde, das zarte Verfließen auf jeglicher Stelle gebildet haben? Und die Hüften, nach der Sprache jenes alten Buches der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Unschuld, zwei Spangen von Meisterhand und die Schenkel Apollos als Marmorsäulen, und das Knie ohne totgelöste Knöchel, als wäre es aus weichem Ton geblasen, und die Wade des Fußes weder hangend und angeklebt noch dürftig; ein strebender Muskel voll Jugendtritt und Stärke. Der Fuß endlich, belebt bis zum kleinsten Gliede, nicht losgetrennt vom Ganzen und etwa als der Schuh eines Gewürmes angezogen, sondern eins mit allem, das Ganze auf ihn hinabfließend und es das Ganze tragend. Und wie die Schenkel zu Marmorsäulen, so wand Mutter Natur die Arme zu zarten Zylindern und umschlang sie mit dem ersten Brautkranz der Liebe. Und schonte die Spitze des Bogens und ließ am Weibe die Hand sanft hinabfließen, in kleine Zylinder. Und bepolsterte sie von innen in jedem Blumenbusche der Fühlbarkeit, der auf Gefühl wartet, mit dem ersten Druck der Liebe. Und machte jedes Glied wächsern und beweglich und regsam, den Finger fast zu einem Sonnenstrahl, und die milchgewaschene Höhe der Hand zum ungeteilten und gliedervollen Hügel voll Rege, voll umfassenden Lebens. Und wie der Arm des Mannes strebt! Muskeln seine Siegeskränze und Nerven seine Bande der Liebe. — Mächtig und frei gehn sie von den Schultern hervor, die Werkzeuge der Kunst und Waffen der Tugend. Sie sind da, die Brust zu schützen, Geliebte, Freund und Vaterland zu umschlingen, ans Herz zu drücken und zu verteidigen. Und die Hand ein Gebilde voll feinen Gefühls und tausendförmiger organischer Übung. Und wie edel der ganze Bau dasteht: Angesicht, Stirn und Brust zeigend und mit seinen Schenkeln schreitend. „Schauerlich groß sind wir gebildet, kunstreich unser Gebein gezählt und gefügt, und unsre Nerven geflochten und unsre Adern als Lebensströme geleitet. Aus Leim gemacht und wie zarte Milch gemolken und wie Käse sanft geronnen und mit Haut bekleidet und mit Odem Gottes beseelet." (Herder, Plastik, 1778.)

DAS NEUE KÖRPERGEFÜHL: DIE TURNKUNST

Die Turnkunst soll die verloren gegangene Gleichmäßigkeit der menschlichen Bildung wieder herstellen, der bloß einseitigen Vergeistigung die wahre Leibhaftigkeit zuordnen, der Überverfeinerung in der wiedergewonnenen Männlichkeit das notwendige Gegengewicht geben, und im jugendlichen Zusammenleben den ganzen Menschen umfassen und ergreifen.

Solange der Mensch noch hienieden einen Leib hat und zu seinem irdischen Dasein auch ein leibliches Leben bedarf, was ohne Kraft und Stärke, ohne Dauerbarkeit und Nachhaltigkeit, ohne Gewandtheit und Anstelligkeit zum nichtigen Schatten versiecht — wird die Turnkunst einen Hauptteil der menschlichen Ausbildung einnehmen müssen. Unbegreiflich, daß diese Brauchkunst des Leibes und Lebens, diese Schutz- und Schirmlehre, diese Wehrhaftmachung so lange verschollen gewesen. Aber diese Sünde früherer leib- und liebloser Zeit wird auch noch jetzt an jeglichem Menschen mehr oder minder heimgesucht. Darum ist die Turnkunst eine menschheitliche Angelegenheit, die überall hingehört, wo sterbliche Menschen das Erdreich bewohnen. Aber sie wird immer wieder in ihrer besonderen Gestalt und Ausübung recht eigentlich ein vaterländisches Werk und volkstümliches

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wesen. Immer ist sie nur zeit- und volksgemäß zu treiben, nach den Bedürfnissen von Himmel, Boden, Land und Volk. Im Volk und Vaterland ist sie heimisch und bleibt mit ihnen immer im innigsten Bunde. Auch gedeiht sie nur unter selbständigen Völkern und gehört auch nur für freie Leute. Der Sklavenleib ist für die menschliche Seele nur ein Zwinger und Kerker. —

Jede Turnanstalt ist ein Tummelplatz leiblicher Kraft, eine Erwerbsschule männlicher Ringfertigkeit, ein Wettplan der Ritterlichkeit, Erziehungsnachhilfe, Gesundheitspflege und öffentliche Wohltat; sie ist Lehr- und Lernanstalt zugleich in einem steten Wechselgetriebe. Zeigen, Vormachen, Unterweisen, Selbstversuchen, Üben, Wettüben und Weiterlehren folgen in einem Kreislauf. Die Turner haben daher die Sache nicht vom Hörensagen, sie haben kein fliegendes Wort aufgefangen: sie haben das Werk erlebt, eingelebt, versucht, geübt, geprüft, erprobt, erfahren und mit durchgemacht. Das erweckt alle schlummernden Kräfte, verleiht Selbstvertrauen und Zuversicht, die den Mut niemals im Elend lassen. Nur langsam steigert sich die Kraft, allmählich ist die Stärke gewachsen, nach und nach die Fertigkeit gewonnen, oft ein schwer Stück vergeblich versucht, bis es nach harter Arbeit, saurer Mühe und rastlosem Fleiß endlich gelungen. Das bringt das Wollen durch die Irrwege der Willelei zum folgerechten Willen, zum Ausharren, worin aller Sieg ruht. Man trägt ein göttliches Gefühl in der Brust, sobald man erst weiß, daß man etwas kann, wenn man nur will. Gesehen haben, was andern endlich möglich geworden, gewährt die freudige Hoffnung, es auch zu leisten. In der Turngemeinschaft wird der Wagemut heimisch. Da wird alle Anstrengung leicht und die Last Lust, wo andere mitwettturnen. Einer erstarkt bei der Arbeit an dem andern, stählt sich an ihrer Kraft, ermutigt sich und richtet sich empor. Ein Beispiel wird so das Vorbild, und reicht weiter als tausend Lehren. Eine echte Tat ist noch nie ohne Nachkommen geblieben.

Ohne eine Turnanstalt sollte billig keine namhafte Stadt in deutschen Landen forthin bleiben. Den Einwurf: „Es kostet was" können nur Tröpfe vorbringen, die gern als Köpfe spuken möchten. Menschen werden gezählt, Männer gewogen und sind nicht zu erdrillen.

Auch der kleinste Ort könnte und sollte von Rechts wegen, wenn er eine Schule hat, auch nach seinen beschränkteren Bedürfnissen einen Turnplatz haben. In jedem Kirchspiel des platten Landes müßte wenigstens ein vollständiger Turnplatz sein, wo sich dann aus den größeren und kleineren Ortschaften die turnfähige Jugend zusammenfinde und in jugendlichem Wettturnen versuche. Wenigstens an den Denktagen der Erlösung, Auferstehung und Rettung des deutschen Volks sollte dazu Rat werden. Der 31. März, 18. Junius und 18. Oktober sind recht eigentlich zu großen Turntagen gewonnen. Im Laufe der Zeit können gar leicht aus diesen kleinen Anfängen größere Feste werden. Wenn dann die gesamte Jugend erst eingeturnt ist, so wandern die Turnfertigsten aus dem kleinern Ort in den größern, von dort am folgenden großen Turntage die Preiserringer zur Gaustadt, und so an jedem kommenden Feste immer weiter zur Mark- und Landesstadt, bis sich endlich die besten Turner des ganzen Volks am großen Hauptfeste in der Hauptstadt treffen. (Friedr. Ludw. Jahn, Die deutsche Turnkunst, 1816.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

LEBENDIGES LEHREN UND LERNEN AUF DEN UNIVERSITÄTEN

Vom Mittelalter her hat sich im größten Teil von Europa die Gewohnheit verbreitet, Schulen zu gründen, in welchen durch mündlichen Unterricht zu den wichtigsten Arten eines öffentlichen Berufs der Grund gelegt werden sollte. Wie mannigfaltig auch die Gestalt und Anwendung dieser Schulen nach Zeiten und Ländern abwechseln mochte, so blieb doch allgemein und vorherrschend die Überzeugung, daß der eigentliche Weg zu einem öffentlichen Leben, und vorzüglich zum Dienst der Kirche und des Staates, durch sie hindurchführe, und man kann daher in diese gemeinsame Bestimmung das Wesen der europäischen Universitäten setzen.

Solange nun die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war, mußten solche Schulen für unentbehrlich gehalten werden, indem es ganz an äußeren Mitteln fehlte, die zu jenen Zwecken nötigen Kenntnisse anders, als durch mündliche Lehre hinreichend zu verbreiten. Durch den Bücherdruck ist diese äußere Unentbehrlichkeit der Universitäten verschwunden. Nicht nur ist schon jetzt eine hinlängliche Anzahl von Schriften zum eigenen Unterricht in allen Wissenschaften vorhanden, sondern es würde leicht sein, für jede Art des öffentlichen Berufs eine zusammenhängende Reihe vorbereitender Lehrbücher eigens zu veranlassen. Auf diese Weise würde für den äußern Zweck notdürftig gesorgt sein, ja es würde dieses für alle Teile wohlfeiler und bequemer geschehen, als es gegenwärtig durch die Universitäten geschieht. Sollen sich diese dennoch erhalten, so kann es nur deshalb geschehen, weil durch sie wichtige und eigentümliche Vorteile erreicht werden, welche bei dem bloßen Bücherunterricht aufgegeben werden müßten. Gerade dieses nun ist wirklich der Fall.

Der Schriftsteller redet zu allen, die an seiner Wissenschaft teilnehmen, Gegenwärtigen und Künftigen, ohne Unterschied ihrer Bildungsstufe. Die Allgemeinheit und Unbestimmtheit, in welcher dieses Publikum vor der Seele des Schriftstellers steht, wird unvermeidlich auch seinem Vortrag einen allgemeinen Charakter geben.

Ganz anders der Universitätslehrer. Ihm gegenüber steht eine Anzahl bestimmter Individuen, alle auf ziemlich gleicher Bildungsstufe, dieser Wissenschaft in der Regel noch unkundig, aber mit frischer, unabgenutzter Jugendkraft. Diesen Schülern soll die Wissenschaft, soweit sie gegenwärtig entwickelt ist, in dem Lehrer gleichsam personifiziert erscheinen. Er soll das, was in langer Zeit und sehr allmählich entstanden ist, so lebendig in sich aufgenommen haben, daß ein ähnlicher Eindruck entstehe, als wäre die Wissenschaft jetzt und mit einem Male in seinem Geist erzeugt worden. Indem nun so der Lehrer die Genesis des wissenschaftlichen Denkens unmittelbar zur Anschauung bringt, wird in dem Schüler die verwandte geistige Kraft geweckt und zur Reproduktion gereizt; er wird nicht bloß lernen und aufnehmen, sondern lebendig nachbilden, was ihm in lebendigem Werden zur Anschauung gebracht ward. — — Nun kann sich zwar diese höhere Wirksamkeit persönlicher Mitteilung unter allen Umständen bewähren, aber daß sie gleich mit dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ersten Eintritt in die Wissenschaft verbunden wird, daß die Frische des Jünglingsalters hinzutritt und die Wechselwirkung vieler, die gleichzeitig denselben Eindruck an sich erfahren, das ist es, was den Universitäten ihren hohen, durch nichts zu ersetzenden Wert verleiht. So kann man auf sie anwenden, was ein großer Meister in anderer Verbindung gesagt hat: „Schreiben ist ein Mißbrauch der Sprache, stille für sich lesen ein trauriges Surrogat der Rede. Der Mensch wirkt alles, was er vermag, auf den Menschen durch seine Persönlichkeit, die Jugend am stärksten auf die Jugend, und hier entspringen auch die reinsten Wirkungen. Diese sind es, welche die Welt beleben und weder physisch noch moralisch aussterben lassen." (F. K. v. Savigny, Vermischte Schriften, 1850.)

WIDERSTAND IN GEFAHR

Es gibt für jedes Volk Zeiten, wo die Vorsehung (welche nicht Schlummer und Weichlichkeit, sondern Anstrengung und Entwicklung der Menschheit zum Ziele gesetzt hat) durch eine drohende Not es gleichsam aufruft, aufzutreten, darzustellen, ob etwas in ihm sei, ob es noch ferner unter den Nationen einen Rang verdiene, und was für einen. Gewöhnliche Maßregeln verlieren alsdann die gewohnte Kraft; bald sollte man glauben, daß die gewissesten Grundsätze und Wahrscheinlichkeitsberechnungen, daß die sichersten Data, die vernünftigsten Erwartungen einsmals falsch geworden: alle Macht, alle Kunst scheint eiserner Notwendigkeit zu weichen und Himmel, Elemente, Dispositionen, Meinungen, Gefühle, sich verschworen zu haben, einem gewaltigen Feind Unaufhaltbarkeit zu geben, es stürmen Winde und Wogen, durch deren Stoß alle Grundfesten erbeben.

Wer in solchen Augenblicken nicht wagt, die Gefahr ins Auge zu fassen, der Mensch von Erde und Staub ohne inwohnenden Geist, die Kinder und Spiele des Glücks, die Sklaven vorüberschwindender Eindrücke, anscheinender Privatvorteile, blinden Parteigeists, Hasses und Neides; Leute, deren Herz stolz und verzagt, nichts in sich fühlt, was Prüfung aushielte, die Schwätzer, die Schreier und ihre Hörer, selbstsüchtige Schwachköpfe, ohne Kraft, ihr Interesse in dem Allgemeinen zu suchen! Menschen solcher Art, Völker, die solche Leute hören, vergessen, verraten sich, geben sich hin, weichen, gehen unter, zugrund.

Nationen von weniger blendendem Witz als gesundem Verstand, rechtliebende Landleute, biedere Bürgersmänner, Priester voll Gott, ein Adel, welcher in Größe der Aufopferung seinen Vorzug sucht, Beamte, die, auf das Bewußtsein verdienstvoller Arbeit geizig, ihren Kindern rühmliches Beispiel und einen heiligen Kreditbrief auf den Dank des Fürsten und Volks hinterlassen wollen, Jünglinge, die nicht dem Augenblick, nicht weibisch jedem Eindruck, sondern männlich den grauen Ältern, dem allumfassenden Vaterland und der ewigen Nachwelt leben: ein Volk solcher Männer mißt die Größe der Gefahr, bald findet es sich ihr gewachsen; sein Mut, seine Eintracht beschwören die Gewitter: es bleibt. (Johannes v. Müller, Philippiken, 1796.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

KRIEG ALS GEISTIGE ERSCHEINUNG

Der Krieg überhaupt scheint mir eine poetische Wirkung. Die Leute glauben sich für irgend einen armseligen Besitz schlagen zu müssen und merken nicht, daß sie der romantische Geist aufregt, um die unnützen Schlechtigkeiten durch sich selbst zu vernichten. Sie führen die Waffen für die Sache der Poesie, und beide Heere folgen einer unsichtbaren Fahne.
Im Kriege regt sich das Urgewässer. Neue Weltteile sollen entstehen, neue Geschlechter sollen aus der großen Auflösung anschießen. Der wahre Krieg ist der Religionskrieg; der geht gerade zu auf Untergang, und der Rauschsinn der Menschen erscheint in seiner völligen Gestalt: Viele Kriege, besonders die vom Nationalhaß entspringen, gehören in diese Klasse mit, und sie sind echte Dichtungen. Hier sind die wahren Helden zu Hause, die das edelste Gegenbild der Dichter, nichts anders, als unwillkürlich von Poesie durchdrungene Weltkräfte sind. (Novalis, Heinrich von Ofterdingen, 1800.)

DER EWIGE KRIEG

Je allgemeiner der wahre Krieg wird, um so dauerhafter wird auch der wahre Friede. Nur die sind die Verdammten, von der heiligen Ruhe großer Gemüter fast hoffnungslos Ausgeschlossenen, die tätig sind, um nachher träge sein, die die Waffen anlegen, um sie nachher rasten lassen zu können; die, welche meinen, mit einzelnen großen Anstrengungen, deren die Faulheit sogar fähig ist, sich die nichtswürdige Ruhe eines ganzen Lebens erkaufen zu können. Nur der ist tätig, der die Mittel zu höherer Tätigkeit erwerben will, nur der legt vor Gott die Waffen an, der entschlossen ist, sie nie wieder abzulegen. (Adam Müller, Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur, 1807.)

DER KRIEG ALS RETTER DES GEISTES

Der Krieg unentbehrlich. — Es ist eitel Schwärmerei und Schönseelentum, von der Menschheit noch viel (oder gar: erst recht viel) zu erwarten, wenn sie verlernt hat, Kriege zu führen. Einstweilen kennen wir keine anderen Mittel, wodurch mattwerdenden Völkern jene rauhe Energie des Feldlagers, jener tiefe unpersönliche Haß, jene Mörder-Kaltblütigkeit mit gutem Gewissen, jene gemeinsame organisierende Glut in der Vernichtung des Feindes, jene stolze Gleichgültigkeit gegen große Verluste, gegen das eigene Dasein und das der Befreundeten, jenes dumpfe erdbebenhafte Erschüttern der Seele ebenso stark und sicher mitgeteilt werden könnte, wie dies jeder große Krieg tut: von den hier hervorbrechenden Bächen und Strömen, welche freilich Steine und Unrat aller Art mit sich wälzen und die Wiesen zarter Kulturen zugrunde richten, werden nachher unter günstigen Umständen die Räderwerke in den Werkstätten des Geistes mit neuer Kraft umgedreht. Die Kultur kann die Leidsenschaften, Laster und Bosheiten durchaus nicht entbehren. — Als die kaiserlich gewordenen Römer der Kriege etwas müde wurden, versuchten sie aus Tierhetzen, Gladiatorenkämpfen und Christenverfolgungen sich neue Kraft zu gewinnen. Die jetzigen Engländer, welche im ganzen auch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dem Kriege abgesagt zu haben scheinen, ergreifen ein anderes Mittel, um jene entschwindenden Kräfte neu zu erzeugen, jene gefährlichen Entdeckungsreisen, Durchschiffungen, Erkletterungen, zu wissenschaftlichen Zwecken, wie es heißt, unternommen, in Wahrheit, um überschüssige Kraft aus Abenteuern und Gefahren aller Art mit nach Hause zu bringen. Man wird noch vielerlei solche Surrogate des Krieges ausfindig machen, aber vielleicht durch sie immer mehr einsehen, daß eine solche hochkultivierte und daher notwendig matte Menschheit, wie die der jetzigen Europäer, nicht nur der Kriege, sondern der größten und furchtbarsten Kriege — also zeitweiliger Rückfälle in die Barbarei — bedarf, um nicht an den Mitteln der Kultur ihre Kultur und ihr Dasein selber einzubüßen. (Nietzsche, Menschliches Allzumenschliches I, 1876/1878.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

GÜLTIGE MAASSE

1. ARTUNG GROSSER MENSCHEN

DASEIN UND WIRKEN GROSSER GEISTER

Es gibt ein unmittelbareres und volleres Wirken eines großen Geistes, als das durch seine Werke. Diese zeigen nur einen Teil seines Wesens. In die lebendige Erscheinung strömt es rein und vollständig über. Auf eine Art, die sich einzeln nicht nachweisen, nicht erforschen läßt, welcher selbst der Gedanke nicht zu folgen vermag, wird es aufgenommen von den Zeitgenossen und auf die folgenden Geschlechter vererbt. Dies stille und gleichsam magische Wirken großer geistiger Naturen ist es vorzüglich, was den immer wachsenden Gedanken von Geschlecht zu Geschlecht, von Volk zu Volk immer mächtiger und ausgebreiteter emporsprießen läßt. — —

Ein großer Mann ist in jeder Gattung und in jedem Zeitalter eine Erscheinung, von der sich meistenteils gar nicht, und immer nur sehr unvollkommen Rechenschaft ablegen läßt. Wer möchte es wohl unternehmen zu erklären, wie Goethe plötzlich dastand, der Fülle und Tiefe des Genies nach, gleich groß in seinen frühesten wie in seinen späteren Werken? und doch gründete er eine neue Epoche der Poesie unter uns, schuf die Poesie überhaupt zu einer neuen Gestalt um, drückte der Sprache seine Form auf, und gab dem Geiste seiner Nation für alle Folge entscheidende Impulse. Das Genie, immer neu und die Regel angebend, tut sein Entstehen erst durch sein Dasein kund, und sein Grund kann nicht in einem Früheren, schon Bekannten gesucht werden; wie es erscheint, erteilt es sich selbst seine Richtung. (Wilhelm v. Humboldt, Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung, 1830).

DIE GROSSEN UND THERSITES

Dies sind die großen Menschen in der Geschichte, deren eigene partikulare Zwecke das Substantielle enthalten, welches Wille des Weltgeistes ist. Sie sind insofern Heroen zu nennen, als sie ihre Zwecke und ihren Beruf nicht bloß aus dem ruhigen, angeordneten, durch das bestehende System geheiligten Lauf der Dinge geschöpft haben, sondern aus einer Quelle, deren Inhalt verborgen und nicht zu einem gegenwärtigen Dasein gediehen ist, aus dem innern Geiste, der noch unterirdisch ist, der an die Außenwelt wie an die Schale pocht und sie sprengt, weil er ein andrer Kern als der Kern dieser Schale ist, — die also aus sich zu schöpfen scheinen, und deren Taten einen Zustand und Weltverhältnisse hervorgebracht haben, welche nur ihre Sache und ihr Werk zu sein scheinen.

Solche Individuen hatten in diesen ihren Zwecken nicht das Bewußtsein der Idee überhaupt, sondern sie waren praktische und politische Menschen. Aber zugleich waren sie denkende, die die Einsicht hatten von dem, was Not und was

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

an der Zeit ist. Das ist eben die Wahrheit ihrer Zeit und ihrer Welt, sozusagen die nächste Gattung, die im Innern bereits vorhanden war. Ihre Sache war es, dies Allgemeine, die notwendige, nächste Stufe ihrer Welt zu wissen, diese sich zum Zwecke zu machen und ihre Energie in dieselbe zu legen. Die welthistorischen Menschen, die Heroen einer Zeit, sind darum als die Einsichtigen anzuerkennen; ihre Handlungen, ihre Reden sind das Beste der Zeit. Große Menschen haben gewollt, um sich zu befriedigen, nicht um andre. Was sie von andern erfahren hätten an wohlgemeinten Absichten und Ratschlägen, das wäre vielmehr das Borniertere und Schiefere gewesen, denn sie sind die, die es am besten verstanden haben, und von denen es dann vielmehr alle gelernt und gut gefunden oder sich wenigstens darin gefügt haben. Denn der weitergeschrittene Geist ist die innerliche Seele aller Individuen, aber die bewußtlose Innerlichkeit, welche ihnen die großen Männer zum Bewußtsein bringen. Deshalb folgen die andern diesen Seelenführern, denn sie fühlen die unwiderstehliche Gewalt ihres eignen inneren Geistes, der ihnen entgegentritt. Werfen wir einen Blick auf das Schicksal dieser welthistorischen Individuen, welche den Beruf hatten, die Geschäftsführer des Weltgeistes zu sein, so ist es kein glückliches gewesen. Zum ruhigen Genusse kamen sie nicht, ihr ganzes Leben war Arbeit und Mühe, ihre ganze Natur war nur ihre Leidenschaft. Ist der Zweck erreicht, so fallen sie, die leeren Hülsen des Kernes, ab. Sie sterben früh wie Alexander, sie werden wie Cäsar ermordet, wie Napoleon nach St. Helena transportiert. Diesen schauderhaften Trost, daß die geschichtlichen Menschen nicht das gewesen sind, was man glücklich nennt, und dessen das Privatleben, das unter sehr verschiedenen äußerlichen Umständen stattfinden kann, nur fähig ist, — diesen Trost können die sich aus der Geschichte nehmen, die dessen bedürftig sind. Bedürftig aber desselben ist der Neid, den das Große, Emporragende verdrießt, der sich bestrebt, es klein zu machen und einen Schaden an ihm zu finden. So ist es auch in neueren Zeiten zur Genüge demonstriert worden, daß die Fürsten überhaupt auf ihrem Throne nicht glücklich seien, daher man denselben ihnen dann gönnt und es erträglich findet, daß man nicht selbst, sondern sie auf dem Throne sitzen. — Der freie Mensch ist übrigens nicht neidisch, sondern anerkennt das gern, was groß und erhaben ist, und freut sich, daß es ist.

Nach diesen allgemeinen Momenten also, welche das Interesse und damit die Leidenschaften der Individuen ausmachen, sind diese geschichtlichen Menschen zu betrachten. Es sind große Menschen, eben weil sie ein Großes, und zwar nicht ein Eingebildetes, Vermeintes, sondern ein Richtiges und Notwendiges gewollt und vollbracht haben. Diese Betrachtungsweise schließt auch die sogenannte psychologische Betrachtung aus, welche, dem Neide am besten dienend, alle Handlungen ins Herz hinein so zu erklären und in die subjektive Gestalt hineinzubringen weiß, daß ihre Urheber alles aus einer großen oder kleinen Leidenschaft, aus einer Sucht getan haben und, um dieser Leidenschaften und Suchten willen, keine moralischen Menschen gewesen seien. Alexander von Mazedonien hat zum Teil Griechenland, dann Asien erobert, also ist er eroberungssüchtig gewesen. Er hat aus Ruhmsucht, Eroberungssucht gehandelt, und der Beweis, daß sie ihn getrieben haben, ist, daß er solches, das

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ruhm brachte, getan habe. Welcher Schulmeister hat nicht von Alexander dem Großen, von Julius Cäsar vordemonstriert, daß diese Menschen von solchen Leidenschaften getrieben und daher unmoralische Menschen gewesen seien? Woraus sogleich folgt, daß er, der Schulmeister, ein vortrefflicherer Mensch sei als jene, weil er solche Leidenschaften nicht besäße und den Beweis dadurch gebe, daß er Asien nicht erobere, den Darius, Porus nicht besiege, sondern freilich wohl lebe, aber auch leben lasse. — Diese Psychologen hängen sich dann vornehmlich auch an die Betrachtung von den Partikularitäten der großen, historischen Figuren, welche ihnen als Privatpersonen zukommen. Der Mensch muß essen und trinken, steht in Beziehung zu Freunden und Bekannten, hat Empfindungen und Aufwallungen des Augenblicks. Für einen Kammerdiener gibt es keinen Helden, ist ein bekanntes Sprichwort; ich habe hinzugesetzt — und Goethe hat es zehn Jahre später wiederholt —, nicht aber darum, weil dieser kein Held, sondern weil jener der Kammerdiener ist. Dieser zieht dem Helden die Stiefel aus, hilft ihm zu Bette, weiß, daß er lieber Champagner trinkt und so fort. — Die geschichtlichen Personen, von solchen psychologischen Kammerdienern in der Geschichtschreibung bedient, kommen schlecht weg; sie werden von diesen, ihren Kammerdienern, nivelliert, auf gleicher Linie oder vielmehr ein paar Stufen unter die Moralität solcher feinen Menschenkenner gestellt. Der Thersites des Homer, der die Könige tadelt, ist eine stehende Figur aller Zeiten. Schläge, das heißt Prügel mit einem soliden Stabe, bekommt er zwar nicht zu allen Zeiten, wie in den homerischen, aber sein Neid, seine Eigensinnigkeit ist der Pfahl, den er im Fleische trägt, und der unsterbliche Wurm, der ihn nagt, ist die Qual, daß seine vortrefflichen Absichten und Tadeleien in der Welt doch ganz erfolglos bleiben. Man kann auch eine Schadenfreude am Schicksal des Thersitismus haben.

Ein welthistorisches Individuum hat nicht die Nüchternheit, dies und jenes zu wollen, viel Rücksichten zu nehmen, sondern es gehört ganz rücksichtslos dem einen Zwecke an. So ist es auch der Fall, daß sie andre, große, ja heilige Interessen leichtsinnig behandeln, welches Benehmen sich freilich dem moralischen Tadel unterwirft. Aber solche große Gestalt muß manche unschuldige Blume zertreten, manches zertrümmern auf ihrem Wege. (Hegel, Der Sinn der Weltgeschichte, 1825.)

HOFFNUNG AUF DEN ERNEUERER

Bisweilen verlautet heftiges Begehr nach großen Männern, und das hauptsächlich im Staat, weil die Dinge in allen großen Ländern auf eine solche Bahn geraten sind, daß man mit gewöhnlichen Dynasten und Oberbeamten nicht mehr durchkommt, sondern Extrapersonen haben sollte.

Wenn aber der große Mann käme und nicht gleich in seinen Anfängen unterginge, so ist noch die Frage, ob man ihn nicht zerschwatzen und durch Hohn über ihn Meister würde. Unsere Zeit hat eine zermürbende Kraft.

Dagegen ist die Zeit sehr geneigt, sich zeitweise durch Abenteurer und Phantasten imponieren zu lassen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In frischer Erinnerung steht auch noch, wie man sich 1848 nach einem großen Manne sehnte, und womit man dann in der Folge vorliebnahm.
Nicht jede Zeit findet ihren großen Mann und nicht jede große Fähigkeit findet ihre Zeit. Vielleicht sind jetzt sehr große Männer vorhanden für Dinge, die nicht vorhanden sind. Jedenfalls kann sich das vorherrschende Pathos unserer Tage, das Besserlebenwollen der Massen, unmöglich zu einer wahrhaft großen Gestalt verdichten. Was wir vor uns sehen, ist eher eine allgemeine Verflachung, und wir dürften das Aufkommen großer Individuen für unmöglich erklären, wenn uns nicht die Ahnung sagte, daß die Krisis einmal von ihrem miserablen Terrain „Besitz und Erwerb" plötzlich auf ein anderes geraten, und daß dann „der Rechte" einmal über Nacht kommen könnte, — worauf dann alles hinterdrein läuft.
Denn die großen Männer sind zu unserem Leben notwendig, damit die weltgeschichtliche Bewegung sich periodisch und ruckweise freimache von bloßen abgestorbenen Lebensformen und von reflektierendem Geschwätz.
Und für den denkenden Menschen ist gegenüber der ganzen bisher abgelaufenen Weltgeschichte das Offenhalten des Geistes für jede Größe eine der wenig sicheren Bedingungen des höheren geistigen Glückes. (Jacob Burckhardt, Weltgeschichtliche Betrachtungen, verfaßt 1868.)

WIDERSTAND GEGEN DAS BEDEUTENDE

Wenn die Frage, welcher Zeit der Mensch eigentlich angehöre, gewissermaßen wunderlich und müßig scheint, so regt sie doch ganz eigene Betrachtungen auf, die uns interessieren und unterhalten können.
Das Leben jedes bedeutenden Menschen, das nicht durch einen frühen Tod abgebrochen wird, läßt sich in drei Epochen teilen: in die der ersten Bildung, in die des eigentümlichen Strebens und in die des Gelangens zum Ziele, zur Vollendung.
Meistens kann man nur von der ersten sagen, daß die Zeit Ehre von ihr habe: denn erstlich deutet der Wert eines Menschen auf die Natur und Kraft der in seiner Geburtsepoche Zeugenden; das Geschlecht, aus dem er stammt, manifestiert sich in ihm öfters mehr als durch sich selbst, und das Jahr der Geburt eines jeden enthält in diesem Sinne eigentlich das wahre Nativitäts-Prognostikon mehr in dem Zusammentreffen irdischer Dinge als im Aufeinanderwirken himmlischer Gestirne.
Sodann wird das Kind gewöhnlich mit Freundlichkeit aufgenommen, gepflegt, und jedermann erfreut sich dessen, was es verspricht. Jeder Vater, jeder Lehrer sucht die Anlagen nach seinen Einsichten und Fähigkeiten bestens zu entwickeln, und wenigstens ist es der gute Wille, der alle die Umgebungen des Knaben belebt. Sein Fleiß wird gepriesen, seine Fortschritte werden belohnt, der größte Eifer wird in ihm erregt und ihm zugleich die törige Hoffnung vorgespiegelt, daß das immer stufenweise so fortgehen werde.
Allein er wird den Irrtum nur allzubald gewahr: denn sobald die Welt den einzelnen Strebenden erblickt, sobald erschallt ein allgemeiner Aufruf, sich ihm zu widersetzen. Alle Vor- und Mitwerber sind höchlich bemüht, ihn mit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schranken und Grenzen zu umbauen, ihn auf jede Weise zu retardieren, ihn ungeduldig, verdrießlich zu machen und ihn nicht allein von außen, sondern auch von innen zum Stocken zu bringen.
Diese Epoche ist also gewöhnlich die des Konflikts, und man kann niemals sagen, daß diese Zeit Ehre von einem Manne habe. Die Ehre gehört ihm selbst an, und zwar ihm allein und den wenigen, die ihn begünstigen und mit ihm halten.
Sind nun diese Widerstände überwunden, ist dieses Streben gelungen, das Angefangene vollbracht, so läßt sich's denn die Welt zuletzt wohl auch gefallen; aber auch dieses gereicht ihr keineswegs zur Ehre. Die Vorwerber sind abgetreten, den Mitwerbern ist es nicht besser gegangen, und sie haben vielleicht doch auch ihre Zwecke erreicht und sind beruhigt; die Nachwerber sind nun an ihrer Reihe der Lehre, des Rats, der Hilfe bedürftig, und so schließt sich der Kreis, oder vielmehr so dreht sich das Rad abermals, um seine erneuerte wunderliche Linie zu beschreiben. (Goethe, Zur Farbenlehre, 1810.)

BEWAHRUNG DER GRÖSSE DURCH DIE KÜNSTLERISCHE FORM

Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohltätige Gottheit reiße den Säugling beizeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines bessern Alters und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden ist, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück, aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar, wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edlern Zeit, von der absoluten, unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Hier, aus dem reinen Äther seiner dämonischen Natur, rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbnis der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen. Seinen Stoff kann die Laune entehren, wie sie ihn geadelt hat, aber die keusche Form ist ihrem Wechsel entzogen. Der Römer des ersten Jahrhunderts hatte längst schon die Knie vor seinen Kaisern gebeugt, als die Bildsäulen noch aufrecht standen; die Tempel blieben dem Auge heilig, als die Götter längst zum Gelächter dienten, und die Schandtaten eines Nero und Kommodus beschämte der edle Stil des Gebäudes, das seine Hülle dazu gab. Die Menschheit hatte ihre Würde verloren, aber die Kunst hat sie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen; die Wahrheit lebt in der Täuschung fort, und aus dem Nachbilde wird das Urbild wieder hergestellt werden. So wie die edle Kunst die edle Natur überlebte, so schreitet sie derselben auch in der Begeisterung bildend und erweckend voran. Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Tälern liegt.
Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urteil verachtet. Er blicke auf-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfnis. Gleich frei von der eitlen Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstand, der hier einheimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Notwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieses präge er aus in Täuschung und Wahrheit, präge es in die Spiele seiner Einbildungskraft und in den Ernst seiner Taten, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen und werfe es schweigend in die unendliche Zeit. (Schiller, Über die ästhetische Erziehung des Menschen, 1795.)

EINSAME IN SCHLIMMER ZEIT

Es ist eine sehr falsche Behauptung, die man aber oft hört, daß jedes große Kunstwerk auf seine Zeit eine große Wirkung hervorbringen müsse, daß ferner das Werk, welches eine große Wirkung hervorbringt, auch ein großes Kunstwerk sei, und daß dort, wo bei einem Werke die Wirkung ausbleibt, von einer Kunst nicht geredet werden kann. Wenn irgendein Teil der Menschheit, ein Volk, rein und gesund am Leibe und an der Seele ist, wenn seine Kräfte gleichmäßig entwickelt, nicht aber nach einer Seite unverhältnismäßig angespannt und tätig sind, so nimmt dieses Volk ein reines und wahres Kunstwerk treu und warm in sein Herz auf, wozu es keiner Gelehrsamkeit, sondern nur seiner schlichten Kräfte bedarf, die das Werk als ein ihnen Gleichartiges aufnehmen und hegen. Wenn aber die Begabungen eines Volkes, und seien sie noch so hoch, nach einer Richtung hin in weiten Räumen vorauseilen, wenn sie gar auf bloße Sinneslust oder auf Laster gerichtet sind, so müssen die Werke, welche eine große Wirkung hervorbringen sollen, auf jene Richtung, in der die Kräfte vorzugsweise tätig sind, hinzielen, oder sie müssen Sinneslust und Laster darstellen. Reine Werke sind einem solchen Volke ein Fremdes, es wendet sich von ihnen. Daher rührt die Erscheinung, daß edle Werke der Kunst ein Zeitalter rühren und begeistern können, und daß dann ein Volk kommt, dem sie nicht mehr sprechen. Sie verhüllen ihr Haupt und harren, bis andere Geschlechter an ihnen vorüberwandeln, die wieder reines Sinnes sind, und zu ihnen emporblicken. Diesen lächeln sie, und von diesen werden sie wieder wie herübergerettete Heiligtümer in Tempel gebracht. In entarteten Völkern blüht zuweilen, aber sehr selten, ein reines Werk wie ein vereinsamter Strahl hervor, es wird nicht beachtet und wird später von einem Menschenforscher entdeckt, wie jener Gerechte in Sodoma. Damit aber der Dienst der Kunst leichter erhalten werde, sind in jedem Zeitalter solche, denen ein tieferer Sinn für Kunstwerke gegeben ward, sie sehen mit klarerem Auge in ihre Teile, nehmen sie mit Wärme und Freude in ihr Herz und übergeben sie so ihren Mitmenschen. Wenn man die Erschaffenden Götter nennt, so sind jene die Priester dieser Götter. Sie verzögern den Schritt des Unheiles, wenn der Kunstdienst zu verfallen beginnt, und sie tragen, wenn es nach der Finsternis wieder hell werden soll, die Leuchte voran. (Adalbert Stifter, Machsommer, 1857.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

VORLÄUFER UND ENDBLÜTEN

Es gibt einzelne außerordentliche Menschen, Sonnenkinder eines Zeitalters, wie von einem fremden Planeten Herabgekommene, die als Verkünder, Herolde und Weissager gleichsam ohne ein Volk und eine große Geschichte einer herrlichen Zeit, die da kommen soll, voranschreiten, oder die auch wie zum Troste als letzte Heldenkrone und Liebeskranz von Gott auf die Leiche eines vergehenden Zeitalters gelegt werden. (Ernst Moritz Arndt, Geist der Zeit IV, 1818.)

NOTWENDIGKEIT DES GEFAHRVOLLEN LEBENS

Ich begrüße alle Anzeichen dafür, daß ein männlicheres, ein kriegerisches Zeitalter anhebt, das vor allem die Tapferkeit wieder zu Ehren bringen wird! Denn es soll einem noch höheren Zeitalter den Weg bahnen und die Kraft einsammeln, welche jenes einmal nötig haben wird —, jenes Zeitalter, das den Heroismus in die Erkenntnis trägt und Kriege führt, um der Gedanken und ihrer Folgen willen. Dazu bedarf es für jetzt vieler vorbereitender, tapferer Menschen, welche doch nicht aus dem Nichts entspringen können — und ebensowenig aus dem Sand und Schleim der jetzigen Zivilisation und Großstadtbildung: Menschen, welche es verstehen, schweigend, einsam, entschlossen, in unsichtbarer Tätigkeit zufrieden und beständig zu sein: Menschen, die mit innerlichem Hange an allen Dingen nach Dem suchen, was an ihnen zu überwinden ist: Menschen, denen Heiterkeit, Geduld, Schlichtheit und Verachtung der großen Eitelkeiten ebenso zu eigen ist, als Großmut im Siege und Nachsicht gegen die kleinen Eitelkeiten aller Besiegten: Menschen mit einem scharfen und freien Urteil über alle Sieger und über den Anteil des Zufalls an jedem Siege und Ruhme: Menschen mit eigenen Festen, eigenen Werktagen, eigenen Trauerzeiten, gewohnt und sicher im Befehlen und gleich bereit, wo es gilt, zu gehorchen, im Einen wie im Andern gleich stolz, gleich ihrer eigenen Sache dienend: gefährdetere Menschen, fruchtbarere Menschen, glücklichere Menschen! Denn, glaubt es mir! — das Geheimnis, um die größte Fruchtbarkeit und den größten Genuß vom Dasein einzuernten, heißt: gefährlich leben! Baut eure Städte an den Vesuv! Schickt eure Schiffe in unerforschte Meere! Lebt im Kriege mit Euresgleichen und mit euch selber! Seid Räuber und Eroberer, so lange ihr nicht Herrscher und Besitzer sein könnt, ihr Erkennenden! Die Zeit geht bald vorbei, wo es euch genug sein durfte, gleich scheuen Hirschen in Wäldern versteckt zu leben! Endlich wird die Erkenntnis die Hand nach Dem ausstrecken, was ihr gebührt: — sie wird herrschen und besitzen wollen und ihr mit ihr! (Nietzsche, Die fröhliche Wissenschaft, 1881/1882.)

DIE TAT ALS RECHT DES ERSTEN SCHRITTES

Es dürfte jemand unter euch hervortreten und mich fragen: was gibt gerade dir, dem einzigen unter allen deutschen Männern und Schriftstellern, den besonderen Auftrag, Beruf und das Vorrecht, uns zu versammeln und auf uns einzudringen? Hätte nicht jeder unter den Tausenden der Schriftsteller

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Deutschlands eben dasselbe Recht dazu wie du, von denen keiner es tut, sondern du allein dich hervordrängst? Ich antworte, daß allerdings jeder dasselbe Recht gehabt hätte wie ich und daß ich gerade darum es tue, weil keiner unter ihnen es vor mir getan hat, und daß ich schweigen würde, wenn ein anderer es früher getan hätte. Dies war der erste Schritt zu dem Ziele einer durchgreifenden Verbesserung; irgendeiner mußte ihn tun. Ich war der, der es zuerst lebendig einsah; darum wurde ich der, der es zuerst tat. Es wird nach diesem irgendein anderer Schritt der zweite sein; diesen zu tun, haben jetzt alle dasselbe Recht; wirklich tun aber wird ihn abermals nur ein einzelner. Einer muß immer der erste sein, und wer es sein kann, der sei es eben! (Fichte, Reden an die deutsche Nation, 1807/1808.)

DICHTER UND TÄTER

Nur in der gemeinen, tierischen Region des politischen Lebens sind der Staatsmann und der Dichter unverträglich: sie scheinen sich zu nähern und zu versöhnen, je höher das Leben steigt; sie erkennen sich: in welchem Bade soll sich die Seele des großen Staatsmanns erfrischen als im Bade der Poesie? Wenn ungeheure Sorgen ihn von sich selbst loszureißen und mit sich selbst zu entzweien, wenn die Lockungen des Ruhms und aller irdischen Größe ihn in sich selbst zu verstricken drohn, was soll hier die Knoten lösen, dort das Getrennte sanft verknüpfen? Braucht nicht Alexander den Homer, um die brausende Seele nur die wenigen Jahre festzuhalten, die sein ungeheures Dasein dauert? Was soll denn denjenigen mäßigen, von dem die irdischen Dinge ihr Maß erwarten? Was soll den selbst erziehn, dem ganze Völker zur Erziehung übergeben sind? In seinem Geschlechte ist er der Größte und alles von ihm abhängig; hier ist er selbst der Ausfluß aller Gnade, alles Lohns, aller Beruhigung. Es muß etwas geben, ein andres Geschlecht, seinesgleichen und doch unendlich verschieden von ihm, welches dem Himmel nähersteht und ihn schwebend erhält in seiner Höhe, ihn selbst wieder belohnt, beruhigt, und für dessen Wirken es im ganzen Umkreise der irdischen Dinge kein Gleichnis gibt. (Adam Müller, Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland, 1812.)

DICHTERISCHES MAASS

Das ist das Maß der Begeisterung, das jedem Einzelnen gegeben ist, daß der eine bei größerem, der andere nur bei schwächerem Feuer die Besinnung noch im nötigen Grade behält. Da, wo die Nüchternheit dich verläßt, da ist die Grenze deiner Begeisterung. Der große Dichter ist niemals von sich selbst verlassen, er mag sich so weit über sich selbst erheben als er will. Man kann auch in die Höhe fallen, so wie in die Tiefe. Das letztere verhindert der elastische Geist, das erstere die Schwerkraft, die im nüchternen Besinnen liegt. Das Gefühl ist aber wohl die beste Nüchternheit und Besinnung des Dichters, wenn es richtig und warm und klar und kräftig ist. Es ist Zügel und Sporn dem Geist. Durch Wärme treibt es den Geist weiter, durch Zartheit und Richtig-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

keit und Klarheit schreibt es ihm die Grenze vor und hält ihn, daß er sich nicht verliert; und so ist es Verstand und Wille zugleich. Ist es aber zu zart und weichlich, so wird es tötend, ein nagender Wurm. Begrenzt sich der Geist, so fühlt es zu ängstlich die augenblickliche Schranke, wird zu warm, verliert die Klarheit und treibt den Geist mit einer unverständlichen Unruhe ins Grenzenlose; ist der Geist freier, und hebt er sich augenblicklich über Regel und Stoff, so fürchtet es eben so ängstlich die Gefahr, daß er sich verliere, so wie es zuvor die Eingeschränktheit fürchtete, es wird frostig und dumpf und ermattet den Geist, daß er sinkt und stockt, und an überflüssigem Zweifel sich abarbeitet. Ist einmal das Gefühl so krank, so kann der Dichter nichts Besseres, als daß er, weil er es kennt, sich in keinem Falle gleich schrecken läßt von ihm und es nur so weit achtet, daß er etwas gehaltener fortfährt und so leicht wie möglich sich des Verstands bedient, um das Gefühl, es seie beschränkend oder befreiend, augenblicklich zu berichtigen, und wenn er so sich mehrmal durchgeholfen hat, dem Gefühle die natürliche Sicherheit und Konsistenz wiederzugeben. Überhaupt muß er sich gewöhnen, nicht in den einzelnen Momenten das Ganze, das er vorhat, erreichen zu wollen und das augenblicklich Unvollständige zu ertragen; seine Lust muß sein, daß er sich von einem Augenblick zum andern selber übertrifft, in dem Maße und in der Art, wie es die Sache erfordert, bis am Ende der Hauptton seines Ganzen gewinnt. Er muß aber ja nicht denken, daß er nur im crescendo vom Schwächeren zum Stärkeren sich selber übertreffen könne, so wird er unwahr werden und sich überspannen; er muß fühlen, daß (er) an Leichtigkeit gewinnt, was er an Bedeutsamkeit verliert, daß das Stille die Heftigkeit und das Sinnige den Schwung gar schön ersetzt, und so wird es im Fortgang seines Werks nicht einen notwendigen Ton geben, der nicht den vorhergehenden gewissermaßen überträfe, und der herrschende Ton wird es nur darum sein, weil das Ganze auf diese und keine andere Art komponiert ist. (Hölderlin, Aphorismen, um 1797.)

VOLLENDUNG DES MENSCHLICHEN IM GROSSEN MANNE

Die Humanität freilich ist dem großen Manne gram, weil er nicht in schonender Entwicklung, sondern erschütternd, in Rausch und Kampf, die Welt vorwärtstreibt, sie sieht nur in der fortschreitenden Regelung klugersonnener Ordnungen das Heil der Erde, das heißt im Bilde: sie hält das metrische Ordnen von Worten schon für Dichtung, das Ordnen logischer Wahrheiten schon für Weisheit. Vom Punkte der Schöpfung aus ist die humane Praxis nur Verbrauch, und weil ihre Vertreter sich im letzten bewußt sind, daß ihre Werke den Verfall notwendig in sich tragen, haben sie in trügerischer Umdeutung die großen Männer die Zerstörer genannt, als sei dies deren Wesen und der Aufbau das Wesen der kleinen Verbraucher. Man braucht die Lüge nur zu nennen, so fällt sie hin. Die Menschen haben noch keinen „groß" genannt, dessen Wesen Zerstörung war: es gibt keine großen Zerstörer, das ist die freudigste Wahrheit der Welt! Wieviel auch die großen Männer auf ihren Wegen vernichten müssen, Vernichtungswürdiges und Notwendiggeopfertes, immer ist deutlicher vor allen entflammten Augen und begeisterten Herzen der Menschen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihr schöpferisches Tun, die Errichtung ihres Reiches aus innerm Schaffenszwange, der ungeheure Schwung des Aufbaues ihres Werkes und die bis ins Kleinste dringende Mühe des Ausbaues unter dem Siegel der Ewigkeit. Ja welcher Mensch, welches Volk hat einen Großen gemordet oder gestürzt, ohne dennoch unter der Wucht seines Geistes zusammenzusinken, ohne dennoch über allem Wechsel der Zeiten seiner Herrschaft zu unterliegen? Denn nicht Gewalt kämpft hier mit Gewalt, sondern ein Ewiges mit einer zeitlichen Not: nicht der physisch Stärkere ist Herrscher, sondern wer die größere Fülle von Kräften in einer höheren Fuge eint. Aber weil der große Mann die „Menschheit" mißachtet, ihre Ordnung durchbricht, will die Humanität uns glauben machen, er sei unmenschlich, ja unpersönlich im Verhalten zum andern. Doch auch diesem Urteil ist nicht der andre, nicht der Mensch, sondern wieder der Begriff, die Gattung zugrunde gelegt: nicht das besondre Menschliche, nein die verblasene Summe des Allgemeinen, das Nichts-Bedeutende soll auch dem Größten Maß und Richte sein, die Glut seines Glaubens, die Gewalt seines Handelns, die Unbedingtheit seines Willens soll sich durch Mitleid, Mitgefühl „mit allen" beschränken, als sei die Schwere alles Stofflichen, Beharrung des Bestehenden und Stumpfheit der verstockten Hirne noch nicht Last und Druck genug für einen Atem. Wenn der Werktätige keinen Raum hat für Gefühle, die andre quälen oder freuen, so ist es nicht, weil er die Tore seines Herzens schlösse, sondern weil in die geöffneten nur voller der Wind seines Gottes weht und alles Wünschen und Verlangen mit in das eine Gebot seines Werkes reißt. Das Fühlen, das sich aus diesem Wirbel löst, ist nicht unpersönlich, sondern das stärkste persönliche, das Tun nicht unmenschlich, sondern das stärkste menschliche. Die schonsame Gleichheit auf getenntem Boden macht immer unpersönlicher, unmenschlicher, verflacht den Menschen zum Vertreter der Gattung. Erst die Besonderheit des Mannes fordert seine menschliche Kraft, und je stärker er sich als Gestalt sondert, um so größer muß der Mut des Alleinseins mit dem Selbsterzeugten werden, je ungeheurer die Spannung zum andersgearteten wird, um so gewaltiger muß der Aufwand sein, in jedem Augenblicke den Gegendruck zu ertragen und dennoch das Eigne kämpfend aufzurichten. Es bleiben dem Herrscher nur die großen Wirklichkeiten als Mittel oder Gegenstand seines schöpferischen Willens: das Seiende nach seinem Bilde gestaltend umgestalten, ist ihm Trieb und Ziel, nicht die Gattung kümmert ihn, sondern der Mensch in leiblicher und geistiger Freiheit und Bindung, der einzige Urgrund aller Wirklichkeiten. Ihn lebendig zu ergreifen, ihn zu lösen und zu binden, daß er die Formen seines Geistes fülle und wachsend weiterbilde, ist seine einzige Begierde. — —

An euch also, Knaben und Jünglinge, ergeht unser Ruf, soweit in euch noch die reinen Feuer des Lebens brennen. Wohin ihr euch wendet, ein hohes Gut zu verehren, begegnet ihr Zeitgeistern, die alles Verehrte lockern, wohin ihr euch wendet, eine Gemeinschaft zu finden, die eurem Leben feste Gesetze weise, begegnet ihr Zweck-Verbänden, die unter dem Banner der Kultur den gröbsten Nutzen suchen, wohin ihr euch wendet, einen Menschen zu suchen, der eurem Wollen Sinn und Vorbild gäbe, heißt man euch nach der Menschheit schauen und im Wohl der Gattung das allgemeine Gute und Wahre sehen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aber der Mund der Gattung hat noch kein verlangendes Ohr belehrt, die Hand der Gattung hat noch keine Hand erfaßt und geleitet, das Herz der Gattung hat noch an keinem Herzen liebend geschlagen: diese Wahrheit der Menschheit ist zu „allgemein", als daß ihr sie jemals finden könntet. Ihr verschmachtet auf der Suche oder euch ergreift zuletzt der Wahn, und ihr lügt eure Liebe für das gestalt- und leiblose. Die ewige Wahrheit erscheint nur als Gestalt und nur im sinnenhaft Begrenzten zeigt sie ihre Gesetze, eben als Gesetze der besondern leiblichen Einheit: darum ist der größte Mensch die tiefste Wahrheit, ja der Held und Herrscher allein ist wahr! Er allein kann wahr sein, weil sein Logos nur der ausgestrahlte Umkreis seines göttlichen Eros, sein Handeln, Gestalten und Schauen nur notwendiger Ausstrom seines Blutes ist. Im Helden, im Herrscher sucht die Wahrheit, in den heldisch gehobenen Menschen sucht die wahren Freunde und Führer eurer Jugend: einem jeden von euch ist am tiefsten der dionysische Partner not, der euch nicht aus Pflichtgefühl allgemeine Grundsätze verkündet, sondern in Liebe eure besonderen Grundtriebe stärkt und in seinem Geiste beherrschen lehrt. Eure Liebe irrt nicht, solange sie rein ist, und würde auch der geringste unter den herrscherlichen Menschen eurer Partner: er führte euch dennoch besser als die ganze Menschheit. Ihr müßt in Liebe und Kampf mit ihm erringen, was er selbst in Liebe und Kampf mit höheren Mächten errang, er lehrt euch verehren und bewahren, wo er selbst verehrt und bewahrt, und so von Schritt zu Schritt durch eine lebendige Hand geleitet, werdet ihr selber wahr nach dem Maße eurer Hingabe und eurer Kraft. (Friedrich Wolters, Mensch und Gattung, 1912.)

TOTENGERICHT

Kaum gibt es etwas Unterrichtenderes, kaum aber auch etwas Schwereres, als ein Gericht über die Toten, und zwar über die größesten Geister der Vorwelt. Den Prunk ihrer Zeit abgelegt, Geist vor dem Geist stehen sie da. Die Tuba eines leeren Rufs ist verhallet: die entfernte Echo murmelt vielleicht etwas ganz anderes, als was ihre Nähe jauchzte. Vollends die Irrwische, die Sternschnuppen? Ein Klümpchen Schlamm liegen sie am Boden.

Aber die ewigen Gedanken bleiben; mit den Jahrhunderten entwölken sie sich, immer heller aufglänzend. Auch die wesentlichen Formen der Künste des Schönen dauern; fast nur im Bedeutungslosen oder in Zusätzen der Unform ändern sich ihre Gestalten.

Ungeheuer viele Namen trägt nach jener schönen Fabel Ariosts der muntergeschäftige Greis, die Zeit, in den Strom der Vergessenheit, um welchen mit großem Geschrei unaufhörlich Raben, Elstern und gierige Geier schwärmen. Hie und da erhaschen sie einen hingeworfenen Namen mit Klaue oder Schnabel, lassen ihn aber bald wieder sinken; zwei heilige weiße Schwäne wachen über wenige große Namen, fangen sie auf und tragen sie zum Tempel der Unsterblichkeit hinüber. (Herder, Adrastea, 1801/1804.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

2. VORBILDER

NACHAHMUNG ALS GRUND DER DEUTSCHEN UNIVERSALITÄT

Wir wachten auf, da es allenthalben Mittag war und bei einigen Nationen sich gar schon die Sonne neigte. Wir kamen zu spät.

Und weil wir so spät kamen, ahmten wir nach, denn wir fanden viel Vortreffliches nachzuahmen. Franzosen, Spaniern, Italienern, Briten, selbst Holländern ahmten wir nach und wußten nie recht, wozu und weswegen. Unser verdienter Opitz war mehr Übersetzer als Dichter. In Weckherlin und anderen ist der größte Teil fremdes Gut. So sind wir fortgeschritten; und wer ahmt uns nach? Wenn in Italien die Muse singend konversiert, wenn sie in Frankreich artig erzählt und vernünftelt, wenn sie in Spanien ritterlich imaginiert, in England scharf- oder tiefsinnig denkt, was tut sie in Deutschland? Sie ahmt nach, Nachahmung wäre also ihr Charakter, eben weil sie zu spät kam. Die Originalformen waren alle verbraucht und vergeben.

So übel stehts nicht mit der deutschen Muse. Es ist vielleicht der Hauptfehler unsrer Nation, daß sie aus zu großer Gefälligkeit gegen Fremde sich selbst nicht kennt und achtet.

Wahr ists, wir kamen spät; desto jünger aber sind wir. Wir haben noch viel zu tun, indes andre ruhn, weil sie das Ihrige geleistet haben.

Und waren wir in jenen Zeiten müßig? Nichts weniger; durch andere, vielleicht wichtigere Geschäfte wurden wir von einer Bahn zurückgehalten, die uns immer noch blieb. Für ganz Europa standen wir damals vor dem Riß, sowohl gegen Roms Despotie, als gegen eindringende Hunnen und Tataren. Daß Europa nicht zum Kalmuckenlande oder zur Türkei ward, haben Deutsche verhindert; Raum zu dem friedlichen Garten, den die Musen lieben, haben sie mit ihrem Blut erfochten.

Unsre Sprache ist im Besitz älterer Poesie, als deren sich Spanier, Italiener, Franzosen und Briten rühmen können; einzig nur unsere Verfassung war schuld, daß wir jahrhundertelang dies Feld ungebauet ließen. Endlich, da die Reformation aus unserer Mitte hervorbrach und uns nach vielem andern Ungemach mit dem Dreißigjährigen Kriege eine fast allgemeine Verwüstung und die so gefährliche Bekanntschaft mit fremden Nationen auf den Hals zog, — müssen wir, wenn wir die Geschichte Deutschlands durchgehn, uns nicht wundern, daß noch so viel ward, als geworden ist?

Denn nun reiseten die Fürsten, die Edlen. Sie staunten das Ausland an und sprachen, lasen, schrieben fremde Sprachen. Und unsere gutherzigen Dichter freueten sich jeder Sonne, die aufging, fanden sich geehrt, wenn sie Gesänge auch nur zueignen durften, ohne daß sie gelesen wurden. In Siebenbürgen dichtete der gute Opitz, Weckherlin in England und Frankreich, Flemming am Kaspischen Meer, deutsche Gedichte, niemand dankte es ihnen, daß sie es taten. Und wer dankte es dem Andreas Gryphius, dem von Lohenstein, daß sie unter ihrer Bürde bürgerlicher Geschäfte für Sprache und Poesie das taten, was sie getan haben?

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dank also auch dem guten von Logau, daß er in den wilden Zeiten des Dreißigjährigen Krieges seine dreitausend Sinn- und andre Gedichte aufschrieb, ob er gleich ein deutscher Baron war. Dank einem Dietrich von dem Werder, daß er den Tasso übersetzte und gleichwohl Hofmarschall sein konnte, ja gar ein Regiment kommandierte. Dank — o wie tief haben wir Deutsche anfangen, aus welcher drückenden Barbarei uns hervorarbeiten müssen, die uns noch allenthalben sogar als Ehre, als Vorzug, als Stammes- und Nationalruhm anklebt! Welcher Mann von Ahnen wird ein Poète, ein Savant, ein Philosophe sein wollen, wenn er auch ein Tasso, ein Baco, ein Shaftesbury werden könnte? — Solon und Alexander, Cäsar und Augustus, so viele Fürsten und Edle in Italien, Spanien, Frankreich, England dachten anders.

„Weil wir also spät kamen, so ahmten wir freilich viel nach: denn wir fanden viel Vortreffliches nachzuahmen." Dies war Natur der Sache, nichts mehr und nichts minder; wer zuletzt kommt, täte sehr unrecht, wenn er nicht nachahmte. So folgten die Römer den Griechen, den Römern die Mönche, Mönchen und Arabern die Provenzalen, den Provenzalen mittel- oder unmittelbar alle gebildeten Nationen Europas; warum sollten diesen nicht die Deutschen folgen? Alle Kunst ist Nachahmung, nur durch Nachahmug ist der Mensch zur Kunst gelangt, nur durch sie ist er Mensch worden. Wäre also auch Nachahmung der Charakter unserer Nation und wir ahmten nur mit Besonnenheit nach: so gereichte dieses Wort uns zur Ehre. Wenn wir von allen Völkern ihr Bestes uns eigen machten: so wären wir unter ihnen das, was der Mensch gegen alle die Neben- und Mitgeschöpfe ist, von denen er Künste gelernt hat. Er kam zuletzt, sah jedem seine Art ab und übertrifft oder regiert sie alle.

Zu diesem Zweck haben wir ein vortreffliches Mittel in unserer Gewalt, unsere Sprache, sie kann uns das sein, was dem kunstnachahmenden Menschen die Hand ist. Man rühmt den slavonischen Sprachen nach, daß sie zur Nachbildung fremder Idiome in jeder Wendung, in jedem Übergang geschickt sein; die deutsche Sprache hat diese Fähigkeit vor allen Töchtern der lateinischen, selbst vor der englischen Sprache. Alle diese sind von Zwitternatur; aus ihren engeren oder weiteren Schranken können sie nicht hinaus, um sich einer fremden Sprache nur einigermaßen zu bequemen. Vor allem ist die französische Sprache die gebundenste, die gleichsam gar nicht übersetzen, gar nicht nachbilden kann; eine ewig Ungetreue muß sie alles nur auf ihre, das ist auf eine sehr mangelhafte Weise sagen. Die deutsche Sprache, unvermischt mit andern, auf ihrer eignen Wurzel blühend und eine Stiefschwester der vollkommensten, der griechischen Sprache, hat eine unglaubliche Gelenkigkeit, sich dem Ausdrucke, den Wendungen, dem Geist, selbst den Silbenmaßen fremder Nationen, sogar Griechen und Römern anzuschließen und zu fügen. Unter der Bearbeitung jedes eigentümlichen Geistes wird sie gleichsam eine neue, ihm eigne Sprache. — —

Einem reichen Dichter unserer Sprache hat man nachgerechnet, daß er in Homers, Pindars, Xenophons, Lucians, Ariosts, Cervantes', Popes, Fieldings, Sternes, sogar des Königs David und der Sultanin Scheherazade Art und Manier Psalmen und Märchen, Helden- und Lehrgedichte, Epische Gesänge und Romane geschrieben, gedichtet und gesungen habe. Desto besser. Um

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

so reicher sind wir durch ihn worden. Die Ananas, die tausend feine Gewürze in ihrem Geschmack vereint, trägt nicht umsonst eine Krone. (Herder, Briefe zur Beförderung der Humanität, 1793/1797.)

WESEN DER GENIEN

Wo Wirkung, Kraft, Tat, Gedanke, Empfindung ist, die von Menschen nicht gelernt und nicht gelehrt werden kann, da ist Genie. Genie, das allerkennbarste und unbeschreiblichste Ding, fühlbar wo es ist, und unaussprechlich wie die Liebe. Der Charakter des Genies und aller Werke und Wirkungen des Genies ist Erscheinung. Wie Engelserscheinung nicht kommt, sondern dasteht, nicht weggeht, sondern weg ist, wie Engelserscheinung ins innerste Mark trifft, unsterblich ins Unsterbliche der Menschheit wirkt und verschwindet und fortwirkt nach dem Verschwinden und süße Schauer und Schreckentränen und Freudenblässe zurückläßt, so Werk und Wirkung des Genies. Genie — propior Deus . . . Oder nenn es, beschreib es wie du willst; nenn's Fruchtbarkeit des Geistes, Unerschöpflichkeit, Quellgeist, nenn's Kraft ohne ihresgleichen, Urkraft, kraftvolle Liebe; nenn's Elastizität der Seele oder der Sinne und des Nervensystems, die leicht Eindrücke annimmt und mit einem schnell ingerierten Zusatze lebendiger Individualität zurückschnellt; nenn's unentlehnte, natürliche, innerliche Energie der Seele; nenn's Schöpfungskraft; nenn's Menge in- und extensiver Seelenkräfte, Sammlung, Konzentrierung aller Naturkräfte; nenn's lebendige Darstellungskunst; nenn's Meisterschaft über sich selbst; nenn's Herrschaft über die Gemüter; nenn's Wirksamkeit, die immer trifft, nie fehlt in all ihrem Wirken, Leiden, Lassen, Schweigen, Sprechen; nenn's Innigkeit, Herzlichkeit, mit Kraft sie fühlbar zu machen. Nenn's Zentralgeist, Zentralfeuer, dem nichts widersteht; nenn's lebendigen und lebendigmachenden Geist, der sein Leben fühlt und leicht und vollkräftig mitteilt, sich in alles hineinwirft mit Lebensfülle, mit Blitzeskraft; nenn's Übermacht über alles, wo es hintritt; nenn's Ahndung des Unsichtbaren im Sichtbaren, des Zukünftigen im Gegenwärtigen. Nenn's tiefes, erregtes Bedürfnis mit Ahndung innerer Kraft, die das Bedürfniss stillt und sättigt; nenn's ungewöhnliche Wirksamkeit durch ungewöhnliches Bedürfnis erregt und unterhalten; nenn's ungewöhnliche Schnelligkeit des Geistes, entfernte Verhältnisse mit glücklicher Überspringung der Mittelverhältnisse zusammenzufassen, oder Ähnlichkeiten, die sich nicht herausforschen lassen, im eilenden Vorbeiflug zu ergreifen; nenn's „Vernunft im schnellsten Flammenstrome der Empfindung und Tätigkeit". Nenn's Glaube, Liebe, Hoffnung, die sich nicht geben, nicht nachäffen läßt, oder nenn's schlechtweg nur Erfindungsgabe oder Instinkt. Nenn's und beschreib's wie du willst und kannst, allemal bleibt das gewiß, das Ungelernte, Unentlehnte, Unlernbare, Unentlehnbare, innig Eigentümliche, Unnachahmliche, Göttliche ist Genie, das Inspirationsmäßige ist Genie, hieß bei allen Nationen zu allen Zeiten Genie und wird's heißen, so lange Menschen denken und empfinden und reden. Genie blitzt, Genie schafft, veranstaltet nicht, schafft, so wie es selbst nicht veranstaltet werden kann, sondern ist. Genie vereinigt, was niemand vereinigen, trennt,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

was niemand trennen kann, sieht und hört und fühlt und gibt und nimmt auf eine Weise, deren Unnachahmlichkeit jeder andere sogleich innerlich anerkennen muß. Unnachahmlich und über allen Schein von Nachahmlichkeit erhaben ist das Werk des reinen Genius. Unsterblich ist alles Werk des Genies wie der Funke Gottes, aus dem es fließt. Über kurz oder lang wird's erkannt, wird seine Unsterblichkeit gesichert, über kurz oder lang alles herabgewürdigt, was schwachen Köpfen Genie schien und nicht war, nur Talent, nur gelernt, nur nachgeahmt, nur Faktize war, nicht Geist war aus Geist, nicht quoll aus unlernbarem Drange der Seele, nicht war Kind der Liebe, Abdruck des inneren Menschen, Ausgeburt und Ebenbild der verborgensten Kraft! Lauf alle Reihen der Menschen durch, die ganze Nationen und Jahrhunderte mit Einer Stimme Genie nannten, oder deren Werke und Wirkungen unsterblich sind und fortleben von Geschlecht zu Geschlecht und nie zu verkennen, nie auszulöschen sind, wenn noch so viele, noch so stürmende Stürme über sie brausen. Nenn unter allen Einen, der nicht gerade um deswillen Genie hieß und war, weil er Ungelerntes und Unlernbares empfand, sprach, dichtete, gab, schuf. Unnachahmlichkeit ist der Charakter des Genies und seiner Wirkungen, wie aller Werke und Wirkungen Gottes, Unnachahmlichkeit, Momentaneität, Offenbarung, Erscheinung, Gegebenheit, wenn ich so sagen darf, was wohl geahndet, aber nicht gewollt, nicht begehrt werden kann, oder was man hat im Augenblicke des Wollens und Begehrens, ohne zu wissen wie, was gegeben wird, nicht von Menschen, sondern von Gott oder vom Satan.

Millionen Gegenstände der Natur sind, die uns affizieren, unsere Kräfte regen, unsere Liebe anziehen, unserem Glauben Kraft, unserer Hoffnung Flügel geben, Millionen Gegenstände, an denen sich die menschliche Schöpfungskraft üben, in die sich der menschliche Geist hineinwurzeln kann, und so gibt es auch unzählige Arten von Genien. Jeder Gegenstand der sichtbaren oder unsichtbaren Welt ist ein Element, worin ein Genie als in seiner Welt, seinem Reiche weben und schweben, walten und herrschen kann, eine Welt voll Erscheinungen für das Genie, dem die äußeren und inneren Sinne zu seiner unmittelbaren Erkennung und Berührung geöffnet sind. Von was Art aber immer ein Genie sein möge, aller Genien Wesen und Natur ist Übernatur, Überkunst, Übergelehrsamkeit, Übertalent, Selbstleben. Sein Weg ist immer Weg des Blitzes oder des Sturmwindes oder des Adlers. Man staunt seinem wehenden Schweben nach, hört sein Brausen, sieht seine Herrlichkeit, aber wohin und woher weiß man nicht, und seine Fußstapfen findet man nicht.

Genien — Lichter der Welt, Salz der Erde, Substantive in der Grammatik der Menschheit, „Ebenbilder der Gottheit an Ordnung, Schönheit und unsichtbaren Schöpferskräften, Schätze eures Zeitalters, Sterne im Dunkeln, die durch ihr Wesen erleuchten und scheinen, so viel es die Finsternis aufnimmt!" Menschengötter, Schöpfer, Zerstörer, Offenbarer der Geheimnisse Gottes und der Menschen, Dolmetscher der Natur, Aussprecher unaussprechlicher Dinge, Propheten, Priester, Könige der Welt! (Lavater, Physiognomische Fragmente, 1775/1778.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

So stehen die Helden vor dem Schicksal, und von diesem Brennpunkte aus ist ihr ganzes Sein und Handeln bestimmt. Nie vergessend, was sie befiel, in jedem Augenblick geprägt mit dem Siegel der ihnen eingeborenen Sendung warten sie in starrer Gehaltenheit der Stunde ihrer Bewährung.

Schamhaft und schweigsam sind die Seelen der Helden — ob Mann, ob Frau. Edle Scheu verschließt ihr Inneres jedem unlauteren Griff, unwandelbar einem Standbild gleich, steht ihre Gestalt im großen Bewußtsein ihres verschlossenen Seins, gefüllt mit seherischem Wissen um Schicksal und Gesetz der Seele, bis die Stunde da ist. Dann bricht aus langer Verkettung in plötzlichem hellseherischem Wort der tiefe Sinn des heldischen Daseins, des Trägers aller Geschehnisse, wie ein Blitz hervor, und sie scheuen sich nicht, hinauszurufen, daß sie, die Helden, es sind, die der Welt not tun, daß in ihnen sich alles Geschehen vollende.

Lange, oft in unscheinbarem Gewande, birgt sich die Sendung in der Heldenseele, nur im Augenblick ihrer Bewährung kommt der Strom ans Licht, der sie trug, drängt heraus, was lange unbemerkt den Vielen schlummerte. Auch dann noch ist die Rede keusch verhalten, klaglos, nur den tiefsten Grund der Seele oft dunkel aufweisend, geballt und schwanger von Vergangenem und Zukünftigem, ein Wirbel in der strömenden Zeit. Hier öffnet sich der Blick in die tiefe Verschlungenheit der Dinge, in die dunkle Dämonie der undurchschaubaren unteren Welten, aus denen die Bilder aufsteigen. Nie ist in diesen Worten ein gut und bös, ein schuldig oder unschuldig, nur ein hell und dunkel, und selten, aber nie in moralischem Sinne — denn auch die Gegenspieler sind in das ewige Netz verschlungen — ein edel und gemein. Wille steht gegen Wille, Ja gegen Nein, aber immer ist darin ein Wissen, daß das Schicksal sinnlos und das Dasein wertlos würde, wenn der Held in der Probe zerbräche.

Sie zu suchen sein Leben lang, um den Preis seines Unterganges, weiß er triebhaft als seine einzige Aufgabe, als sein einziges Ziel: hinauszuschießen über Menschenmaß, gelenkt von Zeichen und Träumen, nie geschreckt, nur gelockt von der ihn umwitternden Prophetie, von Jugend auf umringt von Mißgeschick, Verbannung, Neid und Haß, gekettet an den unwürdigen Genossen oder geknechtet vom unedlen Herrn, so geht er, blind gegen alle Warnung, verfolgt und verfemt, von früh auf in Mühsal und Kämpfen seine Bahn, bis er im leidgroßen Untergang Sinn und Vollendung findet.

Nie um der andern Glück und Behagen leidet er, aber er fühlt, daß er um der andern Heil duldet und kämpft. Er weiß, daß ihm für seine Tat nie Dank wird:

Sie ziehen hin gefolgt vom schelten
Vom bösen Blick der großen Zahl.

„Nach Tod und Wunden gierig" brechen sie oft schon im Knabenalter auf, im Kampf mit giftigen und feurigen Ungetümen erzwingen sie das erste Siegel ihres Loses, Gott und Mann, Mage und Weib, Albe und Unhold werden ihre Gegner auf steten Zügen, aber weiter verfolgen sie ihre Bahn durch den Dunkelwald, über das schäumende Meer, nichts suchend, als ihr Heldenbild

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu zeugen, Treue zu bewähren, Untat zu vergelten, bis ihr Name untilgbar unter den Sternen wird.
Sie bringen das Licht, aber sie stehen nicht in dem bleibendhellen Tag, in dem die hellenischen Kämpfer einzeln in jeder Bewegung und Rundung sichtbar sind, sondern verhängt bleiben die Horizonte, und Sturm und Düster braust über ihr Ende hin. Jene finden trotz der unabwendbaren Schicksalsmacht den sinnlichlösenden Austrag des Kampfes mit ihr im Streit und Widerstreit der Menschen mit den sichtbaren Göttern, um die germanischen Helden aber steht die furchtbare Einsamkeit des Kampfes mit der Gewalt des eigenen Loses, kaum gemildert durch die Mitfahrt des Gefährten oder der Geliebten zur Hel, aber überwunden durch Sang und Lachen, die den Tod begrüßen, wenn nicht die letzte Kraft noch der letzten Rache am Mörder dient. Die Schönsten unter ihnen fallen im strahlenden Glanz der Jugend, mühelos die Gunst des Nun und Hier findend, andre sinken auf mittaglicher Höhe, andre wieder stehen als Greise da, weisheitsschwer nach einem langen Leben unnennbarer Mühsale, dunkel und unerbittlich geworden durch ein stetes Aug in Auge mit dem Schicksal, durch den immer erneuten Willen der Widerwelt, sie zu brechen, ihr Heldendasein zu trüben, aber dennoch fest, voll unbeugsamen Willens.
Alle tragen die Eigenschaften einer männlich-kriegerischen Zeit: die stolze Verhaltenheit des Erwartens und die rauschhafte Leidenschaft der Tat, die Bluttrunkenheit und Unerbittlichkeit gegen den Feind und die vornehme milde Schonung gegen den Überwundenen, die weise Mäßigung in Freude und Trauer, die Bändigung des Schmerzes. Nicht der freie Schrei des Südländers ist ihr Teil, sondern ingrimmiges Ertragen der größten Qualen und stolzes Sichverweigern gegen die Schwäche, aber auch überschäumende Maßlosigkeit des Begehrens und Wollens in der Gier nach dem verhängnisvollen Gold, nach allen Machtschätzen der Erde, daneben Großmut und Freigebigkeit gegen Freunde und Genossen, die den begehrten Schatz verschwendet und selbst den Ruhm der heldischen Tat verschenkt, unverbrüchliche Treue und Dankbarkeit, aber auch Treulosigkeit und Neidingswerk wider den geschworenen Herrn, Wahrheitsliebe und Unverletzbarkeit des gegebenen Wortes, ein trunkener Stolz, hinauszurufen, was man getan, und koste es gleich das Leben, den Gekränkten noch mit der kränkenden Tat zu höhnen, wenn man im Angesicht des Todes steht, endlich Ehrlichkeit im Kampf, denn List ist unwürdig, wenn nicht die höchste Pflicht, die Rache, auch sie, wie jede Handlung, in ihrem Dienste heiligt. Denn die Rache schont weder Schlaf noch Gastrecht, weder das Band der Ehe noch den Schwur der Freundschaft: ihr hartes Gesetz zu erfüllen, mordet der Freund den Freund, die Schwester den Bruder, die Gattin den Gatten, die Mutter den Sohn, und nur zuweilen beim Weibe überwindet die Liebe die furchtbare Pflicht.
In scheinbar völligen Gegensätzen bewegen sich diese Eigenschaften des Helden: Treue steht neben Untreue, Härte neben Milde, Gier neben Kargheit, aber sie schließen sich nicht aus, weil es keine unbedingten Werte sind, nach deren Forderung der Held das Leben vollziehen müßte, keine göttlichen Normen oder gar Götter, denen er nachstreben müßte, um sein Wesen in ihnen zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vollenden, sondern nur die jeweiligen Bedingtheiten des Daseins, in denen er seine Selbstdarstellung zu bewähren hat: vor dem Gebot der Bewährung, dem einsamen Gesetz der Edlen, gibt es nicht „Sünde oder Sitte", vor dem heldischen Tun gilt weder Urteil noch Feme, es hat sein Maß nur in sich selbst und sein Gericht nur im Versagen vor dem Gebot der Stunde. (Friedrich Wolters und Carl Petersen, Die Heldensagen der germanischen Frühzeit, 1921.)

GROSSES ERWÄCHST AM GROSSEN

Die Geschichte gehört vor allem dem Tätigen und Mächtigen, dem, der einen großen Kampf kämpft, der Vorbilder, Lehrer, Tröster braucht und sie unter seinen Genossen und in der Gegenwart nicht zu finden vermag. So gehörte sie Schillern: denn unsre Zeit ist so schlecht, sagte Goethe, daß dem Dichter im umgebenden menschlichen Leben keine brauchbare Natur mehr begegnet. Mit der Rücksicht auf den Tätigen nennt zum Beispiel Polybius die politische Historie die rechte Vorbereitung zur Regierung eines Staates und die vorzüglichste Lehrmeisterin, als welche durch die Erinnerung an die Unfälle anderer uns ermahne, die Abwechslungen des Glückes standhaft zu ertragen. Wer hierin den Sinn der Historie zu erkennen gelernt hat, den muß es verdrießen, neugierige Reisende oder peinliche Mikrologen auf den Pyramiden großer Vergangenheiten herumklettern zu sehen; dort, wo er die Anreizungen zum Nachmachen und Bessermachen findet, wünscht er nicht dem Müßiggänger zu begegnen, der begierig nach Zerstreuung oder Sensation, wie unter den gehäuften Bilderschätzen einer Galerie herumstreicht. Daß der Tätige mitten unter den schwächlichen und hoffnungslosen Müßiggängern, mitten unter den scheinbar Tätigen, in Wahrheit nur aufgeregten und zappelnden Genossen nicht verzage und Ekel empfinde, blickt er hinter sich und unterbricht den Lauf zu seinem Ziele, um einmal aufzuatmen. Sein Ziel aber ist irgendein Glück, vielleicht nicht sein eignes, oft das eines Volkes oder das der Menschheit insgesamt; er flieht vor der Resignation zurück und gebraucht die Geschichte als Mittel gegen die Resignation. Zumeist winkt ihm kein Lohn, wenn nicht der Ruhm, das heißt die Anwartschaft auf einen Ehrenplatz im Tempel der Historie, wo er selbst wieder den Späterkommenden Lehrer, Tröster und Warner sein kann. Denn sein Gebot lautet: das, was einmal vermochte, den Begriff „Mensch" weiter auszuspannen und schöner zu erfüllen, das muß auch ewig vorhanden sein, um dies ewig zu vermögen. Daß die großen Momente im Kampfe der Einzelnen eine Kette bilden, daß in ihnen ein Höhenzug der Menschheit durch Jahrtausende hin sich verbinde, daß für mich das Höchste eines solchen längst vergangenen Momentes noch lebendig, hell und groß sei — das ist der Grundgedanke im Glauben an die Humanität, der sich in der Forderung einer monumentalischen Historie ausspricht. Gerade aber an dieser Forderung, daß das Große ewig sein soll, entzündet sich der furchtbarste Kampf. Denn alles andere, was noch lebt, ruft nein. Das Monumentale soll nicht entstehn — das ist die Gegenlosung. Die dumpfe Gewöhnung, das Kleine und Niedrige, alle Winkel der Welt erfüllend, als schwere Erdenluft um alles Große qualmend, wirft sich hemmend, täuschend, dämpfend, erstickend in den Weg,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den das Große zur Unsterblichkeit zu gehen hat. Dieser Weg aber führt durch menschliche Gehirne! Durch die Gehirne geängstigter und kurzlebender Tiere, die immer wieder zu denselben Nöten auftauchen und mit Mühe eine geringe Zeit das Verderben von sich abwehren. Denn sie wollen zunächst nur eines: leben um jeden Preis. Wer möchte bei ihnen jenen schwierigen Fackel-Wettlauf der monumentalen Historie vermuten, durch den allein das Große weiterlebt! Und doch erwachen immer wieder einige, die sich im Hinblick auf das vergangne Große und gestärkt durch seine Betrachtung so beseligt fühlen, als ob das Menschenleben eine herrliche Sache sei, und als ob es gar die schönste Frucht dieses bitteren Gewächses sei, zu wissen, daß früher einmal einer stolz und stark durch dieses Dasein gegangen ist, ein anderer mit Tiefsinn, ein dritter mit Erbarmen und hilfreich — alle aber eine Lehre hinterlassend, daß der am schönsten lebt, der das Dasein nicht achtet. Wenn der gemeine Mensch diese Spanne Zeit so trübsinnig ernst und begehrlich nimmt, wußten jene auf ihrem Wege zur Unsterblichkeit und zur monumentalen Historie es zu einem olympischen Lachen oder mindestens zu einem erhabenen Hohne zu bringen; oft stiegen sie mit Ironie in ihr Grab — denn was war an ihnen zu begraben! Doch nur das, was sie als Schlacke, Unrat, Eitelkeit, Tierheit immer bedrückt hatte und was jetzt der Vergessenheit anheimfällt, nachdem es längst ihrer Verachtung preisgegeben war. Aber eines wird leben, das Monogramm ihres eigensten Wesens, ein Werk, eine Tat, eine seltene Erleuchtung, eine Schöpfung: es wird leben, weil keine Nachwelt es entbehren kann. In dieser verklärtesten Form ist der Ruhm doch etwas mehr als der köstlichste Bissen unserer Eigenliebe, wie ihn Schopenhauer genannt hat, es ist der Glaube an die Zusammengehörigkeit und Kontinuität des Großen aller Zeiten, es ist ein Protest gegen den Wechsel der Geschlechter und die Vergänglichkeit.

Wodurch also nützt dem Gegenwärtigen die monumentalische Betrachtung der Vergangenheit, die Beschäftigung mit dem Klassischen und Seltnen früherer Zeiten? Er entnimmt daraus, daß das Große, das einmal war, jedenfalls einmal möglich war und deshalb auch wohl wieder einmal möglich sein wird; er geht mutiger seinen Gang, denn jetzt ist der Zweifel, der ihn in schwächeren Stunden anfällt, ob er nicht vielleicht das Unmögliche wolle, aus dem Felde geschlagen. Nehme man an, daß jemand glaube, es gehörten nicht mehr als hundert produktive, in einem neuen Geiste erzogene und wirkende Menschen dazu, um der in Deutschland jetzt gerade modisch gewordenen Gebildetheit den Garaus zu machen, wie müßte es ihn bestärken, wahrzunehmen, daß die Kultur der Renaissance sich auf den Schultern einer solchen Hundert-Männer-Schar heraushob. (Nietzsche, Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben, 1873.)

WILLE NACH RANG

Die vornehme Art Mensch fühlt sich als wertbestimmend, sie hat nicht nötig, sich gutheißen zu lassen, sie urteilt „was mir schädlich ist, das ist an sich schädlich", sie weiß sich als das, was überhaupt erst Ehre den Dingen verleiht, sie ist werteschaffend. Alles, was sie an sich kennt, ehrt sie: eine solche Moral ist Selbstverherrlichung. Im Vordergrunde steht das Gefühl der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Fülle, der Macht, die überströmen will, das Glück der hohen Spannung, das Bewußtsein eines Reichtums, der schenken und abgeben möchte: — auch der vornehme Mensch hilft dem Unglücklichen, aber nicht oder fast nicht aus Mitleid, sondern mehr aus einem Drang, den der Überfluß von Macht erzeugt. Der vornehme Mensch ehrt in sich den Mächtigen, auch den, welcher Macht über sich selbst hat, der zu reden und zu schweigen versteht, der mit Lust Strenge und Härte gegen sich übt und Ehrerbietung vor allem Strengen und Harten hat. „Ein hartes Herz legte Wotan mir in die Brust", heißt es in einer alten skandinavischen Saga: so ist es aus der Seele eines stolzen Wikingers heraus mit Recht gedichtet. Eine solche Art Mensch ist eben stolz darauf, nicht zum Mitleiden gemacht zu sein: weshalb der Held der Saga warnend hinzufügt, „wer jung schon kein hartes Herz hat, dem wird es niemals hart". Was ist vornehm? Was bedeutet uns heute noch das Wort „vornehm"? Woran verrät sich, woran erkennt man, unter diesem schweren verhängten Himmel der beginnenden Pöbelherrschaft, durch den alles undurchsichtig und bleiern wird, den vornehmen Menschen? — Es sind nicht die Handlungen, die ihn beweisen, — Handlungen sind immer vieldeutig, immer unergründlich —; es sind auch die „Werke" nicht. Man findet heute unter Künstlern und Gelehrten genug von solchen, welche durch ihre Werke verraten, wie eine tiefe Begierde nach dem Vornehmen hin sie treibt: aber gerade dies Bedürfnis nach dem Vornehmen ist von Grund aus verschieden von den Bedürfnissen der vornehmen Seele selbst und geradezu das beredte und gefährliche Merkmal ihres Mangels. Es sind nicht die Werke, es ist der Glaube, der hier entscheidet, der hier die Rangordnung feststellt, um eine alte religiöse Formel in einem neuen und tiefern Verstande wieder aufzunehmen: irgendeine Grundgewißheit, welche eine vornehme Seele über sich selbst hat, etwas, das sich nicht suchen, nicht finden und vielleicht auch nicht verlieren läßt. — Die vornehme Seele hat Ehrfurcht vor sich. — (Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse, 1885/1886.)

AMT UND RAUM DES REDNERS

Der Redner ist befangen, verwickelt in diesen Verhältnissen, er will bestimmte Wirkungen hervorbringen, er will eingreifen in den Gang der Dinge, weil er einer bestimmten Zeit, einem bestimmten Ort angehört. Die Notwendigkeit und der Ernst bezeichnen das Geschlecht des Redners, Spiel und Freiheit das des Dichters. Das unendliche Gespräch aller der vielgestalteten Naturen im Umkreise dieses Lebens ist zwar der Gegenstand beider: der Redner so gut als der Dichter vereinigt die drei Personen des Gesprächs, die beiden streitenden und die höhere friedenstiftende, nur daß er, der Redner, in dem Standpunkte einer der beiden streitenden Parteien residiert und dahin immer wieder zurückkehrt, während dem Dichter wie einem höheren Geist jene dritte heitre friedenstiftende Stelle über aller Zwietracht dieser Erde zur Heimat angewiesen worden, von wo er parteilos und gerecht zwar tief hinabsteigt in die Herzen der Menschen, in ihre Feindseligkeit und ihren Schmerz, richtend, versöhnend, aber immer zuletzt von jedem irdischen Anfluge reingebadet, sich wieder zu der ruhigen Klarheit seines Wohnsitzes erhebt. Der Redner so gut als der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dichter vermag nichts ohne den Gott, wenn auch jener vielmehr als Held und Streiter für die göttliche Sache, dieser, der Dichter, vielmehr als Priester und Stellvertreter des Gottes erscheint, wie schon die Alten sehr richtig andeuteten; und wenn die höhere Würde der Menschheit eigentlich in der Verbindung des Göttlichen und Menschlichen beruht, und gerade die Sprache göttliches Siegel oder Kennzeichen aller menschlichen Taten ist, so steht der Redner vielmehr in der Region des Menschen und befangen in der Tat und herabziehend zu ihrer Hilfe und ihrem Gedeihen das Göttliche, der Dichter hingegen vielmehr in der Region des Gottes und lebend in der Sprache, im Wort, alles Trübe, Schwere und Verwirrte auflösend in die Klarheit seines Elementes und es, wie im Ion des Platon so schön beschrieben wird, hinaufziehend in den Kreis des Göttlichen. — —

Entweder wird der Geist des lebendigen Wortes geweckt; entweder Deutschland bekennt die unermeßliche Macht der Rede, die es schlummern läßt oder die es doch vergräbt in die Einsamkeit der Bibliotheken; entweder die Jugend erkennt, daß die Frucht alles Denkens und Lernens lebendig auf den Lippen schweben müsse, daß man wohl dichten könne für die Welt, so wie die Welt für uns, aber keiner reden könne für den andern: oder dies Geschlecht möge nur unter seinen Stilübungen, unter seinen poetischen und philosophischen Phrasen vollends ersterben und verstummen. — — Vergiß nicht, möchte ich der Jugend meines Vaterlandes zurufen, die große Lehre des Demosthenes: Was du deiner Zeit etwa Großes oder Tüchtiges zu sagen hast, — und es wird sie nichts treffen, wenn du sie nicht wirklich und leibhaftig anredest, — also, was du wirklich sagst und in Schriften niederlegst, liest nicht der trefflichste Zweite so wieder, wie du es empfunden hast; er trifft seinen Ton nicht, er liest sein Gemüt hinein, seine Zeit und die Umstände seines Orts. Du kannst ihm nicht befehlen, wie er dich lesen soll, so wie es der Dichter kann. Also wirf die Feder beiseite, wo sie nicht hingehört; denke nicht früher an die Nachwelt, als bis du die Gegenwart besorgt, schreibe nicht eher, bis du reden kannst, damit du zuletzt wenigstens Gesprochenes niederschreibst und nicht Gedanken, die schon deine Seele geschrieben hat, statt zu denken, sprechend zu denken; totgebornes, kaltes Wesen, vor dem die besser empfindende, hoffentlich warmblütigere Nachwelt zurückscheuen wird. Sieh, die reichen Saatfelder, die jene großen Redner bestellten, die üppige Frucht, welche sie gebaut, hat die Jahreszeit, hat die Gegenwart, haben die Zeitgenossen weggemäht; sie lebt in der Kraft ihres Volkes und in neuen Ernten fort. Sie haben die Ewigkeit besorgt, indem sie des Augenblicks wahrnahmen; um die Spuren ihres großen Geistes zu kosten, halten wir ängstlich Nachlese auf den Feldern. Seine Werke auf die Zukunft zu bringen, ist, wenn überhaupt eine Rücksicht des Redners, doch nur eine zweite Rücksicht: die Werke des Redners müssen eigentlich sterben, allmählich, wie der Samen in der Erde, sie werden unlesbar, ihre Farben erblassen; nur die Werke der Poesie haben ewiges Leben, nie verlöschende Farben oder doch einen Balsam, ein Salz des Lebens in sich, welches sie erhält, solange die Völker leben, welche sie gesungen. Der Redner hat die Gegenwart, der Dichter die Zukunft; resigniere er auf die Zukunft, wie sie auf die Gegenwart Verzicht tut. Was ihnen beiden gemein ist, worin beide

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eigentlich leben, das ist ja doch ewig! — Seine Werke der Zukunft zu übergeben und zu erhalten, ist des großen Redners zweite, sich selbst im Ganzen, wenn auch namenlos, in der Begeisterung des Ganzen fortzusetzen, ist des Redners erste Rücksicht. (Adam Müller, Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland, 1812.)

DER BERUF DES DICHTERS

Der Dichter muß ganz sich, ganz seinen geliebten Gegenständen leben. Er, der vom Himmel innerlich auf das köstlichste begabt ist, der einen sich immer selbst vermehrenden Schatz im Busen bewahrt, er muß auch von außen ungestört mit seinen Schätzen in der stillen Glückseligkeit leben, die ein Reicher vergebens mit aufgehäuften Gütern um sich hervorzubringen sucht. Sieh die Menschen an, wie sie nach Glück und Vergnügen rennen! Ihre Wünsche, ihre Mühe, ihr Geld jagen rastlos, und wonach? Nach dem, was der Dichter von der Natur erhalten hat, nach dem Genuß der Welt, nach dem Mitgefühl seiner selbst in anderen, nach einem harmonischen Zusammensein mit vielen oft unvereinbaren Dingen.

Was beunruhiget die Menschen, als daß sie ihre Begriffe nicht mit den Sachen verbinden können, daß der Genuß sich ihnen unter den Händen wegstiehlt, daß das Gewünschte zu spät kommt, und daß alles Erreichte und Erlangte auf ihr Herz nicht die Wirkung tut, welche die Begierde uns in der Ferne ahnen läßt. Gleichsam wie einen Gott hat das Schicksal den Dichter über dieses alles hinübergesetzt. Er sieht das Gewirre der Leidenschaften, Familien und Reiche sich zwecklos bewegen, er sieht die unauflöslichen Rätsel der Mißverständnisse, denen oft nur ein einsilbiges Wort zur Entwicklung fehlt, unsäglich verderbliche Verwirrungen verursachen. Er fühlt das Traurige und das Freudige jedes Menschenschicksales mit. Wenn der Weltmensch in einer abzehrenden Melancholie über großen Verlust seine Tage hinschleicht, oder in ausgelassener Freude seinem Schicksal entgegengeht, so schreitet die empfängliche, leichtbewegliche Seele des Dichters wie die wandelnde Sonne von Nacht zu Tag fort, und mit leisen Übergängen stimmt seine Harfe zu Freude und Leid. Eingeboren auf dem Grund seines Herzens wächst die schöne Blume der Weisheit hervor, und wenn die anderen wachend träumen, und von ungeheueren Vorstellungen aus allen ihren Sinnen geängstiget werden, so lebt er den Traum des Lebens als ein Wachender, und das Seltenste, was geschieht, ist ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft. Und so ist der Dichter zugleich Lehrer, Wahrsager, Freund der Götter und der Menschen. Wie! willst du, daß er zu einem kümmerlichen Gewerbe heruntersteige? Er, der wie ein Vogel gebaut ist, um die Welt zu überschweben, auf hohen Gipfeln zu nisten und seine Nahrung von Knospen und Früchten, einen Zweig mit dem andern leicht verwechselnd, zu nehmen . . .? — —

So haben die Dichter in Zeiten gelebt, wo das Ehrwürdige mehr erkannt ward, und so sollten sie immer leben. Genugsam in ihrem Innersten ausgestattet, bedurften sie wenig von außen; die Gabe, schöne Empfindungen, herrliche Bilder den Menschen in süßen, sich an jeden Gegenstand anschmiegenden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Worten und Melodien mitzuteilen, bezauberte von jeher die Welt und war für den Begabten ein reichliches Erbteil. An der Könige Höfen, an den Tischen der Reichen, vor den Türen der Verliebten horchte man auf sie, indem sich das Ohr und die Seele für alles andere verschloß, wie man sich selig preist und entzückt stille steht, wenn aus den Gebüschen, durch die man wandelt, die Stimme der Nachtigall gewaltig rührend hervordringt! Sie fanden eine gastfreie Welt, und ihr niedrig scheinender Stand erhöhte sie nur desto mehr. Der Held lauschte ihren Gesängen, und der Überwinder der Welt huldigte einem Dichter, weil er fühlte, daß ohne diesen sein ungeheures Dasein nur wie ein Sturmwind vorüberfahren würde; der Liebende wünschte sein Verlangen und seinen Genuß so tausendfach und so harmonisch zu fühlen, als ihn die beseelte Lippe zu schildern verstand, und selbst der Reiche konnte seine Besitztümer, seine Abgötter, nicht mit eigenen Augen so kostbar sehen, als sie ihm vom Glanz des allen Wert fühlenden und erhöhenden Geistes beleuchtet erschienen. Ja, wer hat, wenn du willst, Götter gebildet, uns zu ihnen erhoben, sie zu uns herniedergebracht, als der Dichter? (Goethe, Wilhelm Meisters Lehrjahre, 1795.)

WOHLGERATENHEIT

Zu den höchsten und erlauchtesten Menschenfreuden, in denen das Dasein seine eigene Verklärung feiert, kommen, wie billig, nur die Allerseltensten und Bestgeratenen: und auch diese nur, nachdem sie selber und ihre Vorfahren ein langes, vorbereitendes Leben auf dieses Ziel hin, und nicht einmal im Wissen um dieses Ziel, gelebt haben. Dann wohnt ein überströmender Reichtum vielfältigster Kräfte und zugleich die behendeste Macht eines „freien Wollens" und herrschaftlichen Verfügens in Einem Menschen liebreich beieinander; der Geist ist dann ebenso in den Sinnen heimisch und zu Hause, wie die Sinne in dem Geiste zu Hause und heimisch sind; und alles, was nur in diesem sich abspielt, muß auch in jenen ein feines außerordentliches Glück und Spiel auslösen. Und ebenfalls umgekehrt! — man denke über diese Umkehrung bei Gelegenheit von Hafis nach; selbst Goethe, wie sehr auch schon im abgeschwächten Bilde, gibt von diesem Vorgange eine Ahnung. Es ist wahrscheinlich, daß bei solchen vollkommenen und wohlgeratenen Menschen zuletzt die allersinnlichsten Verrichtungen von einem Gleichnis-Rausche der höchsten Geistigkeit verklärt werden; sie empfinden an sich eine Art Vergöttlichung des Leibes und sind am entferntesten von der Asketen-Philosophie des Satzes „Gott ist ein Geist": wobei sich klar herausstellt, daß der Asket der „mißratene Mensch" ist, welcher nur ein Etwas an sich, und gerade das richtende und verurteilende Etwas, gut heißt — und „Gott' heißt. Von jener Höhe der Freude, wo der Mensch sich selber und sich ganz und gar als eine vergöttlichte Form und Selbst-Rechtfertigung der Natur fühlt, bis hinab zu der Freude gesunder Bauern und gesunder Halbmensch-Tiere: diese ganze lange ungeheure Licht- und Farbenleiter des Glücks nannte der Grieche, nicht ohne die dankbaren Schauder dessen, der in ein Geheimnis eingeweiht ist, nicht ohne viele Vorsicht und fromme Schweigsamkeit — mit dem Götter-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

namen: Dionysos. — Was wissen denn alle neueren Menschen, die Kinder einer brüchigen, vielfachen, kranken, seltsamen Zeit, von dem Umfange des griechischen Glücks, was könnten sie davon wissen! Woher nehmen gar die Sklaven der „modernen Ideen" ein Recht zu dionysischen Feiern!

Als der griechische Leib und die griechische Seele „blühte", und nicht etwa in Zuständen krankhafter Überschwenglichkeit und Tollheit, entstand jenes geheimnisreiche Symbol der höchsten bisher auf Erden erreichten Welt-Bejahung und Daseins-Verklärung. Hier ist ein Maßstab gegeben, an dem alles, was seitdem wuchs, als zu kurz, zu arm, zu eng befunden wird: — man spreche nur das Wort „Dionysos" vor den besten neueren Namen und Dingen aus, vor Goethe etwa oder vor Beethoven oder vor Shakespeare oder vor Raffael: und auf einmal fühlen wir unsere besten Dinge und Augenblicke gerichtet. Dionysos ist ein Richter! — Hat man mich verstanden? — Es ist kein Zweifel, daß die Griechen die letzten Geheimnisse „vom Schicksal der Seele" und alles, was sie über die Erziehung und Läuterung vor allem über die unverrückbare Rangordnung und Wert-Ungleichheit von Mensch und Mensch wußten, sich aus ihren dionysischen Erfahrungen zu deuten suchten: hier ist für alles Griechische die große Tiefe, das große Schweigen, — man kennt die Griechen nicht, so lange hier der verborgene unterirdische Zugang noch verschüttet liegt. Zudringliche Gelehrten-Augen werden niemals etwas in diesen Dingen sehen, so viel Gelehrsamkeit auch im Dienste jener Ausgrabung noch verwendet werden muß —; selbst der edle Eifer solcher Freunde des Altertums, wie Goethes und Winckelmanns, hat gerade hier etwas Unerlaubtes, fast Unbescheidenes. Warten und sich vorbereiten; das Aufspringen neuer Quellen abwarten; in der Einsamkeit sich auf fremde Gesichte und Stimmen vorbereiten; vom Jahrmarkts-Staube und -Lärm dieser Zeit seine Seele immer reiner waschen; alles Christliche durch ein Überchristliches überwinden und nicht nur von sich abtun — denn die christliche Lehre war die Gegenlehre gegen die dionysische —; den Süden in sich wieder entdecken und einen hellen glänzenden geheimnisvollen Himmel des Südens über sich aufspannen; die südliche Gesundheit und verborgne Mächtigkeit der Seele sich wieder erobern; Schritt vor Schritt umfänglicher werden, übernationaler, europäischer, übereuropäischer, morgenländischer, endlich griechischer — denn das Griechische war die erste große Bindung und Synthesis alles Morgenländischen und eben damit der Anfang der europäischen Seele, die Entdeckung unsrer „neuen Welt" —: wer unter solchen Imperativen lebt, wer weiß, was dem eines Tages begegnen kann? Vielleicht eben — ein neuer Tag! (Nietzsche, Der Wille zur Macht, 1884/1888.)

DER GRIECHE

Die griechische Kunst, meine ich, soll uns besitzen, und zwar an Seele und Körper.

Allenthalben gingen die Völker bekleidet umher und schämeten sich des Gottgebildes, das sie verhüllten; die Griechen wagten es, den Menschen in der Herrlichkeit zu zeigen, die ihm Gott anschuf, welcher Vater, welche Mutter, wünschet sich nicht gesunde, wohlgestaltete Kinder? Wer erfreut sich nicht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

an ihrem Anblick und fühlt seine Brust erweitert, wenn er einen schamhaften Jüngling, eine züchtige Jungfrau siehet? In dieser Jugendkraft, die, von einer glücklichen Natur erzeuget, durch Mäßigkeit und Übung allein gedeihet, fühlt jedermann die Anlage zu einem tätigen, heiteren Leben und bedauert die Gelegenheit, die ihm zur Ausbildung dieser Gestalt und Kräfte versagt ward. Wenn nun ein unfreundlicher Dämon uns die Brust zusammendrückte, sollten wir künftigen Geschlechtern nicht einen glücklicheren Dämon gönnen? Und da vom Menschenschicksal viel, sehr viel in der Hand der Menschen, in ihrem Willen, in ihrer Verfassung und Einrichtung liegt: könnte uns zur Beförderung solcher Anstalten wohl ein Grönländer, der aus seiner Höhle gezogen ward, oder nicht viel mehr ein Grieche, der ein Mensch wie wir war und als ein Gottesbild dasteht, erwecken und reizen? (Herder, Briefe zur Beförderung der Humanität, 1793/1796.)

SICHTEN AUF DEN GRÖSSTEN GEGNER

I

Immer erleuchtet, immer klar und entschieden und zu jeder Stunde mit der hinreichenden Energie begabt, um das, was er als vorteilhaft und notwendig erkannt hatte, sogleich ins Werk zu setzen. Sein Leben war das Schreiten eines Halbgottes von Schlacht zu Schlacht und von Sieg zu Sieg. Von ihm könnte man sehr wohl sagen, daß er sich in dem Zustande einer fortwährenden Erleuchtung befunden; weshalb auch sein Geschick ein so glänzendes war, wie es die Welt vor ihm nicht sah und vielleicht auch nach ihm nicht sehen wird. — —

Doch scheint es mir, begann ich, daß Napoleon sich besonders in dem Zustand jener fortwährenden Erleuchtung befunden, als er noch jung und in aufsteigender Kraft war, wo wir denn auch einen göttlichen Schutz und ein beständiges Glück ihm zur Seite sehen. In späteren Jahren dagegen scheint ihn jene Erleuchtung verlassen zu haben sowie sein Glück und sein guter Stern.

Was wollt Ihr! erwiderte Goethe. Ich habe auch meine Liebeslieder und meinen Werther nicht zum zweitenmal gemacht. Jene göttliche Erleuchtung, wodurch das Außerordentliche entsteht, werden wir immer mit der Jugend und der Produktivität im Bunde finden, wie denn Napoleon einer der produktivsten Menschen war, die je gelebt haben.

Ja, ja, mein Guter, man braucht nicht bloß Gedichte und Schauspiele zu machen, um produktiv zu sein, es gibt auch eine Produktivität der Taten, und die in manchen Fällen noch um ein Bedeutendes höher steht. — —

Liegt denn, sagte ich, diese geniale Produktivität bloß im Geiste eines bedeutenden Menschen, oder liegt sie auch im Körper?

Wenigstens, erwiderte Goethe, hat der Körper darauf den größten Einfluß. Es gab zwar eine Zeit, wo man in Deutschland sich ein Genie als klein, schwach, wohl gar buckelig dachte, allein ich lobe mir ein Genie, das den gehörigen Körper hat.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wenn man von Napoleon gesagt, er sei ein Mensch aus Granit, so gilt dieses besonders auch von seinem Körper. Was hat sich der nicht alles zugemutet und zumuten können! Von dem brennenden Sande der Syrischen Wüste bis zu den Schneefeldern von Moskau, welche Unsumme von Märschen, Schlachten und nächtlichen Biwaks liegt da nicht in der Mitte! Und welche Strapazen und körperliche Entbehrungen hat er dabei nicht aushalten müssen! Wenig Schlaf, wenig Nahrung und dabei immer in der höchsten geistigen Tätigkeit! Bei der fürchterlichen Anstrengung und Aufregung des 18. Brumaire ward es Mitternacht, und er hatte den ganzen Tag noch nichts genossen! und ohne nun an seine körperliche Stärkung zu denken, fühlte er sich Kraft genug, um noch tief in der Nacht die bekannte Proklamation an das französische Volk zu entwerfen! Wenn man erwägt, was der alles durchgemacht und ausgestanden, so sollte man denken, es wäre in seinem vierzigsten Jahre kein heiles Stück mehr an ihm gewesen; allein er stand in jenem Alter noch auf den Füßen eines vollkommenen Helden. (Goethe zu Eckermann, 1828.)

2

Ich habe den allmächtigen Mann beobachtet von dem Anfange seiner glorreichen Bahn, denn als eine gewaltige Naturkraft verkündigte er sich in seinen ersten Schlachten; in Worten und Taten das Tiefe und Gefährliche, wie das Sausen der schwangeren Gewitterwolken und dann ihre schrecklichen Ausbrüche und Klänge — so trat der kleine Korse auf und erschreckte die verwunderte Welt, die durch Ungeheures, was die Zeit brachte, an Schrecken und Verwunderung gewöhnt war. Er stand bald als der Erste unter den gewaltigen Männern, stumm und unerforschlich vor der Tat, wo er nicht durch Lügen betrügen wollte, rasch und unerbittlich in ihr wie die lebenzerschneidende Todesparze, pomphaft und klangreich in Worten nach ihrer Vollbringung vielleicht mehr für die Franzosen als für sich. Schon sah man in dem Wütenden die Mäßigung, in dem Ehrgeizigen die Schonung, in dem Listigen den Trug. Als die Bahn gebrochen war in Italien, sicherte kein Wort und Vertrag die schwachen, feigen, ratlosen und zwieträchtigen Fürsten und Republiken seines Vaterlandes vor Plünderung, Verjagung, Umkehrung. Seit dem Sommer 1797 fing er an zu herrschen und auf den schwach gebauten französischen Staat zu drücken, ein bis dahin dunkler Wille und dunkle Hoffnungen schienen ihm klar zu werden, wie das große Schicksal, das in großen Menschen wohnt, halb begeistert, halb bewußt klar werden kann. — —
Ich glaube kaum, daß es einem Franzosen, auch dem gewandtesten und liebenswürdigsten, so schnell und so gewaltig gelungen wäre mit dem Volke. Bonaparte, der Ernste, Strenge und Fürchterliche, stand da wie eine fremde Kraft außer dem Volke, wie ein mächtiges Verhängnis, was seiner nicht zu bedürfen schien, aber durch gewaltige Erinnerungen mit ihm zusammenhing. Sie haben bis jetzt noch zu keinem Gefühl auch des Kleinen kommen können, was er an sich trägt; nur die furchtbare Natur, die er darstellt, steht ihnen gegenüber und hält sie bei ihm immer in ernsten und geschlossenen Gefühlen, so daß französische Leichtfertigkeit sich an ihm nicht besinnen kann. Sie hassen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihn, aber sie fürchten ihn; er ist nicht geboren, von einem irdischen Wesen geliebt zu werden. So hält der Zauber alle Dolche zurück, und Schrecken lähmt die Sicherheit der Tat. Nach dem Sinn des Aberglaubens, der ein wahrer Sinn ist, steht er da, wie einer, den Gott gezeichnet hat, kein irdischer Arm darf ihn fällen. Aber er hat auch gearbeitet für die Herrschaft und seine Sicherheit. Bald begeistert und fortgerissen, bald nüchtern und besonnen, immer wachsam und tätig, hat er auf das Eine hingeschaut. Eine Verbindung durch Liebe und Vertrauen konnte bei einem solchen Mann nicht kommen, er fühlte das durch einen Instinkt. Wie er fern stand von diesen Menschen, stellte er sich noch ferner, aber im Glanze, denn ohne Glanz wird hier das größte Ferne vergessen. Abgeschieden wie ein Gott, ernst und schimmernd stellte er sich hoch über alle, und keine Stufen führen von dem Schemel seines gebückten Sklaven zu seinem kolossalischen Thron. — —

Man darf den Fürchterlichen so leicht nicht richten, als es die meisten tun in Haß und Liebe. Die Natur, die ihn geschaffen hat, die ihn so schrecklich wirken läßt, muß eine Arbeit mit ihm vorhaben, die kein andrer so tun kann. Er trägt das Gepräge eines außerordentlichen Menschen, eines erhabenen Ungeheuers, das noch ungeheurer scheint, weil es über und unter Menschen herrscht und wirkt, welchen es nicht angehört. Bewunderung und Furcht zeugt der Vulkan und das Donnerwetter und jede seltene Naturkraft, und sie kann man auch Bonaparten nicht versagen. Geh nach Italien, schlage Livius auf, frage die Römergeschichten und versetze das Alte mit neuer Geistigkeit, mit größerem Prunk der Worte, mit etwas politischer Empfindsamkeit, so findest du, was der Mann ist und wohin du ihn stellen sollst. Die ernste Haltung, des Südens tief verstecktes Feuer, das strenge, erbarmungslose Gemüt des korsischen Insulaners, mit Hinterlist gemischt, eiserner Sinn, der furchtbarer sein wird im Unglück als im Glück, innen tiefer Abgrund und Verschlossenheit, außen Bewegung und Blitzesschnelle; dazu das dunkle Verhängnis der eignen Brust, der große Aberglaube des großen Menschen an seine Parze und an sein Glück, den er so auffallend zeigt, — diese gewaltigen Kräfte, von einer wildbegeisterten Zeit ergriffen und vom Glücke emporgehalten, wie mußten sie siegen! So standen die Römerfeldherren in der Schlacht, kalt und doch begeistert, und blickten über das Würgen und den Tod von Zehntausenden ruhig hin, so jagten sie mit grausamer Freundlichkeit die Könige aus oder führten die Schlachtopfer gebückt zum Kapitol, so endigten sie mit Gewalt, was sie mit Freundschaft gewannen, oft gerecht, selten mild, nie edelmütig, öfter grausam. Sieh die Ämile, die Scipionen, die Sulla, und du findest dies Bild unter älteren Menschen.

Ihr meint, die Römer wußten immer, was sie wollten und warum. Nein, nein, die großen Menschen haben das nie gewußt, wie ihr eures wisset, das Gewaltigste bei ihnen ist angeboren und geht in der Tiefe unsichtbar fort, das Kleine flattert und fliegt oben in der Erscheinung dahin, wie das Schiff die Wellen verbergen und Segel und Wimpel, das leichte Gerüst, in der Luft flattern. Auch Bonaparte weiß nur das Kleine, was er tut, nur wo Instrumente und Maschinen geschoben werden. Seht ihn — warum erbleicht ihr, warum flieht ihr, warum zittern stolze Männer vor dem kleinen Mann? Da steht die sie-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gende Kraft in ihm gezeichnet, die Natur des großen Unbewußten, was Tausende zwingt und beherrscht. Die kleinen Vorbereitungen macht die Klugheit, die kleinen Anzettelungen spinnt der Kopf, das gewaltige Herz gibt der Tat die ungeheuren Geburten und weiß von sich nichts. So siegt, so herrscht, so fährt der Korse hin. Die Klugheit faßt nur ein mürbes Seil, der Instinkt greift in die ewige Kette, woran Jupiter, Himmel und Erde hängt. Bonaparte trägt dunkel den Geist der Zeit in sich und wirkt allmächtig durch ihn. (Ernst Moritz Arndt, Geist der Zeit I, 1806.)

3

Zu der vollkommenen Klarheit über die eigentliche Beschaffenheit der Nation, über die er sich der Oberherrschaft bemächtigte, trat ein durch seine Abstammung aus einem kräftigen Volke begründeter und durch seinen steten, aber zu verbergenden Widerstreit gegen die Umgebungen seiner Jugend gestählter, kräftiger und unerschütterlicher Wille. Mit diesen Bestandteilen der Menschengröße, der ruhigen Klarheit, dem festen Willen ausgerüstet, wäre er der Wohltäter und Befreier der Menschheit geworden, wenn auch nur eine leise Ahnung der sittlichen Bestimmung des Menschengeschlechtes in seinen Geist gefallen wäre. Eine solche fiel niemals in ihn, und so wurde er denn ein Beispiel für alle Zeiten, was jene beiden Bestandteile rein für sich und ohne irgendeine Anschauung des Geistigen geben können. Es bildete sich ihm hieraus folgendes Erkenntnisgebäude: daß die gesamte Menschheit eine blinde, entweder gänzlich stagnierende oder unregelmäßig und verwirrt durcheinander und miteinander streitend sich regende Masse von Kraft sei; daß weder jene Stagnation sein solle, sondern Bewegung, noch diese unordentliche, sondern eine nach Einem Ziele sich richtende Bewegung: daß selten und durch Jahrtausende getrennt Geister geboren würden, die bestimmt seien, dieser Masse die Richtung zu geben, dergleichen Einer Karl der Große gewesen sei und er der Nächste nach ihm, daß die Eingebungen dieser Geister das Einzige und wahrhaft Göttliche und Heilige und die ersten Prinzipien der Weltbewegung seien, und daß für sie schlechthin alle andere Zwecke der Sicherheit oder des Genusses aufgeopfert, für sie alle Kräfte in Bewegung gesetzt und jedwedes Leben in Beschlag genommen werden müsse, und daß es Auflehnung sei gegen das höchste Weltgesetz, solchen Anregungen sich entgegenzusetzen. In ihm sei erschienen dieses Weltgesetz in der neuen Ordnung der Dinge, die er in dem Kulturstaate unter seiner Oberherrschaft ausführen wolle: das nächste Glied dieser Ordnung sei dermalen die Freiheit der Meere, wie er sagt, die Oberherrschaft der Meere in seinen Händen, wie er es eigentlich meint, und für diesen allernächsten durch das Weltgesetz gesetzten Zweck müsse alles Glück von Europa aufgeopfert werden, alles Blut fließen; denn dafür allein sei es da. Diesen großen Weltplan, der freilich über das Ziel eines Menschenlebens sich hinauserstreckt, soll nun nach ihm seine Dynastie fort- und ausführen, so lange, bis etwa nach einem Jahrtausend ein anderer inspirierter Held wie er auftreten und mit neuer Offenbarung in seine und Karls Schöpfung eingreifen wird.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Man hat geahnet, daß es mit ihm ein anderes Bewenden habe als mit anderen vorzeitigen und gleichzeitigen Herrschern. So ist es auch. Öffentliche Blätter zwar meinten, daß die Gesinnungen eines Generals in ihm verschwinden würden durch Einführung der Erbfolge für seine Dynastie. Nicht recht begriffen. — Jene Herrscher sind gewohnt, sich als Verteidiger des Eigentums und Lebens anzusehen, als Mittel zu diesem Zwecke, der darum nie aufgeopfert werden darf: dieser setzt sich als Verteidiger eines absoluten, — selbst Zweck seienden — Willens, eines Weltgesetzes, in der Tat aber nur eines individuellen Willens, einer Grille, ausgerüstet mit der formalen Kraft des sittlichen Willens. (Dies ist sein wahres, unterscheidendes Wesen. Jene sind nicht imstande, ihren gegen sie immer noch erhabenen Gegner auch nur zu begreifen.) Es ist allerdings wahr, daß alles aufgeopfert werden soll — dem Sittlichen, der Freiheit; daß alles aufgeopfert werden soll, hat er richtig gesehen, für seine Person beschlossen, und er wird sicher Wort halten bis zum letzten Atemzuge; dafür bürgt die Kraft seines Willens. — Seine Denkart ist mit Erhabenheit umgeben, weil sie kühn ist und den Genuß verschmäht; darum verführt sie leicht erhabene, das Rechte nur nicht erkennende Gemüter. — Nur soll es eben nicht geopfert werden seinem eigensinnigen Entwurfe; diesem aufgeopfert zu werden, ist er selbst sogar viel zu edel; der Freiheit des Menschengeschlechts sollte er sich aufopfern und uns alle mit sich, und dann müßte zum Beispiel ich und jeder, der die Welt sieht, wie ich sie sehe, freudig sich ihm nachstürzen in die heilige Opferflamme.

In dieser Klarheit und in dieser Festigkeit beruhet seine Stärke. — In der Klarheit: alle unbenutzte Kraft ist sein; alle in der Welt gezeigte Schwäche muß werden seine Stärke. Wie der Geier schwebt über den niederen Lüften und umherschaut nach Beute, so schwebt er über dem betäubten Europa, lauschend auf alle falschen Maßregeln und Schwächen, um flugschnell herabzustürzen und sie sich zunutze zu machen. In der Festigkeit: die anderen wollen auch wohl herrschen, aber sie wollen noch so vieles andere nebenbei und das erste nur, wenn sie es neben diesem haben können; sie wollen ihr Leben, ihre Gesundheit, ihren Herrscherplatz nicht aufopfern; sie wollen bei Ehren bleiben; sie wollen wohl gar geliebt sein. Keine dergleichen Schwächen wandelt ihn an: sein Leben und alle Bequemlichkeiten desselben setzt er daran, der Hitze, dem Froste, dem Hunger, dem Kugelregen setzt er sich aus, das hat er gezeigt: auf beschränkende Verträge, dergleichen man ihm angeboten, läßt er sich nicht ein; ruhiger Beherrscher von Frankreich, was man ihm etwa bietet, will er nicht sein, sondern ruhiger Herr der Welt will er sein und, falls er das nicht kann, gar nicht sein. Dies zeigt er jetzt und wird es ferner zeigen. Die haben durchaus kein Bild von ihm und gestalten ihn nach ihrem Bilde, die da glauben, daß auf andere Bedingungen mit ihm und seiner Dynastie, wie er sie will, sich etwas anderes schließen lasse denn Waffenstillstände. Ehre und Treue? Er hat es freiwillig bei der Einverleibung Hollands ausgesprochen, daß ein Herrscher damit es halte, wie die Zeiten es mit sich bringen: solange es ihm selbst zuträglich ist, — ja — wenn es ihm nachteilig wird, nicht mehr. Daher kommt auch in allen neueren Staatsschriften desselben das Wort Recht gar nicht mehr vor und fällt nach ihm heraus aus der Sprache,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sondern es ist allenthalben nur die Rede vom Wohle der Nation, dem Ruhme der Armeen, den Trophäen, die er in allen Landen erfochten.
So ist unser Gegner. Er ist begeistert und hat einen absoluten Willen: was bisher gegen ihn aufgetreten, konnte nur rechnen und hatte einen bedingten Willen. Er ist zu besiegen auch nur durch Begeisterung eines absoluten Willens, und zwar durch die stärkere, nicht für eine Grille, sondern für die Freiheit. Ob diese nun in uns lebt und mit derselben Klarheit und Festigkeit von uns ergriffen wird, mit welcher er ergriffen hat seine Grille und durch Täuschung oder Schrecken alle für sie in Tätigkeit zu setzen weiß, davon wird der Ausgang des begonnenen Kampfes abhängen. (Fichte, Die Staatslehre, in Vorlesungen, 1813.)

4

Görres läßt Napoleon sprechen: Ich, Napoleon Bonaparte, will der Welt ein Zeugnis zurücklassen über meine Gesinnungen und die Weise, wie ich gehandelt habe. Die zu meinen Füßen im Staube sich gewunden, lassen mich jetzt freche Reden hören. Nicht gegen sie will ich zu einer Verteidigung mich herablassen, noch ihre Schlechtigkeit ehren durch meinen Zorn. Wie ich über ihre Häupter hergeschritten, so geh ich verachtend durch den Dunst ihrer Worte vor. Auch nicht zu der Nachwelt will ich reden, sie ist wie die Mitwelt aus Toren, Schwachköpfen und wenigen Bösewichten gemischt. Mir selbst und meinem Leben sollen die Worte, die ich spreche, ein Denkmal sein; es mag in der Wüste der künftigen Zeiten stehen wie ein einsamer Fels, den erloschenes Feuer einst zerrissen.
Den ersten Namen, die die Geschichte nennt, habe ich mich kühnlich beigezählt. Was die Römer Jahrhunderte gekostet, habe ich mit meiner einigen Kraft vollbracht und dreizehn Jahre lang die Welt in meinen Fesseln eng gehalten. Daß keiner meiner Zeitgenossen mir bei dem Werke beigestanden, beweist, daß sie in der Entscheidung alle mich verlassen haben. Wenn andere mit ihrem Glücke kärglich bis zum Ende ihres Lebens hausgehalten, dann ist solche sparsame Geizigkeit ein Abscheu mir gewesen. Mäßig sonst in allem und gelassen, habe ich darin kein Maß anerkennen wollen. Freigebig und kaiserlich hab ich verschwendet, was die Gestirne mir zugeteilt; und so ist es gekommen, daß all mein Reichtum ausgegeben war, als ich die Hälfte meiner Laufbahn überschritten. Ich habe es meiner unwürdig erachtet, zuletzt noch dem Triebe Gewalt anzutun, der immer zum Rechten mich geführt. Ich habe nie lernen wollen, mein Bezeigen nach Zeit zu ändern und mich in die Gelegenheit zu fügen. Als ich jung gewesen, hab ich bei den Haaren sie gebunden, und sie hat mir wie ein Weib gehorcht. Als ich ihren Unbestand bemerkt, hab ich sie freigegeben ihrem eigenen Gelüste. Es schien mir größer, das Werk meines Lebens in verachtendem Stolze dem Untergange hinzuwerfen, als mit schwacher, demütiger Nachgiebigkeit es dem Verderben zu entziehen. — —
Darum habe ich immerdar den Krieg gesucht, und der Frieden hat zu aller Zeit mir ein albern Ding gedeucht. Die Schlaffheit und die Erbärmlichkeit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mochten gerne miteinander sich gütlich tun und gemächlich sich zur Ruhe strecken; aber ich habe mit der Skorpiongeißel sie aufgepeitscht. Für das läppische Volk hab ich den Frieden im Munde wohl geführt, aber nie hab ich ernstlich meinen Sinn zu ihm gewendet. Der Frieden ist der Tod, im Krieg allein ist Leben. Der Friede ist ein schlafend Träumen, der Krieg allein ist waches Handeln. Sollte ich fest, eisern und von Natur ein hart Gestein in weicher Luft zerschmelzen, damit das schlechte Volk umher seines Leibes pflege? Nein! den Hammer hab ich mit starkem Arm geführt und mir ein Schwert geschmiedet, das einem Blitze gleich von selber in den Feind gefahren und, nachdem es Tausende gefressen, immer gleich sehr dürstete nach Menschenblut. Ist ein Krieg mir abgeblüht, sorgsam hab ich den Samen zu neuem aufgesammelt; und wohl gepflegt hat der eine zehnfältig mir getragen. Durch ausweichende Klugheit einen Krieg vermeiden, ist arge Torheit: du hast ihn nicht vermieden, nur zu deinem Schaden aufgeschoben. — —
Ein Werkzeug habe ich vor allem mir geschaffen, in dem einer Allmacht gleich mein Wollen trieb. Nicht leicht hat die Welt ein solches Heer gesehen. Im Wahnsinn toller Ideen waren sie entbrannt, als ich zu ihnen mich gesellt. Ich warf Schwefel in die Glut und andern Brennstoff der wilden Zeit, und trieb sie also flammend an den trägen Feind, daß sie wie griechisch Feuer ihm zu den Knochen brannten. Die wütende Taktik der Türken hab ich den Wütenden gegeben, im Keile durch den Feind zu brechen und jenseits die Mittel zum Bestehen sich zu suchen. Immer unterliegend, konnten sie sich nie in die wunderbare Kühnheit finden und in der Bestürzung auf das eine Mittel zur Abwehr sich zu keinemmal besinnen. So hab ich einmal, so sie hundertmal geschlagen, und sie konnten den einen Sprung nie inne werden. Dem Heere habe ich in dieser Weise die Zuversicht der Unüberwindlichkeit gegeben, und damit ist es unüberwindlich auch geworden. Alle die kleinen Bächlein fremden Rufes, geschickt habe ich sie in mein eigenes Blut geleitet, bis der Strom meines Ruhmes angewachsen und brausend durch alle Lande ging. Da griff ich nach der Krone und dem Kaisermantel, und für den Stolz der Freiheit, in dem sie sich gebläht, gab ich ihnen die Eitelkeit der dienstbaren Unterwürfigkeit. Am Meeresufer warf ich vom hohen Sitze die Ehrenzeichen unter sie; sie griffen zu dem Bande wie ich zum Diademe. Von der alten Torheit war fortan nicht mehr die Rede; sie waren meine Diener, ich ihr Herr und ihr Gebieter; von mir kam alle Ehre, mein war alles Besitztum auf der Erde. (Görres, Rheinischer Merkur, 1814.)

5

Der Kaiser mit seinem Gefolge ritt mitten durch die Allee, die schauernden Bäume beugten sich vorwärts, wo er vorbeikam, die Sonnenstrahlen zitterten furchtsam neugierig durch das grüne Laub, und am blauen Himmel oben schwamm sichtbar ein goldner Stern. Der Kaiser trug seine scheinlose, grüne Uniform und das kleine welthistorische Hütchen. Er ritt ein weißes Rößlein. Nachlässig, fast hängend, saß der Kaiser, die eine Hand hielt hoch den Zaum, die andere klopfte gutmütig den Hals des Pferdchens. — Es war eine sonnig

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

marmorne Hand, eine mächtige Hand, eine von den beiden Händen, die das vielköpfige Ungeheuer der Anarchie gebändigt und den Völkerzweikampf geordnet hatten — und sie klopfte gutmütig den Hals des Pferdes. Auch das Gesicht hatte jene Farbe, die wir bei marmornen Griechen- und Römerköpfen finden, die Züge desselben waren ebenfalls edelgemessen, wie die der Antiken, und auf diesem Gesichte stand geschrieben: Du sollst keine Götter haben außer mir. Ein Lächeln, das jedes Herz erwärmte und beruhigte, schwebte um die Lippen — und doch wußte man, diese Lippen brauchten nur zu pfeifen, — et la Prusse n'existait plus — diese Lippen brauchten nur zu pfeifen — und die ganze Klerisei hatte ausgeklingelt — diese Lippen brauchten nur zu pfeifen — und das ganze heilige römische Reich tanzte. Und diese Lippen lächelten und auch das Auge lächelte. — Es war ein Auge, klar wie der Himmel, es konnte lesen im Herzen der Menschen, es sah rasch auf einmal alle Dinge dieser Welt, während wir anderen sie nur nacheinander und nur ihre gefärbten Schatten sehen. Diese Stirn war nicht so klar, es nisteten darauf die Geister zukünftiger Schlachten, und es zuckte bisweilen über dieser Stirn, und das waren die schaffenden Gedanken, die großen Siebenmeilenstiefel-Gedanken, womit der Geist des Kaisers unsichtbar über die Welt hinschritt. (Heinrich Heine, Das Buch Le Grand, 1826.)

6

Napoleon verdankt man's (und ganz und gar nicht der französischen Revolution, welche auf „Brüderlichkeit" von Volk zu Volk und allgemeinen blumichten Herzens-Austausch ausgewesen ist), daß sich jetzt ein paar kriegerische Jahrhunderte aufeinander folgen dürfen, die in der Geschichte nicht ihresgleichen haben, kurz, daß wir ins klassische Zeitalter des Krieges getreten sind, des gelehrten und zugleich volkstümlichen Krieges im größten Maßstabe (der Mittel, der Begabungen, der Disziplin), auf den alle kommenden Jahrtausende als auf ein Stück Vollkommenheit mit Neid und Ehrfurcht zurückblicken werden: — denn die nationale Bewegung, aus der diese Kriegs-Glorie herauswächst, ist nur der Gegenchoc gegen Napoleon und wäre ohne Napoleon nicht vorhanden. Im also wird man einmal es zurechnen dürfen, daß der Mann in Europa wieder Herr über den Kaufmann und Philister geworden ist; vielleicht sogar über „das Weib", das durch das Christentum und den schwärmerischen Geist des achtzehnten Jahrhunderts, noch mehr durch die „modernen Ideen" verhätschelt worden ist. Napoleon, der in den modernen Ideen und geradewegs in der Zivilisation etwas wie eine persönliche Feindin sah, hat mit dieser Feindschaft sich als einer der größten Fortsetzer der Renaissance bewährt: er hat ein ganzes Stück antiken Wesens, das entscheidende vielleicht, das Stück Granit, wieder heraufgebracht. Und wer weiß, ob nicht dies Stück antiken Wesens auch endlich wieder über die nationale Bewegung Herr werden wird und sich im bejahenden Sinne zum Erben und Fortsetzer Napoleons machen muß: — der das eine Europa wollte, wie man weiß, und dies als Herrin der Erde. (Nietzsche, Die fröhliche Wissenschaft, 1881/1886.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Napoleon, seit einem Jahrhundert der Rausch aller tatarmen Phantasiesüchtigen, der Trumpf aller Aufgeklärten gegen jede Legitimität, rückt in seinen alten Besitz. Er nimmt wieder die Umrisse der überweltlichen Gestalt an, in denen er zwei Jahrzehnte der gestaltlosen Welt gegenüberstand. Sein kleinstes Werk ist, daß er Österreich aus Italien fegte, Deutschland um und um warf, Spanien mit Hannover in ein Reich zusammenschmiedete. Das sind „Taten": Ausstrahlungen, Erscheinungsformen des einen einheitlichen Werkes, um dessenwillen und durch das allein er Schöpfer und Genius ist. Sein Werk ist: Weltbildung, Herstellung von Körper aus ungeordnetem Rohstoff, Aufrichtung des seit zwei Jahrtausenden verloren gegangenen ökumenischen Gebildes. Man verwechsle nicht: das ökumenische sind nicht so und so weit abgesteckte Grenzen, die eine Welt schlucken und in sich ertränken wollen, nicht eine äußere unantastbare Herrschaft, der so lange noch die Vollkommenheit fehlt, als nicht Baffinsland und die Delagoabay mit dazu gehören. Sein Werk, von dem die äußeren Expansionen nur Betätigungen, Anwendungen sind, ist die Bereitung des Reiches in allem Reich-losen, die Errichtung des Staates in allem Unstaatlichen, und da der wahre Staat nur dargestellte Welt ist, die Wiedererweckung, Neuschöpfung der Welt in dem Tendenzenknäuel, in das sie schon damals auszuarten begonnen hatte. Darum begegnen wir ihm aus dem dampfenden Blut der Bürgerkriege kommend, die Firne überfliegend, die Steppen durchsausend, überall hinfahrend: ein Dämon, immer auf der Suche nach Bildungsfähigem, wo Stoffe brachliegen, in der Zersetzung verkümmern oder als zerfallener Staub schon ganze Vernichtung scheinen. Er blies zusammen, ballte zusammen, machte Welt: das war sein Amt. „Seine Gier nach Land und Kronen war unersättlich." Das heißt übersetzt: die ganze Welt hatte seit mindestens einem Jahrhundert die jedem Genius verehrungswürdigen Rechte der Gestalt verloren und war in die Gattung „Stoff" zurückgetreten, der gegenüber der Genius nur den einen Trieb hat: Formung. Darum gab es für das zerstückelte Deutschland, für das flickenhafte Italien ebensowenig Gnade, wie für das Massiv Rußland. Mochten die Bürger und ihre mehr als bürgerlichen Häupter, mögen die Bürger-Historiker von heute über die Verletzung der Herde und Heimaten, der angestammten Herrscherhäuser schreien. In Wahrheit verletzte er nichts; denn er fand nichts zu verletzen. Er sah nichts Geordnetes, Körperhaftes, demgegenüber sein Anpacken Einbruch, Gewalt gewesen wäre, er sah nur Stoff, Materie, an der manchmal noch Fetzen einer früheren Form klebten — nicht anders als die Baumeister der Renaissance sie an antiken Baublöcken fanden —: die schob, die ballte er zusammen, wie sie — wie jeder Stoff es vom welthaltigen, dem bildnerischen Genius verlangt. Daß hier nichts verletzt wurde, nichts zu verletzen war, dafür ist Maßstab und Richter nur er, der selber runde Welt war und berufen war und nicht anders konnte, als runde Welt zu machen. Oder seit wann bemißt man den Meister und sein Tun an den „unverletzlichen Rechten" des Stoffes? Seit wann darf der Stein schreien, wenn er vom Bossel getroffen wird? Oder wenn er knirscht, wird er nicht um so ingrimmiger ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schlagen? Aber freilich, wir haben gelernt, daß auf jeden Fall das Menschenleben, auch das gemeinste, seinen Wert hat über allem Stoff und selbst Werk der Welt. Das ist die Predigt der Auflösung, der wahren Vernichtung: die Preisgabe des Höchsten, des nur mit Opferung von Menschenkräften und Menschenleibern zu erkaufenden Werkes, des Gebildes, das in großen und einfachen Formen auf ewig gültig Welt ausdrückt zugunsten der Menschenfluten, die nichts bedeuten, als sehnen, ahnen, dämmern, genießen, sterben und wiedergeboren werden. Hellas stößt mit Karma und Kreuz zusammen. Jedem Helden aber ist zum Glück eingeboren das für alle Anmaßungen des unfruchtbar „Menschlichen" ganz verständnislose Vordrängen auf Gestalt, Werk, Körper. Der eine macht es mit Leibern, der andere mit Sprachtrümmern, wieder einer mit den Blöcken gigantischer Natur. Aber nur da, wo sie nichts Ebenbürtiges, nichts Geformtes, kein Gebilde finden, sehen sie Stoff und bemessen und bändigen ihn. Am Goethe ist Napoleon grüßend vorübergeschritten und hat ihn gelassen, wo und wie er war: dazu bedurfte es nicht der Achtung, mit der der dreiste Deutsche von heute sich mit Goethe ex post identifizierend sich schmeichelt. Das war der Instinkt, der sichere Gang des Genius. Auf Goethe zuckte ihm nicht die Hand, so wenig sie ihm auf Friedrich gezuckt hätte. — Das war kein Material, das war Gebilde, an dem und mit dem er nichts mehr zu tun hatte, als seine Brüderlichkeit mit ihnen in ewigen Reichen auszudrücken. (Berthold Vallentin, Napoleon und die geistige Bewegung, 1912.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

3. LOBREDEN

SHAKESPEARE · DER DICHTER

Das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann, ist das Bewußtsein eigner Gesinnungen und Gedanken, das Erkennen seiner selbst, welches ihm die Einleitung gibt, auch fremde Gemütsarten innig zu erkennen. Nun gibt es Menschen, die mit einer natürlichen Anlage hierzu geboren sind und solche durch Erfahrung zu praktischen Zwecken ausbilden. Hieraus entsteht die Fähigkeit, der Welt und den Geschäften im höheren Sinn etwas abzugewinnen. Mit jener Anlage nun wird auch der Dichter geboren, nur daß er sie nicht zu unmittelbaren, irdischen Zwecken, sondern zu einem höheren, geistigen, allgemeinen Zweck ausbildet. Nennen wir nun Shakespeare einen der größten Dichter, so gestehen wir zugleich, daß nicht leicht jemand die Welt so gewahrte wie er, daß nicht leicht jemand, der sein innres Anschauen aussprach, den Leser in höherem Grade mit in das Bewußtsein der Welt versetzt. Sie wird für uns völlig durchsichtig: wir finden uns auf einmal als Vertraute der Tugend und des Lasters, der Größe, der Kleinheit, des Adels, der Verworfenheit, und dieses alles, ja noch mehr, durch die einfachsten Mittel. Fragen wir aber nach diesen Mitteln, so scheint es, als arbeite er für unsre Augen; aber wir sind getäuscht: Shakespeares Werke sind nicht für die Augen des Leibes. Ich will mich zu erklären suchen.

Das Auge mag wohl der klarste Sinn genannt werden, durch den die leichteste Überlieferung möglich ist. Aber der innere Sinn ist noch klarer, und zu ihm gelangt die höchste und schnellste Überlieferung durchs Wort; denn dieses ist eigentlich fruchtbringend, wenn das, was wir durchs Auge auffassen, an und für sich fremd und keineswegs so tiefwirkend vor uns steht. Shakespeare nun spricht durchaus an unseren innern Sinn; durch diesen belebt sich zugleich die Bilderwelt der Einbildungskraft, und so entspringt eine vollständige Wirkung, von der wir uns keine Rechenschaft zu geben wissen; denn hier liegt eben der Grund von jener Täuschung, als begebe sich alles vor unsern Augen. Betrachtet man aber die Shakespeareschen Stücke genau, so enthalten sie viel weniger sinnliche Tat als geistiges Wort. Er läßt geschehen, was sich leicht imaginieren läßt, ja was besser imaginiert als gesehen wird. Hamlets Geist, Macbeths Hexen, manche Grausamkeiten erhalten ihren Wert erst durch die Einbildungskraft, und die vielfältigen kleinen Zwischenszenen sind bloß auf sie berechnet. Alle solche Dinge gehen beim Lesen leicht und gehörig an uns vorbei, da sie bei der Vorstellung lasten und störend, ja widerlich erscheinen.

Durchs lebendige Wort wirkt Shakespeare, und dies läßt sich beim Vorlesen am besten überliefern; der Hörer wird nicht zerstreut, weder durch schickliche noch unschickliche Darstellung. Es gibt keinen höheren Genuß und keinen reineren, als sich mit geschloßnen Augen durch eine natürlich richtige Stimme ein Shakespearesches Stück nicht deklamieren, sondern rezitieren zu lassen. Man folgt dem schlichten Faden, an dem er die Ereignisse abspinnt. Nach der Bezeichnung der Charaktere bilden wir uns zwar gewisse Gestalten, aber eigentlich sollen wir durch eine Folge von Worten und Reden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erfahren, was im Innern vorgeht, und hier scheinen alle Mitspielenden sich verabredet zu haben, uns über nichts im dunkeln, im Zweifel zu lassen. Dazu konspirieren Helden und Kriegsknechte, Herren und Sklaven, Könige und Boten, ja die untergeordneten Figuren wirken hier oft tätiger als die Hauptgestalten. Alles, was bei einer großen Weltbegebenheit heimlich durch die Lüfte säuselt, was in Momenten ungeheurer Ereignisse sich in dem Herzen der Menschen verbirgt, wird ausgesprochen; was ein Gemüt ängstlich verschließt und versteckt, wird hier frei und flüssig an den Tag gefördert; wir erfahren die Wahrheit des Lebens und wissen nicht wie.

Shakespeare gesellt sich zum Weltgeist; er durchdringt die Welt wie jener; beiden ist nichts verborgen. Aber wenn des Weltgeists Geschäft ist, Geheimnisse vor, ja oft nach der Tat zu bewahren, so ist es der Sinn des Dichters, das Geheimnis zu verschwätzen und uns vor oder doch gewiß in der Tat zu Vertrauten zu machen. Der lasterhafte Mächtige, der wohldenkende Beschränkte, der leidenschaftlich Hingerissene, der ruhig Betrachtende, alle tragen ihr Herz in der Hand, oft gegen alle Wahrscheinlichkeit; jedermann ist redsam und redselig. Genug, das Geheimnis muß heraus, und sollten es die Steine verkünden. Selbst das Unbelebte drängt sich hinzu, alles Untergeordnete spricht mit, die Elemente, Himmel-, Erd- und Meerphänomene, Donner und Blitz, wilde Tiere erheben ihre Stimme, oft scheinbar als Gleichnis, aber ein wie das andre Mal mithandelnd.

Aber auch die zivilisierte Welt muß ihre Schätze hergeben; Künste und Wissenschaften, Handwerke und Gewerbe, alles reicht seine Gaben dar. Shakespeares Dichtungen sind ein großer belebter Jahrmarkt, und diesen Reichtum hat er seinem Vaterlande zu danken.

Überall ist England, das meerumflossene, von Nebel und Wolken umzogene, nach allen Weltgegenden tätige. Der Dichter lebt zur würdigen und wichtigen Zeit und stellt ihre Bildung, ja Verbildung mit großer Heiterkeit uns dar, ja er würde nicht so sehr auf uns wirken, wenn er sich nicht seiner lebendigen Zeit gleichgestellt hätte. Niemand hat das materielle Kostüm mehr verachtet als er; er kennt recht gut das innere Menschenkostüm, und hier gleichen sich alle. Man sagt, er habe die Römer fürtrefflich dargestellt; ich finde es nicht; es sind lauter eingefleischte Engländer, aber freilich Menschen sind es, Menschen von Grund aus, und denen paßt wohl auch die römische Toga. Hat man sich einmal hierauf eingerichtet, so findet man seine Anachronismen höchst lobenswürdig, und gerade daß er gegen das äußere Kostüm verstößt, das ist es, was seine Werke so lebendig macht.

Und so sei es genug an diesen wenigen Worten, wodurch Shakespeares Verdienst keineswegs erschöpft ist. Seine Freunde und Verehrer werden noch manches hinzuzusetzen haben. Doch stehe noch eine Bemerkung hier: schwerlich wird man einen Dichter finden, dessen einzelnen Werken jedesmal ein anderer Begriff zugrunde liegt und im Ganzen wirksam ist, wie an den seinigen sich nachweisen läßt. So geht durch den ganzen Coriolan der Ärger durch, daß die Volksmasse den Vorzug der Besseren nicht anerkennen will. Im Cäsar bezieht sich alles auf den Begriff, daß die Bessern den obersten Platz nicht wollen eingenommen sehen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

weil sie irrig wähnen, in Gesamtheit wirken zu können. Antonius und Kleopatra spricht mit tausend Zungen, daß Genuß und Tat unverträglich sei. Und so würde man bei weiterer Untersuchung ihn noch öfter zu bewundern haben. (Goethe, Shakespeare und kein Ende, 1813/1816.)

LOB KLOPSTOCKS

Alle diese Stücke, kleinere und größere, die in der jetzigen Ausgabe korrekt, rein und schön dastehn, sind lyrische Gedichte, das ist Gesang. Also erhebe man die Stimme und lese sie vor, auch wenn man sie sich selbst lieset. So heben sie sich vom Blatt und werden nicht nur verständlich, sondern lebendig, im Tanze der Silben eine Gedankengestalt, sich schwingend auf und nieder; in den meisten Fällen aber, vom einfachen Laut an bis zur vollesten Modulation, werden sie ein sich vollendender Ausdruck der Empfindung. Das Auge soll nicht stumm lesen; sondern was Laut des Herzens ist, soll Laut werden. Klopstocks Muse als Harfenspielerin und Sängerin Siona oder als Weissagerin Teutone ist Rednerin ans Herz, die von jedem Bilde der Empfindung gleichsam nur den Seelenlaut nimmt und ihn dem Ohr bald zulispelt, bald zutönet. Um dieser Kunst innezuwerden, lese man die Oden, in denen Klopstock sie selbst entwickelt hat. — — Wem bei diesen Nachweisungen Ohr und Seele sich nicht auftut, zu hören, was geschrieben ist, nicht es mit stummem Auge zu lesen, der lege das Buch weg und sage, es sei unverständlich. Wenn aber, wie Horaz meint, die Muse stummen Fischen sogar Sprache verleihen kann, sollte ein melodisches Vorlesen dieser Gedichte jedem nicht ganz tauben oder verbildeten Ohre, ohne Kommentar, durch bloße Biegung der Stimme, nicht auch Verstand dieser Gedichte mitteilen? Kaum hat unsre Sprache ein Buch, in dem so viel lebendiger Laut und Wohllaut in melodischer Bewegung so leicht und harmonienreich tönet, wie in diesem. Für Schulen ist es ein wahres Odeum der verschiedensten Gesang- und Ausdrucksarten, Stimme und Vortrag aufs unterscheidendste zu bilden. Wie Alcibiades zu Athen in jeder Schule einen Homer verlangte: so sei in Deutschland keine Schule ohne Übung der Stimme an Klopstock. Der Dichter konnte sich mit Recht das Lob geben:

Die Erhebung der Sprache,
Ihr gewählterer Schall,
Bewegterer, edlerer Gang,
Darstellung, die innerste Kraft der Dichtkunst
Haben mein Mal errichtet.

(Herder, In den Erfurter Nachrichten, 1798.)

PREISGESPRÄCH AUF BACH

Zelter: Bachs Stücke sind teils Vokal — teils Instrumental oder beides zusammen. In den Singstücken kommt oft anderes heraus als die Worte sagen, und er ist genug darüber getadelt worden; auch ist er nicht streng in Beobachtung der harmonischen und melodischen Regeln, die er sich mit größter Keckheit untertan macht. Wenn nun aber biblische Texte zu Chören verarbeitet werden:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Brich dem Hungrigen dein Brot . . ."
„Ihr werdet weinen und heulen . . ."
„Jesus nahm zu sich die Zwölfe . . ."
„Unser Mund sei voll Lachens . . ."

so bin ich oft geneigt, ihn gerade hier zu bewundern, mit welcher heiligen Unbefangenheit, ja mit apostolischer Ironie ein ganz Unerwartetes heraustritt, das keinen Zweifel gegen Sinn und Geschmack aufkommen läßt. Ein passus et sepultus führt an die letzten Pulse der stillen Mächte; ein resurrexit oder in gloria dei patris in die ewigen Regionen seligen Schmerzens gegen die Hohlheit des Erdentreibens. Dies Gefühl aber ist wie unzerteilbar, und es möchte schwer sein, eine Melodie oder sonst ein Materialisches davon mit sich zu nehmen. Es erneut sich nur, ja es stärkt sich, verstärkt sich bei Wiederholung des Ganzen immerfort.

Bei dem allen ist es bis daher noch abhängig von irgendeiner Aufgabe. Man soll ihm auf der Orgel folgen. Diese ist seine eigentliche Seele, der er den lebendigen Hauch unmittelbar eingibt. Sein Thema ist die eben geborene Empfindung, welche, wie der Funke aus dem Steine, allenfalls aus dem ersten zufälligen Fußtritt aufs Pedal hervorspringt. So kommt er nach und nach hinein, bis er sich isoliert, einsam fühlt, und dann ein unerschöpflicher Strom in den unendlichen Ozean übergeht.

So ungefähr hat sein ältester Sohn Friedemann, welcher hier gestorben ist, die Sache mit seinen Worten angegeben. „Gegen diesen", sprach er, „bleiben wir alle Kinder."

Nicht wenige seiner größeren Orgelsachen hören endlich wohl auf, aber sie sind nicht aus: bei ihnen ist kein Ende.

So will ich denn auch hier aufhören, so viel noch zu sagen wäre. Alles erwogen, was gegen ihn zeugen könnte, ist dieser Leipziger Kantor eine Erscheinung Gottes: klar, doch unerklärbar. Ich könnte ihm zurufen:

Du hast mir Arbeit gemacht,
Ich habe dich wieder ans Licht gebracht.

Goethe: Wohl erinnere ich mich bei dieser Gelegenheit an den guten Organisten von Berka; denn dort war mir zuerst, bei vollkommener Gemütsruhe und ohne äußere Zerstreuung ein Begriff von Eurem Großmeister (Sebastian Bach) geworden. Ich sprach mirs aus: als wenn die ewige Harmonie sich mit sich selbst unterhielte, wie sichs etwa in Gottes Busen, kurz vor der Weltschöpfung, möchte zugetragen haben. So bewegte sichs auch in meinem Innern, und es war mir, als wenn ich weder Ohren, am wenigsten Augen, und weiter keine übrigen Sinne besäße noch brauchte . . . (Zelter und Goethe, Briefe von 1827).

FREUNDSCHAFT UND SCHÖNHEIT IM LEBEN WINCKELMANNS

Waren jedoch die Alten, so wie wir von ihnen rühmen, wahrhaft ganze Menschen, so mußten sie, indem sie sich selbst und die Welt behaglich empfanden, die Verbindungen menschlicher Wesen in ihrem ganzen Umfange kennenlernen, sie durften jenes Entzückens nicht ermangeln, das aus der Verbindung ähnlicher Naturen hervorspringt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Statt aller Empfindungen galt ihnen die Freundschaft unter Personen männlichen Geschlechts, obgleich auch Chloris und Thyia noch im Hades als Freundinnen unzertrennlich sind.

Die leidenschaftliche Erfüllung liebevoller Pflichten, die Wonne der Unzertrennlichkeit, die Hingebung eines für den andern, die ausgesprochene Bestimmung für das ganze Leben, die notwendige Begleitung in den Tod setzen uns bei Verbindung zweier Jünglinge in Erstaunen, ja man fühlt sich beschämt, wenn uns Dichter, Geschichtschreiber, Philosophen, Redner mit Fabeln, Ereignissen, Gefühlen, Gesinnungen solchen Inhaltes und Gehaltes überhäufen.

Zu einer Freundschaft dieser Art fühlte Winckelmann sich geboren, derselben nicht allein sich fähig, sondern auch im höchsten Grade bedürftig, er empfand sein eigenes Selbst nur unter der Form der Freundschaft, er erkannte sich nur unter dem Bilde des durch einen Dritten zu vollendenden Ganzen. Frühe schon legte er dieser Idee einen vielleicht unwürdigen Gegenstand unter, er widmete sich ihm, für ihn zu leben und zu leiden, für denselben fand er selbst in seiner Armut Mittel, reich zu sein, zu geben, aufzuopfern, ja er zweifelt nicht, sein Dasein, sein Leben zu verpfänden. Hier ist es, wo sich Winckelmann, selbst mitten in Druck und Not groß, reich, freigebig und glücklich fühlt, weil er dem etwas leisten kann, den er über alles liebt, ja dem er sogar, als höchste Aufopferung, Undankbarkeit zu verzeihen hat.

Wie auch die Zeiten und Zustände wechseln, so bildet Winckelmann alles Würdige, was ihm naht, nach dieser Urform zu seinem Freund um, und wenn ihm gleich manches von diesen Gebilden leicht und bald vorüber schwindet; so erwirbt ihm doch diese schöne Gesinnung das Herz manches Trefflichen, und er hat das Glück, mit den Besten seines Zeitalters und Kreises in dem schönsten Verhältnisse zu stehen.

Wenn aber jenes tiefe Freundschaftsbedürfnis sich eigentlich seinen Gegenstand erschafft und ausbildet; so würde dem altertümlich Gesinnten dadurch nur ein einseitiges, ein sittliches Wohl zuwachsen, die äußere Welt würde ihm wenig leisten, wenn nicht ein verwandtes, gleiches Bedürfnis und ein befriedigender Gegenstand desselben glücklich hervorträte, wir meinen die Forderung des sinnlich Schönen und das sinnliche Schöne selbst; denn das letzte Produkt der sich immer steigernden Natur ist der schöne Mensch. Zwar kann sie ihn nur selten hervorbringen, weil ihren Ideen gar viele Bedingungen widerstreben, und selbst ihrer Allmacht ist es unmöglich, lange im Vollkommnen zu verweilen und dem hervorgebrachten Schönen eine Dauer zu geben. Denn genau genommen kann man sagen, es sei nur ein Augenblick, in welchem der schöne Mensch schön sei. Dagegen tritt nun die Kunst ein; denn, indem der Mensch auf den Gipfel der Natur gestellt ist, so sieht er sich wieder als eine ganze Natur an, die in sich abermals einen Gipfel hervorzubringen hat. Dazu steigert er sich, indem er sich mit allen Vollkommenheiten und Tugenden durchdringt, Wahl, Ordnung, Harmonie und Bedeutung aufruft, und sich endlich bis zur Produktion des Kunstwerkes erhebt, das neben seinen übrigen Taten und Werken einen glänzenden Platz einnimmt. Ist es einmal hervorgebracht, steht es in seiner idealen Wirklichkeit vor der Welt, so bringt es eine dauernde Wirkung, es bringt die höchste hervor: denn, indem es aus den ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

samten Kräften sich geistig entwickelt, so nimmt es alles Herrliche, Verehrungs- und Liebenswürdige in sich auf und erhebt, indem es die menschliche Gestalt beseelt, den Menschen über sich selbst, schließt seinen Lebens- und Tatenkreis ab und vergöttert ihn für die Gegenwart, in der das Vergangene und Künftige begriffen ist. Von solchen Gefühlen wurden die ergriffen, die den olympischen Jupiter erblickten, wie wir aus den Beschreibungen, Nachrichten und Zeugnissen der Alten uns entwickeln können. Der Gott war zum Menschen geworden, um den Menschen zum Gott zu erheben. Man erblickte die höchste Würde und ward für die höchste Schönheit begeistert. In diesem Sinne kann man wohl jenen Alten recht geben, welche mit völliger Überzeugung aussprachen: es sei ein Unglück zu sterben, ohne dieses Werk gesehen zu haben.

Für diese Schönheit war Winckelmann, seiner Natur nach, fähig, er ward sie in den Schriften der Alten zuerst gewahr, aber sie kam ihm aus den Werken der bildenden Kunst persönlich entgegen, aus denen wir sie erst kennenlernen, um sie an den Gebilden der lebendigen Natur gewahr zu werden und zu schätzen.

Finden nun beide Bedürfnisse der Freundschaft und der Schönheit zugleich an einem Gegenstande Nahrung, so scheint das Glück und die Dankbarkeit des Menschen über alle Grenzen hinauszusteigen, und alles, was er besitzt, mag er so gern als schwache Zeugnisse seiner Anhänglichkeit und seiner Verehrung hingeben.

So finden wir Winckelmann oft im Verhältnis mit schönen Jünglingen, und niemals erscheint er belebter und liebenswürdiger, als in solchen, oft nur flüchtigen Augenblicken. (Goethe, Winckelmann und sein Jahrhundert, 1805.)

WINCKELMANNS TOD

Du fielst, Edler, wie ein griechischer Held unter dem unerbittlichen Schicksal, und wie unter dem Wink deiner zwei lieben, edlen und vielleicht einzigen Fehler, fielst an der Grenze des Landes, das dein Vaterland war und dich verbannet, und an der Grenze des andern, das dich erfreut, geehrt und genährt hatte, die du aber beide liebtest und mit Geist, Verdienst und Gabe freiwillig unterstütztest. Ruhe sanft! Du liegest ohne Denkmal, und dies Blatt kann nicht hingehn, es dir dort, wo du ruhest, zu werden; aber deine Schriften sind Denkmal, und dein Geist wolle noch lange über uns und Italien schweben! —

Wie ein Wandrer, der mit brennendem Durst und mattem Fuße über die Ruinen Persepolis' und Aegyptus', Gräciens und Kanaans wandert und bei jedem Schritt die Trümmer einer versunkenen Königsstadt, eines Werks, woran ein Weltteil und Jahrhundert baute, sieht oder ahndet; wie keiner mehr als er die Eitelkeit aller menschlichen Dinge fühlt und nun mit dem letzten Blick auf diese Gegenden und Werke, die er hinter sich läßt und nie mehr sehen, geschweige in Flor sehen, die herabgesunkene Herrlichkeit der Völker nie mehr als Krone auf ihrem Haupt erblicken wird, denn sie liegt begraben in Nacht und Moder — wie er mit dem letzten Blick und Seufzer zurückweinet und traurig-fröhlich auf sein Schiff tritt, seine barbarische Welt, aber in ihr

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Weib, Kinder und Freunde lebhaft wiederzusehen und zu umarmen; so ist mir jetzt, da ich auf Winckelmanns Schriften durchs Altertum zurück- und abfahrend auf dem Brette des Meeres die zurückfliehenden Eindrücke sammle. Wo bist du hin, Kindheit der alten Welt, geliebte süße Einfalt in Bildern, Werken und Worten? Wo bist du, geliebtes Griechenland, voll schöner Götter- und Jugendgestalten, voll Wahrheit im Trug und Trug voll süßer Wahrheit? — Deine Zeit ist dahin und der Traum unseres Andenkens, unsre Geschichten, Untersuchungen und guten Wünsche werden dich nicht wieder erwecken, der Fuß des Reisenden dich nicht erwecken, der auf dich tritt und deine Scherben sammelt. Das Rad der Zeiten, auf das wir geflochten sind, dreht sich gewaltsam und wie im zerstörenden, reißenden Strudel. Die zusammengeflossenen Reichtümer des alten Roms zerstörten Barbaren, und aus der Herrlichkeit Alexandriens tränkt jetzt der Araber die Pferde. Reisen und Geschichte dieser Länder sind Prediger von der Eitelkeit der Welt, und so, lieber Winckelmann, ist, wie deine Geschichte, auch dein Leben. Du durchdarbtest in Deutschland den schönsten besten Teil deines Frühlings, um in Italien einige Tage schönen Herbstes zu genießen: da zaubertest du dich liebevoll ins alte Griechenland, in schöne, aber verlebte Zeiten, liehest dem toten Marmor, der sich in deiner Brust beseelte, deine Ideen von Heldenruhm, Schönheit und Liebe und pflücktest von ihrem erstarrten Busen die Blume des Ruhms und des Genusses im Leben. Du strecktest deinen Arm in die Ferne, um Freundschaft zu finden, griechische Freundschaft, die du dir wünschtest. Da kam der Tod und faßte und umschlang dich mit eisernem Arm, und der Traum deines Lebens sank dahin und lag zerschlagen, wie die Bildsäule eines Apollo-Musagetes von der Hand des Barbaren. (Herder, Denkmal Johann Winckelmanns, 1777.)

HAMANNS BILD

Im Auge ist gediegner Lichtstrahl. Was es sieht, siehts durch, ohne mühsame Meditation und Ideenreihung. Ist es dir nicht beim Blicke und Bug des Augenbrauns, als ob es seitwärts oder von unten her schaue und sich seinen eigenen Anblick gäbe? Ists nicht, als kreuzten sich seine Strahlen, oder der Brennpunkt liege tief hin? Kann ein Blick mehr tiefer Seherblick sein, Prophetenblick zur Zermalmung mit dem Blitze des Witzes? Siehe, wie das abstehende, fast bewegliche Ohr horchet! Die Wange, wie einfach ruhig, gedrängt, geschlossen! Nichts Spitzes, nichts Hervorfühlendes ist in der Nase. Nichts von dem feinen müßigen Scharfsinn, der in Subtilität und fremdem Geschäfte wühlet. Was sie aber anweht, nahe, stark wehts sie an; siehest du nicht in ihr den gehaltenen, regen Atem, zu dem sie gebildet ist? Und im Munde! Wie kann ich aussprechen die Vielbedeutsamkeit dieses Mundes, der spricht und innehält im Sprechen, spräche Areopagiten Urteil, Weisheit, Licht und Dunkel, diese Mittellinie des Mundes? Noch hab ich keinen Menschen gesehen mit diesem schweigenden und sprechenden, weisen und sanften, treffenden, spottenden — und edeln Munde. Mir ist, ihm schweben die Worte auf der Lippe: „den einen Teil verbrennet er mit Feuer, mit dem andern bratet er das Fleisch, daß er Gebratenes esse und satt werde. Er wärmet sich, daß er spricht:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ha! ha! ich bin wohl erwärmt, ich habe das Feuer gesehen. Den übrigen Teil desselben machet er zu einem Gotte und spricht: Erlöse mich, denn du bist mein Gott!"

Diesen Prophetenblick, dieses durchschauende, Ehrfurcht erregende Staunen voll wirksamer, treffender, gebärender Urkraft; dieses stille, kräftige Geben weniger, gewogener Goldworte, diese Verlegenheit, keine Scheidemünze für den Empfänger und Warter an der Hand zu haben! Hieroglyphensäule! Ein lebendiges:

Quos ego — sed motos praestat componere fluctus. —

(Lavater, Physiognomische Fragmente, 1775/1778.)

HERDER

Wie soll ichs auseinandersetzen, da in der schönen Seele, eben wie in einem Gedichte, alles zusammenfloß, und das Gute, das Wahre, das Schöne eine unteilbare Dreieinigkeit war? Griechenland war Herdern das Höchste, und wie allgemein auch sein episch-kosmopolitischer Geschmack lobte und anerkannte — sogar seines Hamanns Stil —, so hing er doch, zumal im Alter, wie ein vielgereister Odysseus nach der Rückkehr aus allen Blüten-Ländern an der griechischen Heimat am innigsten. Er und Goethe allein (jeder nach seiner Weise) sind für uns die Wiederhersteller oder Winckelmanne des singenden Griechentums, dem alle Schwätzer voriger Jahrhunderte nicht die Philomelenzunge hatten lösen können.

Herder war gleichsam nach dem Leben griechisch gedichtet. Die Poesie war nicht etwa ein Horizont-Anhang ans Leben, wie man oft bei schlechtem Wetter am Gesichtskreise einen regenbogenfarbigen Wolkenklumpen erblickt, sondern sie flog wie ein freier leichter Regenbogen glänzend über das dicke Leben als Himmelpforte. Daher kam seine griechische Achtung für alle Lebensstufen, seine zurechtlegende epische Weise in allen seinen Werken, welche als ein philosophisches Epos alle Zeiten, Formen, Völker, Geister mit der großen Hand eines Gottes unparteiisch vor das säkularische Auge (das Jahre nur am Jahrhundert ausmißt) und also auf die weiteste Bühne führt. Daher kam sein griechischer Widerwille gegen jedes Überschlagen der Wage auf die eine oder die andere Seite; manche Sturm- und Foltergedichte konnten seine geistige Marter bis zur körperlichen treiben; er wollte die Opfer der Dichtkunst nur so schön und unverletzt erblicken, als der Donner des Himmels die getroffenen Menschen läßt. Darum zog er wie ein griechisches Gedicht um jede, auch schönste Empfindung, zum Beispiel um die Rührung, oft durch die Gewalt des Scherzes, früh die Grenze der Schönheit. Nur Menschen von flachen Empfindungen schwelgen in ihnen, die von tieferen fliehen ihre Allmacht und haben darum den Schein der Kälte. Eine große dichterische Seele wird leichter alles auf der Erde, als glücklich; denn der Mensch hat etwas von der Lavatere, welche jahrelang jedem Winter trotzt, aber zart wird und vergeht, sobald sie Blumen trägt. Freilich ist der Dichter ein ewiger Jüngling, und der Morgentau liegt durch seinen Lebenstag hindurch, aber ohne Sonne sind die Tropfen trübe und kalt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wenige Geister waren auf die große Weise gelehrt, wie er. Die meisten verfolgen nur das Seltenste, Unbekannteste einer Wissenschaft; er hingegen nahm nur die großen Ströme, aber aller Wissenschaften in sein himmelspiegelndes Meer auf, das ihnen aufgelöst seine Bewegung von Abend gegen Osten aufdrang. Viele werden von der Gelehrsamkeit umschlungen wie von einem auftrocknenden Efeu, er aber wie von einer Traubenrebe. — Überall das Entgegengesetzte organisch-dichtend sich anzueignen, war sein Charakter; und um das trockne Kernhaus eines Lamberts zog er eine süße Fruchthülle. So verknüpfte er die kühnste Freiheit des Systems über Natur und Gott mit dem frömmsten Glauben, bis sogar an Ahnungen. So zeigt er die griechische Humanität, der er den Namen wiedergab, in der zärtlichsten Achtung aller rein-menschlichen Verhältnisse und in einem lutherischen Zorn gegen alle von Religionen oder Staat geheiligten Gifte derselben. So war er ein Festungswerk voll Blumen, eine nordische Eiche, deren Äste Sinnpflanzen waren. Wie herrlich unversöhnlich entbrannte er gegen jede kriechende Brust, gegen Schlaffheit, Selbstzwist, Unredlichkeit und poetische Schlammweiche, so wie gegen deutsche kritische Roheit und gegen jeden Zepter in einer Tatze; und wie beschwor er die Schlangen der Zeit! Aber wolltest du die süßeste Stimme hören, so war es seine in der Liebe, es sei gegen ein Kind oder ein Gedicht oder die Musik oder in der Schonung gegen Schwache. Er glich seinem Freunde Hamann, diesem Heros und Kinde zugleich, der wie ein elektrisierter Mensch im Dunkeln mit dem Heiligenschein um das Haupt sanft dasteht, bis eine Berührung den Blitz aus ihm zieht.

Wenn er seinen Hamann als einen zürnenden Propheten, als einen dämonistischen Geist schilderte, den er sogar über sich stellte (wiewohl Hamann weniger griechisch und beweglich und leicht blühend und organisch zergliedert war), und wenn man mit Schmerzen hörte, wie ihm in dessen Grab seine rechte Welt und Freundschaftinsel nachgesunken: so wurde man aus seiner Sehnsucht inne, daß er innerlich (nach einem höchsten Ideale) viel schärfer über die Zeit richte, als es äußerlich seine Duldung und Allseitigkeit verriet; daher geht durch seine Werke eine geheime, bald sokratische, bald horazische Ironie, die nur seine Bekannten verstehen. Er wurde überhaupt wenig, nur im Einzelnen anstatt im Ganzen gewogen und erwogen; und erst auf der Demantwage der Nachwelt wird es geschehen, auf welche die Kiesel nicht kommen werden, womit die rohen Stilistiker die noch rohern Kantianer und rohe Poetiker ihn halb steinigen, halb erleuchten wollten. (Jean Paul, Vorschule der Ästhetik, 1804.)

LOBREDE AUF WIELAND

Ob es gleich dem Einzelnen unter keiner Bedingung geziemen will, alten ehrwürdigen Gebräuchen sich entgegenzustellen und das, was unsere weisen Vorfahren beliebt und angeordnet, eigenwillig zu verändern, so würde ich doch, stünde mir der Zauberstab wirklich zu Gebote, den die Muse unserm abgeschiedenen Freunde geistig anvertraut, ich würde diese ganze düstere Umgebung augenblicklich in eine heitere verwandeln: dieses Finstere müßte sich gleich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vor Ihren Augen erhellen, und ein festlich geschmückter Saal mit bunten Teppichen und munteren Kränzen, so froh und klar als das Leben unseres Freundes, sollte vor Ihnen erscheinen. Da möchten die Schöpfungen seiner blühenden Phantasie Ihre Augen, Ihren Geist anziehn, der Olymp mit seinen Göttern, eingeführt durch die Musen, geschmückt durch die Grazien, sollte zum lebendigen Zeugnis dienen, daß derjenige, der in so heiterer Umgebung gelebt und dieser Heiterkeit gemäß auch von uns geschieden, unter die glücklichsten Menschen zu zählen und keineswegs mit Klage, sondern mit Ausdruck der Freude und des Jubels zu bestatten sei.

Was ich jedoch den äußern Sinnen nicht darstellen kann, sei den inneren dargebracht. Achtzig Jahre: wie viel in wenigen Silben! Wer von uns wagt es, in der Geschwindigkeit zu durchlaufen und sich zu vergegenwärtigen, was so viele Jahre wohl angewandt bedeuten? Wer von uns möchte behaupten, daß er den Wert eines in jedem Betracht vollständigen Lebens sogleich zu ermessen und zu schätzen wisse?

Begleiten wir unsern Freund auf dem Stufengange seiner Tage, sehen wir ihn als Knaben, Jüngling, Mann und Greis, so finden wir, daß ihm das ungemeine Glück zuteil ward, die Blüte einer jeden dieser Jahreszeiten zu pflücken; denn auch das hohe Alter hat seine Blüte, und auch dieser auf das heiterste sich zu freuen, war ihm gegönnt. Nur wenig Monate sind es, als die verbundenen Brüder ihre geheimnisvolle Sphinx für ihn mit Rosen bekränzten, um auszudrücken, daß, wenn Anakreon, der Greis, seine erhöhte Sinnlichkeit mit leichten Rosenzweigen zu schmücken unternahm, die sittliche Sinnlichkeit, die gemäßigte, geistreiche Lebensfreude unseres Edlen einen reichen, gedrängt gewundenen Kranz verdiene.

Wenige Wochen sind es, daß dieser treffliche Freund noch unsern Zusammenkünften nicht nur beiwohnte, sondern auch in ihnen tätig wirkte. Er hat seinen Ausgang aus dem Irdischen durch unsern Kreis hindurch genommen; wir waren ihm noch zuletzt die Nächsten, und wenn das Vaterland so wie das Ausland sein Andenken feiert, wo sollte dies früher und kräftiger geschehen als bei uns!

Wieland war in der Nähe von Bieberach, einer kleinen Reichsstadt in Schwaben, 1733 geboren. Sein Vater, ein evangelischer Geistlicher, gab ihm eine sorgfältige Erziehung und legte bei ihm den ersten Grund der Schulkenntnisse. Hierauf ward er nach Kloster Bergen an der Elbe gesendet, wo eine Erziehungs- und Lehranstalt unter der Aufsicht des wahrhaft frommen Abtes Steinmetz in gutem Rufe stand. Von da begab er sich auf die Universität zu Tübingen; sodann lebte er einige Zeit als Hauslehrer in Bern, ward aber bald nach Zürich zu Bodmern gezogen, den man in Süddeutschland wie Gleimen nachher in Norddeutschland, die Hebamme des Genies nennen konnte. Dort überließ er sich ganz der Lust, welche das Selbstthervorbringen der Jugend verschafft, wann das Talent unter freundlicher Anleitung sich ausbildet, ohne daß die höheren Forderungen der Kritik dabei zur Sprache kommen. Doch entwuchs er bald jenen Verhältnissen, kehrte in seine Vaterstadt zurück und ward von nun an sein eigner Lehrer und Bildner, indem er auf das rastloseste seine literarisch-poetische Neigung fortsetzte. Die mechanischen Amtsgeschäfte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eines Vorstehers der Kanzlei raubten ihm zwar Zeit, aber nicht Lust und Mut, und damit ja sein Geist in so engen Verhältnissen nicht verkümmerte, wurde er dem in der Nähe begüterten Grafen Stadion, Kurfürstlich Mainzischen Minister, bekannt. In diesem angesehenen, wohleingerichteten Hause wehte ihn zuerst die Welt- und Hofluft an, innere und äußere Staatsverhältnisse blieben ihm nicht fremd, und ein Gönner für das ganze Leben ward ihm der Graf. Hierdurch blieb er dem Kurfürsten von Mainz nicht unbekannt, und als unter Emmerich Joseph die Akademie zu Erfurt wieder belebt werden sollte, so berief man unsern Freund dahin und betätigte dadurch die duldsamen Gesinnungen, welche sich über alle christlichen Religionsverwandten, ja über die ganze Menschheit vom Anfange des Jahrhunderts her verbreitet.

Er konnte nicht lange in Erfurt wirken, ohne der Herzogin-Regentin von Weimar bekannt zu werden, wo ihn der für alles Gute so tätige Karl von Dalberg einzuführen nicht ermangelte. Ein auslangend bildender Unterricht ihrer fürstlichen Söhne war das Hauptaugenmerk einer zärtlichen, selbst höchst gebildeten Mutter, und so ward er herüberberufen, damit er seine literarischen Talente, seine sittlichen Vorzüge zum Besten des fürstlichen Hauses, zu unserm Wohl und zum Wohl des Ganzen verwendete.

Die ihm nach Vollendung des Erziehungsgeschäftes zugesagte Ruhe wurde ihm sogleich gegeben, und als ihm eine mehr als zugesagte Erleichterung seiner häuslichen Umstände zuteil ward, führte er seit beinah vierzig Jahren ein seiner Natur und seinen Wünschen völlig gemäßes Leben.

Die Wirkungen Wielands auf das Publikum waren ununterbrochen und dauernd. Er hat sein Zeitalter sich zugebildet, dem Geschmack seiner Jahresgenossen sowie ihrem Urteil eine entschiedene Richtung gegeben, dergestalt, daß seine Verdienste schon genugsam erkannt, geschätzt, ja geschildert sind.

Und woher kam die große Wirkung, welche er auf die Deutschen ausübte? Sie war eine Folge der Tüchtigkeit und der Offenheit seines Wesens. Mensch und Schriftsteller hatten sich in ihm ganz durchdrungen: er dichtete als ein Lebender und lebte dichtend. In Versen und Prosa verhehlte er niemals, was ihm augenblicklich zu Sinne, wie es ihm jedesmal zumute sei, und so schrieb er auch urteilend und urteilte schreibend. Aus der Fruchtbarkeit seines Geistes entquoll die Fruchtbarkeit seiner Feder.

Ich bediene mich des Ausdrucks Feder nicht als einer rednerischen Phrase; er gilt hier ganz eigentlich, und wenn eine fromme Verehrung manchem Schriftsteller dadurch huldigte, daß sie sich eines Kiels, womit er seine Werke gebildet, zu bemächtigen suchte, so dürfte der Kiel, dessen sich Wieland bediente, gewiß vor vielen dieser Auszeichnung würdig sein. Denn daß er alles mit eigner Hand und sehr schön schrieb, zugleich mit Freiheit und Besonnenheit, daß er das Geschriebene immer vor Augen hatte, sorgfältig prüfte, veränderte, besserte, unverdrossen bildete und umbildete, ja nicht müde ward, Werke von Umfang wiederholt abzuschreiben, dieses gab seinen Produktionen das Zarte, Zierliche, Faßliche, das Natürlich-Elegante, welches nicht durch Bemühung, sondern durch heitere, genialische Aufmerksamkeit auf ein schon fertiges Werk hervorgebracht werden kann.

Diese sorgfältige Bearbeitung seiner Schriften entsprang aus einer frohen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Überzeugung, welche zu Ende seines schweizerischen Aufenthaltes in ihm mag hervorgetreten sein, als die Ungeduld des Hervorbringens sich in etwas legte und der Wunsch, ein Vollendetes dem Gemeinwesen darzubringen, entschiedener und deutlicher rege ward.

Da nun bei ihm der Mann und der Dichter eine Person ausmachten, so werden wir, wenn wir von jenem reden, auch diesen zugleich schildern. Reizbarkeit und Beweglichkeit, Begleiterinnen dichterischer und rednerischer Talente, beherrschten ihn in einem hohen Grade; aber eine mehr angebildete als angeborne Mäßigung hielt ihnen das Gleichgewicht. Unser Freund war des Enthusiasmus im höchsten Grade fähig, und in der Jugend gab er sich ihm ganz hin, und dieses um so lebhafter und anhaltender, als jene schöne Zeit, in welcher der Jüngling den Wert und die Würde des Vortrefflichsten, es sei erreichbar oder unerreichbar, in sich fühlt, für ihn sich durch mehrere Jahre verlängerte. Jene frohen, reinen Gefilde der goldenen Zeit, jene Paradiese der Unschuld bewohnte er länger als andere. Sein Geburtshaus, wo ein gebildeter Geistlicher als Vater waltete, das uralte, an den Ufern der Elbe lindenumgebene Kloster Bergen, wo ein frommer Lehrer patriarchalisch wirkte, das in seinen Grundformen noch klösterliche Tübingen, jene einfachen Schweizerwohnungen, umrauscht von Bächen, bespült von Seen, umschlossen von Felsen: überall fand er sein Delphi wieder, überall die Haine, in denen er, als ein schon erwachsener gebildeter Jüngling, noch immer schwelgte. Dort zogen ihn die Denkmale mächtig an, die uns von der männlichen Unschuld der Griechen hinterlassen sind. Cyrus, Araspes und Panthea und gleich hohe Gestalten lebten in ihm auf; er fühlte den Platonischen Geist in sich weben, er fühlte, daß er dessen bedurfte, um jene Bilder für sich und für andere wiederherzustellen, und dieses um so eher, als er nicht sowohl dichterische Schattenbilder hervorzurufen, sondern vielmehr wirklichen Wesen einen sittlichen Einfluß zu verschaffen hoffte.

Aber gerade, daß er so lange in diesen höheren Regionen zu verweilen das Glück hatte, daß er alles, was er dachte, fühlte, in sich bildete, träumte, wähnte, lange Zeit für die vollkommenste Wirklichkeit halten durfte, eben dieses verbitterte ihm die Frucht, die er von dem Baum des Erkenntnisses zu pflücken endlich genötigt ward.

Wer kann dem Konflikt mit der Außenwelt entgehen? Auch unser Freund wird in diesen Streit hineingezogen; ungern läßt er sich durch Erfahrung und Leben widersprechen, und da ihm nach langem Sträuben nicht gelingen will, jene herrlichen Gestalten mit denen der gemeinen Welt, jenes hohe Wollen mit den Bedürfnissen des Tags zu vereinigen, entschließt er sich, das Wirkliche für das Notwendige gelten zu lassen und erklärt das ihm bisher Wahrgeschienene für Phantasterei.

Aber auch hier zeigt sich die Eigentümlichkeit, die Energie seines Geistes bewundernswürdig. Bei aller Lebensfülle, bei so starker Lebenslust, bei herrlichen innern Anlagen, bei redlichen geistigen Wünschen und Absichten fühlt er sich von der Welt verletzt und um seine größten Schätze bevorteilt. Nirgends kann er nun mehr in der Erfahrung wiederfinden, was so viele Jahre sein Glück gemacht hatte, ja der innigste Bestand seines Lebens gewesen war;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aber er verzehrt sich nicht in eitlen Klagen, deren wir in Prosa und Versen von andern so viele kennen, sondern er entschließt sich zur Gegenwirkung. Er kündigt allem, was sich in der Wirklichkeit nicht immer nachweisen läßt den Krieg an, zuvörderst also der platonischen Liebe, sodann aller dogmatisierenden Philosophie, besonders bei den beiden Extremen, der stoischen und Pythagoreischen. Unversöhnlich arbeitet er ferner dem religiösen Fanatismus und allem, was dem Verstande exzentrisch erscheint, entgegen.

Aber sogleich überfällt ihn die Sorge, er möge zu weit gehn, er möge selbst phantastisch handeln; und nun beginnt er zugleich einen Kampf gegen die gemeine Wirklichkeit. Er lehnt sich auf gegen alles, was wir unter dem Wort Philisterei zu begreifen gewohnt sind, gegen stockende Pedanterei, kleinstädtisches Wesen, kümmerliche äußere Sitte, beschränkte Kritik, falsche Sprödigkeit, platte Behaglichkeit, anmaßliche Würde und wie diese Ungeister, deren Name Legion ist, nur alle zu bezeichnen sein mögen.

Hierbei verfährt er durchaus genialisch, ohne Vorsatz und Selbstbewußtsein. Er findet sich in der Klemme zwischen dem Denkbaren und dem Wirklichen, und indem er beide zu gewältigen oder zu verbinden Mäßigung anraten muß, so muß er selbst an sich halten und, indem er gerecht sein will, vielseitig werden.

Die verständige reine Rechtlichkeit edler Engländer und ihre Wirkung in der sittlichen Welt, eines Addison, eines Steele, hatten ihn schon längst angezogen; nun findet er aber in dieser Genossenschaft einen Mann, dessen Sinnesart ihm weit gemäßer ist.

Shaftesbury, den ich nur zu nennen brauche, um jedem Gebildeten einen trefflichen Denker ins Gedächtnis zu rufen, Shaftesbury lebte zu einer Zeit, wo in der Religion seines Vaterlandes manche Bewegung vorging, wo die herrschende Kirche mit Gewalt die Andersgesinnten zu bezähmen dachte. Auch den Staat, die Sitten bedrohte manches, was einen Verständigen, Wohldenkenden in Sorge setzen muß. Gegen alles dieses, glaubte er, sei am besten durch Frohsinn zu wirken; nur das, was man mit Heiterkeit ansehe, werde man recht sehn, war seine Meinung. Wer mit Heiterkeit in seinen eigenen Busen schauen könne, müsse ein guter Mann sein. Darauf komme alles an, und alles übrige Gute entspringe daher. Geist, Witz, Humor seien die echten Organe, womit ein solches Gemüt die Welt anfasse. Alle Gegenstände, selbst die ernstesten, müßten eine solche Klarheit und Freiheit vertragen, wenn sie nicht mit einer nur anmaßlichen Würde prunkten, sondern einen echten, die Probe nicht scheuenden Wert in sich selbst enthielten. Bei diesem geistreichen Versuch, die Gegenstände zu gewältigen, konnte man nicht umhin, sich nach entscheidenden Behörden umzusehn, und so ward einerseits der Menschenverstand über den Inhalt und der Geschmack über die Art des Vortrags zum Richter gesetzt.

An einem solchen Manne fand nun unser Wieland nicht einen Vorgänger, dem er folgen, nicht einen Genossen, mit dem er arbeiten sollte, sondern einen wahrhaften älteren Zwillingsbruder im Geiste, dem er vollkommen glich, ohne nach ihm gebildet zu sein; wie man denn von Menächmen nicht sagen könnte, welcher das Original und welcher die Kopie sei.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Was jener, in einem höheren Stande geboren, an zeitlichen Mitteln mehr begabt, durch Reisen, Ämter, Weltumsicht mehr begünstigt, in einem weiteren Kreise, zu einer ernsteren Zeit, in dem meerumflossenen England leistete, eben dieses bewirkte unser Freund von einem anfangs sehr beschränkten Punkt aus durch eine beharrliche Tätigkeit, durch ein stetiges Wirken in seinem überall von Land und Bergen umgrenzten Vaterlande, und das Resultat davon war, damit wir uns bei unserem gedrängten Vortrage eines kurzen, aber allgemein verständlichen Wortes bedienen, jene Popularphilosophie, wodurch ein praktisch geübter Sinn zum Urteil über den moralischen Wert der Dinge, sowie über ihren ästhetischen, zum Richter bestellt wird.

Diese, in England vorbereitet und auch in Deutschland durch Umstände gefordert, ward also durch dichterische und gelehrte Werke, ja durchs Leben selbst von unserm Freunde, in Gesellschaft von unzähligen Wohlgesinnten, verbreitet.

Haben wir jedoch, insofern von Ansicht, Gesinnung, Übersicht die Rede sein kann, Shaftesbury und Wieland vollkommen ähnlich gefunden, so war doch dieser jenem an Talent weit überlegen: denn was der Engländer verständig lehrt und wünscht, das weiß der Deutsche in Versen und Prosa dichterisch und rednerisch auszuführen.

Zu dieser Ausführung aber mußte ihm die französische Behandlungsweise am meisten zusagen. Heiterkeit, Witz, Geist, Eleganz ist in Frankreich schon vorhanden; seine blühende Einbildungskraft, welche sich jetzt nur mit leichten und frohen Gegenständen beschäftigen will, wendet sich nach den Feen- und Rittermärchen, welche ihm die größte Freiheit gewähren. Auch hier reicht ihm Frankreich in der Tausend und Einen Nacht, in der Romanbibliothek schon halb verarbeitete zugerichtete Stoffe, indessen die alten Schätze dieses Fachs, welche Deutschland besitzt, noch roh und ungenießbar dalagen.

Gerade diese Gedichte sind es, welche Wielands Ruhm am meisten verbreiteten und bestätigten. Ihre Munterkeit fand bei jedermann Eingang, und selbst die ernsteren Deutschen ließen sie sich gefallen: denn alle diese Werke traten wirklich zur rechten und günstigen Zeit hervor. Sie waren alle in dem Sinne geschrieben, den wir oben entwickelt haben. Oft unternahm der glückliche Dichter das Kunststück, ganz gleichgültigen Stoffen durch die Bearbeitung einen hohen Wert zu geben, und wenn es nicht zu leugnen ist, daß er bald den Verstand über die höheren Kräfte, bald die Sinnlichkeit über die sittlichen triumphieren läßt, so muß man doch auch gestehn, daß am rechten Ort alles, was schöne Seelen nur zieren mag, die Oberhand behalte. (Goethe, Zu brüderlichem Andenken Wielands, 1813.)

LOBREDE AUF GOETHE

Ich lebe nun neun Wochen mit Goethen und lebe seit unserer Seelenvereinigung, die unvermerkt und ohne allen effort nach und nach zustande gekommen, ganz in ihm. Er ist in allen Betrachtungen und von allen Seiten das größte, beste, herrlichste menschliche Wesen, das Gott erschaffen hat. Heute war eine Stunde, wo ich ihn erst in seiner ganzen Herrlichkeit — der ganzen schönen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gefühlvollen reinen Menschheit sah. Außer mir, kniet ich neben ihm, drückte meine Seele an seine Brust und betete Gott an. (Äußerung Wielands, 1776.)

STEFFENS BEI TIECK

Tieck war von meinem Alter, und also achtundzwanzig Jahre. Schlank gebaut, schön, mit Augen, deren geistige Gewalt und wunderbare Klarheit selbst das Alter bis jetzt nicht zu besiegen vermochte. In allen seinen Bewegungen herrschte eine große Anmut, ja Zierlichkeit; seine Sprache entsprach seiner körperlichen Erscheinung völlig. Er schreibt kaum schöner als er spricht. Es ist nicht allein die große Klarheit, mit welcher er die Gegenstände behandelt, die uns hinreißt, es ist auch die Anmut und klangvolle Rundung der Sprache, die eine unwiderstehliche Gewalt ausübt. Es gibt nicht leicht eine Persönlichkeit, die mächtiger wäre, als seine. Ich habe ihn kaum jemals heftig gesehen. Seine Gespräche faßten den Gegenstand mit ruhiger Objektivität auf, behandelten ihn umsichtig und doch mit einem zurückhaltenden Enthusiasmus, durch welchen die Darstellung selbst eine innere Wärme erhielt, die mehr aus dem Gegenstande, aus seiner lebendigen, geistigen Bedeutung, als aus ihm zu entspringen schien. Er selbst hat mir erzählt, daß, wenn er in höheren Kreisen das geistig und dichterisch Bedeutendste mit vornehmer Geringschätzigkeit behandeln sah, wenn man besonders das Vorzüglichste, wodurch Goethe sich auszeichnete, verächtlich besprach, er sich wohl plötzlich wie verwandelt fühlte. Ein innerer heftiger Ingrimm ergriff ihn, daß er erblaßte; aber er schwieg, wo ich, wie ich es gestehen muß, unbesonnen mich geäußert haben würde. Ich habe seine erklärtesten Feinde ihm gegenüber gesehen, jedesmal von seiner siegreichen Persönlichkeit überwunden; ja ich darf behaupten, daß diese, so leicht zugänglich, sich so liebenswürdig hingebend, ebenso großen Einfluß auf die Zeit ausgeübt hat, wie seine Schriften. Was er mir geworden ist, kann ich nach einer innigen verwandtschaftlichen Verbindung, in einer langen Reihe von Jahren, unter den verschiedensten Verhältnissen, selbst nachdem wir über das Wichtigste verschieden dachten, und uns entfernt fühlten, kaum auf eine klare Weise darstellen. Wenn er über Gegenstände, mit denen er vertraut war, wenn er über Dichter, die er verehrte, wie Goethe, Shakespeare, wohl auch über Holberg, sprach, so teilte er alle seine Ideen unbefangen und freigebig mit.

Viel jüngere Dichter sind durch die Spolien seiner Gespräche bereichert und haben ihn nie genannt; ja viele haben sich ihm feindlich gegenübergestellt, und wenn ihre Angriffe eine leise Ahnung von Geist enthielten, so entsprang diese aus dem geraubten Schatze, den sie freilich nicht in seinem Reichtum zu benutzen verstanden.

Als die Krankheit ihm noch nicht die volle Beweglichkeit seines Körpers geraubt hatte, war seine wechselnde und reiche Mimik ebenso bewunderungswürdig wie die Vielwendigkeit seiner Sprache. Er würde, wenn er aufgetreten wäre, der größte Schauspieler seiner Zeit gewesen sein; und selbst jetzt, in seinem hohen Alter, wenn er von Gicht gelähmt auf dem Stuhle sitzt, wenn er mit der in ganz Europa bekanntgewordenen Virtuosität ein Drama vor-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

trägt, ist es mir, als wäre die Schauspielerkunst in ihrer höchsten Bedeutung, während sie auf der Bühne nur noch ein zweifelhaftes und schwaches Dasein fristet, an diesen Stuhl des alten Mannes gefesselt. — —
Der geistige Einfluß eines so bedeutenden Mannes läßt sich nicht als etwas Vereinzeltes oder Gesondertes darstellen; er bildet nicht ein bloß Mitgeteiltes: er wirkt anregend auf die eigenste Natur. Wir fühlen uns nicht gefesselt durch ihn, wie durch etwas Fremdes, welches uns hinzugefügt wird. Was hervorgerufen wird, entspringt aus uns selbst, und je mächtiger der Einfluß ist, desto freier und selbständiger fühlen wir uns. Die Kunst schloß sich mir in dieser Gesellschaft reicher auf; ich lernte das Ursprüngliche von dem Abgeleiteten, das Einfache von dem Manierierten, die Natur der Kunst von der Einseitigkeit der Schule unterscheiden. Die großen Dichterepochen der Italiener, der Spanier, der Engländer und der germanischen Vergangenheit traten mir nahe, ja ich ward in ihre Mitte versetzt durch einen ihnen verwandten Geist. Ich erlebte diese blühenden Zeiten, ich genoß die bedeutende Vergangenheit, als wäre sie eine reiche Gegenwart und sah einem jeden Tage mit Freuden entgegen. (Heinrich Steffens, Was ich erlebte, 1840/1845.)

PRINZ LOUIS FERDINAND

Ein edler, königlicher Prinz fiel mit zweitausend Tapfern den thermopylischen Tod, ein herrliches Opfer. Ludwig von Preußen! Möge in diesem Kampf dein Tod bedeuten, was einst Leonidas und seiner mutigen Gefährten, ein heiliges Omen der Erlösung, ein hohes Beispiel, das die Könige und die Großen lehren soll, wie du für das Vaterland zu streiten und zu sterben! Du warest für die Unsterblichkeit geboren, du bist unsterblich, du würdest dann unsterblicher sein. O hättest du das Heer geführt, das Tod und Sieg wollte, das unendliches Vertrauen auf altes, preußisches Glück und preußischen Mut hatte, wo würden dann die französischen Adler schweben! Was die Natur aus ihrer Fülle Schönstes bilden und bauen konnte, erschien an dir, ein stattlicher, fürstlicher Leib, eine Stirn, worauf die Begeisterung, die Hoheit und der Befehl ruhte, ein Geist, mit den reichsten Talenten begabt, eine Seele voll Freundlichkeit, Kühnheit und Liebenswürdigkeit. Du warest zum Herrscher und Feldherrn geboren; in dir ist die Ehre und der Glanz des preußischen Fürstenhauses gefallen, der Liebling des Volkes, der Abgott der Krieger, der Freund der Musen. Du hättest dich retten können; bei der Verwirrung der Anführenden sahest du die nahende Schande, du wolltest den Tag des Unheils nicht sehen und mit Ruhm früher zu deinen großen Ahnherrn entfliehen. Solange in Hesperien der Lorbeer, in Germanien die Eiche, der einst freie Baum, grünt, soll deinem blutigen Haupt der frische Kranz nicht fehlen. (Ernst Moritz Arndt, Geist der Zeit II, 1808.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ABLEHNUNG UND BEGRENZUNG

WACHSENDE NEBEL

Es ist notwendig, daß jene, die guten Geistes sind, sich immer mehr aneinander schließen; denn mächtiger wird mit jedem Tag das Schlechte in der Masse, enger und enger umschlingt die Schlange des Nordpols in ihren Ringen, immer fester schürzen sich ihre Knoten, und seit dem Untergange des orientalischen Kaisertums war nie der Teufel mächtiger, und wir sind noch nicht am Wendepunkt, es wird noch kälter werden und noch trüber. Und daß die Götter niedersteigen sollten in den giftig stinkenden Nebel, der sich überall um die Erde zieht, so daß kaum ihre höchsten Bergspitzen daraus hervorragen, das mag ich ihnen nicht zumuten. Propheten aus dem sterblichen Geschlecht haben sie zu allen Zeiten herabgesendet, und sie sind gesteinigt worden, ihnen selbst würde es nicht besser gehen, wenn sie nicht bewaffnet kämen mit der furchtbaren Aegide. (Görres, Brief von 1805.)

PRÜFSTEIN DES RANGES

Es gibt einen Instinkt für den Rang, welcher mehr als alles schon das Anzeichen eines hohen Ranges ist; es gibt eine Lust an den Nuancen der Ehrfurcht, die auf vornehme Abkunft und Gewohnheiten raten läßt. Die Feinheit, Güte und Höhe einer Seele wird gefährlich auf die Probe gestellt, wenn etwas an ihr vorübergeht, das ersten Ranges ist, aber noch nicht von den Schaudern der Autorität vor zudringlichen Griffen und Plumpheiten gehütet wird: etwas, das unabgezeichnet, unentdeckt, versuchend, vielleicht willkürlich verhüllt und verkleidet, wie ein lebendiger Prüfstein seines Weges geht. Zu wessen Aufgabe und Übung es gehört, Seelen auszuforschen, der wird sich in mancherlei Formen gerade dieser Kunst bedienen, um den letzten Wert einer Seele, die unverrückbare eingeborne Rangordnung, zu der sie gehört, festzustellen: er wird sie auf ihren Instinkt der Ehrfurcht hin auf die Probe stellen. Différence engendre haine: die Gemeinheit mancher Natur spritzt plötzlich wie schmutziges Wasser hervor, wenn irgendein heiliges Gefäß, irgendeine Kostbarkeit aus verschlossenen Schreinen, irgendein Buch mit den Zeichen des großen Schicksals vorübergetragen wird, und andererseits gibt es ein unwillkürliches Verstummen, ein Zögern des Auges, ein Stillewerden aller Gebärden, worin sich ausspricht, daß eine Seele die Nähe des Verehrungswürdigsten fühlt. Die Art mit der im Ganzen bisher die Ehrfurcht vor der Bibel in Europa aufrecht erhalten wird, ist vielleicht das beste Stück Zucht und Verfeinerung der Sitte, das Europa dem Christentum verdankt: solche Bücher der Tiefe und der letzten Bedeutsamkeit brauchen zu ihrem Schutz eine von außen kommende Tyrannei von Autorität, um jene Jahrtausende von Dauer zu gewinnen, welche nötig sind, sie auszuschöpfen und auszuraten. Es ist viel erreicht, wenn der großen Menge jenes Gefühl endlich angezüchtet ist, daß sie nicht an alles rühren dürfe; daß es heilige Erlebnisse gibt, vor denen sie die Schuhe auszuziehen und die unsaubre Hand fernzuhalten hat, — es ist bei-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nahe ihre höchste Steigerung zur Menschlichkeit. Umgekehrt wirkt an den sogenannten Gebildeten, den Gläubigen der „modernen Ideen", vielleicht nichts so ekelerregend, als ihr Mangel an Scham, ihre bequeme Frechheit des Auges und der Hand, mit der von ihnen an alles gerührt, geleckt, getastet wird; und es ist möglich, daß sich heute im Volke, im niedern Volke, namentlich unter Bauern, immer noch mehr relative Vornehmheit des Geschmacks und Takt der Ehrfurcht vorfindet, als bei der zeitunglesenden Halbwelt des Geistes, den Gebildeten. (Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse, 1885/1886.)

HELDISCHE FEHDE UND MODERNER MASSENKRIEG

Die Zeiten des Faustrechts in Deutschland scheinen mir allemal diejenigen gewesen zu sein, worin unsre Nation das größte Gefühl der Ehre, die mehrste körperliche Tugend und eine eigne Nationalgröße gezeigt hat. Die feigen Geschichtsschreiber hinter den Klostermauern und die bequemen Gelehrten in Schlafmützen mögen sie noch so sehr verachten und verschreien, so muß doch jeder Kenner das Faustrecht des 12. und 13. Jahrhunderts als ein Kunstwerk des höchsten Stils bewundern, und unsre Nation, die anfangs keine Städte duldete und hernach das bürgerliche Leben mit eben dem Auge ansah, womit wir jetzt ein flämisches Stilleben betrachten, die folglich auch keine großen Werke der bildenden Künste hervorbringen konnte, und solche vielleicht von ihrer Höhe als kleine Fertigkeiten der Handwerker bewunderte, sollte billig diese große Periode studieren und das Genie und den Geist kennenlernen, welcher nicht in Stein und Marmor, sondern am Menschen selbst arbeitete und sowohl seine Empfindungen als seine Stärke auf eine Art veredelte, wovon wir uns jetzt kaum Begriffe machen können. Die einzelnen Räubereien, welche zufälligerweise dabei unterliefen, sind nichts in Vergleichung der Verwüstungen, so unsre heutigen Kriege anrichten. Die Sorgfalt, womit jene von den Schriftstellern bemerkt sind, zeugt von ihrer Seltenheit, und die gewöhnliche Beschuldigung, daß in den Zeiten des Faustrechts alle andren Rechte verletzt und verdunkelt wurden, ist sicher falsch, wenigstens noch zur Zeit unerwiesen und eine Ausflucht einander nachschreibender Gelehrten, welche die Privatrechte der damaligen Zeit nicht aufspüren wollen. Es werden jetzt in einem Feldzuge mehrere Menschen unglücklich gemacht, als damals in einem ganzen Jahrhundert. Die Menge der Übel macht, daß der heutige Geschichtschreiber ihrer nicht einmal gedenkt, und das Kriegsrecht der jetzigen Zeit bestehet in dem Willen des Stärksten. Unsre ganze Kriegsverfassung läßt keiner persönlichen Tapferkeit Raum; es sind geschleuderte Massen ohne Seele, welche das Schicksal der Völker entscheiden, und der ungeschickteste Mensch, welcher nur seine Stelle wohl ausfüllt, hat eben den Anteil am Siege, welchen der edelste Mut daran haben kann. Eine einförmige Übung und ein einziger allgemeiner Charakter bezeichnet das Heer, und Homer selbst würde nicht imstande sein drei Personen daraus in ihrem eignen Charakter handeln oder streiten zu, lassen.

Eine solche Verfassung muß, wie sie auch wirklich tut, wenig jugendliche Übung erfordern, nicht den geringsten Wetteifer reizen und die Fußmaße zur

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Berechnung der Talente gebrauchen. Aber auf diesem Wege kann unsre Nation nie zu der Größe gelangen, welche die Natur für sie allein zu bestimmen schien, als sie den allmählich ausartenden Bürgern der griechischen und römischen Städte den Meißel und Pinsel in die Hand gab. (Justus Möser, Patriotische Phantasien, 1774.)

ROHEIT DER PARTEIMORAL

Jeder, der heutiger Zeit in politischen Kämpfen gestanden hat, wird die Wahrnehmung gemacht haben, daß Parteimänner, über deren Wohlerzogenheit und Rechtlichkeit im Privatleben nie Zweifel aufgekommen sind, sobald sie in Kämpfe der Art geraten, sich von den Regeln des Ehrgefühls und der Schicklichkeit, deren Autorität sie sonst anerkennen, für entbunden halten und aus einer karikierenden Übertreibung des Satzes salus publica suprema lex die Rechtfertigung für Gemeinheiten und Roheiten in Sprache und Handlungen ableiten, durch die sie sich außerhalb der politischen und religiösen Streitigkeiten selbst angewidert fühlen würden. Diese Lossagung von allem, was schicklich und ehrlich ist, hängt undeutlich mit dem Gefühl zusammen, daß man im Interesse der Partei, das man dem des Vaterlandes unterschiebt, mit anderm Maße zu messen habe, als im Privatleben, und daß die Gebote der Ehre und Erziehung in Parteikämpfen anders und loser auszulegen seien, als selbst im Kriegsgebrauch gegen ausländische Feinde. Die Reizbarkeit, die zur Überschreitung der sonst üblichen Formen und Grenzen führt, wird unbewußt dadurch verschärft, daß in der Politik und in der Religion keiner dem Andersgläubigen die Richtigkeit der eigenen Überzeugung, des eignen Glaubens schlüssig nachweisen kann, und daß kein Gerichtshof vorhanden ist, der die Meinungsverschiedenheiten durch Erkenntnis zur Ruhe verweisen könnte.

In der Politik wie auf dem Gebiete des religiösen Glaubens kann der Konservative dem Liberalen, der Royalist dem Republikaner, der Gläubige dem Ungläubigen niemals ein andres Argument entgegenhalten, als das in tausend Variationen der Beredsamkeit breitgetretene Thema: meine politischen Überzeugungen sind richtig und die deinigen falsch, mein Glaube ist Gott wohlgefällig, dein Unglaube führt zur Verdammnis. Es ist daher erklärlich, daß aus kirchlichen Meinungsverschiedenheiten Religionskriege entstehn und durch politische Parteikämpfe, solange nicht ihre Erledigung durch Bürgerkrieg stattfindet, doch ein Umsturz der Schranken herbeigeführt wird, die durch Anstand und Ehrgefühl wohlerzogner Leute im außerpolitischen Lebensverkehr aufrecht erhalten werden. Welcher gebildete und wohlerzogene Deutsche würde versuchen, im gewöhnlichen Verkehr auch nur einen geringen Teil der Grobheiten und Bosheiten zur Verwendung zu bringen, die er nicht ansteht, von der Rednertribüne vor hundert Zeugen seinem bürgerlich gleich achtbaren Gegner in einer schreienden, in keiner anständigen Gesellschaft üblichen Tonart ins Gesicht zu werfen? Wer würde es außerhalb des politischen Parteitreibens mit der von ihm selbst beanspruchten Stellung eines Edelmannes von gutem Hause verträglich halten, sich in den Gesell-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schaften, wo er verkehrt, gewerbsmäßig zum Kolporteur von Lügen und Verleumdungen gegen andre Genossen seiner Gesellschaft und seines Standes zu machen? Wer würde sich nicht schämen, auf diese Weise unbescholtene Leute unehrlicher Handlungen zu beschuldigen, ohne sie beweisen zu können? Kurz, wer würde anderswo als auf dem Gebiete politischer Parteikämpfe die Rolle eines gewissenlosen Verleumders bereitwillig übernehmen? Sobald man aber vor dem eignen Gewissen und vor der Fraktion sich damit decken kann, daß man im Parteiinteresse auftritt, so gilt jede Gemeinheit für erlaubt oder doch für entschuldbar. (Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, 1898.)

DER PHILISTER

Philister leben nur ein Alltagsleben. Das Hauptmittel scheint ihr einziger Zweck zu sein. Sie tun das alles um des irdischen Lebens willen, wie es scheint und nach ihren eigenen Äußerungen scheinen muß. Poesie mischen sie nur zur Notdurft unter, weil sie nun einmal an eine gewisse Unterbrechung ihres täglichen Laufs gewöhnt sind. In der Regel erfolgt diese Unterbrechung alle sieben Tage und könnte ein poetisches Septanfieber heißen. Sonntags ruht die Arbeit, sie leben ein bißchen besser als gewöhnlich, und dieser Sonntagsrausch endigt sich mit einem etwas tieferen Schlafe als sonst, daher auch Montags alles noch einen rascheren Gang hat. Ihre parties de plaisir müssen konventionell, gewöhnlich, modisch sein, aber auch ihr Vergnügen verarbeiten sie, wie alles, mühsam und förmlich.

Den höchsten Grad seines poetischen Daseins erreicht der Philister bei einer Reise, Hochzeit, Kindtaufe und in der Kirche. Hier werden seine kühnsten Wünsche befriedigt und oft übertroffen.

Ihre sogenannte Religion wirkt bloß wie ein Opiat: reizend, betäubend, Schmerzen aus Schwäche stillend. Ihre Früh- und Abendgebete sind ihnen, wie Frühstück und Abendbrot, notwendig. Sie können es nicht mehr lassen. Der derbe Philister stellt sich die Freuden des Himmels unter dem Bilde einer Kirmes, einer Hochzeit, einer Reise oder eines Balls vor: der sublimierte macht aus dem Himmel eine prächtige Kirche mit schöner Musik, vielem Gepränge, mit Stühlen für das gemeine Volk parterre, und Kapellen und Emporkirchen für die Vornehmeren.

Die schlechtesten unter ihnen sind die revolutionären Philister, wozu auch die Hefe der fortgehenden Köpfe, die habsüchtige Rasse gehört. (Novalis, Blütenstaub, 1798.)

ANTIKE EINFACHHEIT GEGEN MODERNE GEBROCHENHEIT

Wozu lesen wir die Alten, als daß ihre hohe Einfalt, ihre gründliche Würde, ihr gesetzter Gang, ihr ruhiger, weiser, tiefer Geschmack sowohl im Lernen als im Handeln und Leben unser Vorbild werde? Majestätisch schreitet Homer einher, ruhig die Dinge anschauend und erzählend, nie aus sich selbst gejagt, nie verworren in Grundsätzen und Bildern. Einfach schreitet das griechische Trauerspiel einher, abwägend Gesinnungen und Charaktere, Umstände und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Glück, auf jeden Mißtritt, auf jeden Überschwung der Wage merkend. Ruhig wandelt der Geist der bessern und besten Weisen Griechenlands und Roms in Lehre sowohl als in der Unterredung einher, Feind alles Aufbrausens, alles wunderlichen Zickzacks, Feind aller Donnerschläge aus dem Becken und des Unsinns übelgepaarter Figuren, hergeholt aus aller Welt Ende. Mit Wenigem gaben die Alten viel; wir Weniges oder Nichts mit Vielem. Sie schrieben einfache Unzialbuchstaben; unser Stil malt gotische Mönchszüge, wo tausend Kräuseleien doch nur einen Buchstaben, der oft schwer zu erkennen ist, bedeuten. Sie lehrten, daß man wenig und nur das Beste, aber gut lesen, daß man im Leben καλον κ'αγαθον das uns Anständige, Edelste und Beste, aufs beste treiben und dazu unermüdlichen Fleiß anwenden solle; wir arme Ixions drehen das Rad und werden daran gedreht, wir wälzen Sisyphus' Steine und werden gewälzt, haschen wie Tantalus neugierig und werden nimmer, o nimmer gesättigt, erlabet. (Herder, Von den Gefahren der Vielwisserei und Vieltuerei, 1801.)

ANTIKE UND CHRISTLICHE GESCHICHTSCHREIBUNG

Historie hieß den Griechen die Begierde und das Forschen nach dem Wissenswürdigen, historisch das Wissenswürdige selbst. Wir Deutschen haben für beides Geschichte und geschichtlich, zwei Worte, die ein viel weiteres Feld umfassen, den unendlichen Inhalt alles Geschehenen. Der Grieche wollte etwas wissen, danach fragte und forschte er, aber er setzte sich ein Maß, indem er das Wort wissenswürdig aussprach: der Kluge wählte. Der Deutsche gesteht geradezu, daß er alles wissen will, daß alles, was geschieht, ihm merkwürdig ist, er hat die Weite des Chaos, wo alles und nichts beieinander liegt: der Fleißige sammelt. — Wir wollen sehen, wie beide es machten und machen, so werde ich kurz hinweisen können, wie ich meine, daß man es machen sollte.

In der Alten Welt lag alles enger und näher, sie sah nicht so weit als wir, aber was sie sah, das sah sie schärfer und tiefer. Weil sie weniger wußte als wir, so konnte sie mehr; denn je mehr der Mensch lernt, desto mehr scheint er zu zweifeln, ob er etwas könne oder sei. Man lebte damals mehr und lernte weniger, das Weltwesen und der Mensch standen hell und klar vor dem Blick des Forschers: er erzählte nicht gern mehr, als was er sah, er machte die irdischen Dinge weder dümmer noch klüger, als sie sind. Endlich, weil sie das Wissen nicht für das Erste hielten, mischten sie nicht immer alles mit ein, was sie wußten, wie die kümmerliche Eitelkeit der Neueren zu gern tut. — — Immer war ihnen das Lebendige vor dem Toten, und sie bewegten sich munter fort mit der bewegten Welt. So kam frisches Vertrauen auf sich selbst, kühne Beständigkeit, klarer Weltverstand ihnen von selbst; sie wagten zu sein, was sie waren, zu sprechen, was sie dachten. Ihr Gottesdienst, ihre Feste, ihr ganzes Leben zeigten ihnen den Menschen als einen Götterverwandten, als einen Mitschöpfer, einen Demiurg des Erdbodens, dem er einst entsprossen war. Die physische und kosmische Kraft war ihnen bedeutend und weltbildend und weltzerstörend, sie war ihnen Element, eine Gewalt, vor welcher sie zitter-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ten, wie wir alle vor der furchtbaren Oberherrlichkeit des Feuers und Wassers zittern. Auf dieser physischen und kosmischen Kraft lag ihnen das Geistige und Moralische, wie ein Heiligenschein, der nicht zur Erde gehörte. Die Tugenden führten auch damals zu den Himmlischen, aber die Menschen hüteten sich, sie, die Unbeschreiblichen, im Leben und in des Lebens Beschreibung erscheinen zu lassen. Bei ihnen gebar nur die physische Kraft die Tat, und daher ist sie immer das Organ alles irdischen Umschwunges, wodurch die Welt sich rührt. Auf diese Weise, da sie die Welt noch nicht zu einer Pandoren-Büchse gemacht hatten, voll von Tugenden und Lastern, die windig umherfliegen und ihre Gespensterleiber mit den rüstigen Söhnen und Töchtern der Erde für neue Geburten vermischen, waren ihnen der Mensch und die Welt gar verständliche Dinge. Indem sie genau schildern, wie alles in der Handlung und im Sein war, zeigen sie den Schein und das Geheimnis des Lebens besser, als wir, die wir nur dies immer sehen und malen wollen. Wer sich fest an der Erde hält und nicht den Himmel erfliegen will, ehe es Zeit ist, dem wächst die antäische Kraft immer von unten, und er fährt freudig hindurch, bis sein Lauf geendigt ist.

So liegen die alten Geschichten vor uns, in jener jugendlichen Unbefangenheit, Einfalt und Naturkraft, die uns zauberisch fesselt. — Ja, sagt man, die Alten hatten gut beschreiben und schildern, sie treiben alles zum Ideal, machen die Dinge und die Menschen größer, als sie sind, so können wir nicht mehr darstellen, ohne Lügner zu heißen. Man sagt so mit Unrecht: der Mensch erscheint bei den Alten nicht herrlicher, als er ist, aber er erscheint als Mensch, und der Mensch hat bei uns, in der Geschichte wie im Leben, lange die alte Herrlichkeit verloren. — — In der plastischen Lust, das Leben und die Menschen unmittelbar aus eigenen Wurzeln aufwachsend hinzustellen, gaben die Alten ihnen die volle Gestalt, und mit der Gestalt gaben sie denen, die künftig solches Werk sehen sollten, das menschliche Gefühl der Sympathie und des Erbarmens. Unsere metaphysischen Helden und Ungeheuer können uns nur durch das Gräßliche erschrecken, selten durch das Menschliche erfreuen, weil es nicht recht menschlich ist. Die Alten nehmen die einzelnen großen Begebenheiten, den einzelnen Heros und lassen den Schwall der Zufälligkeiten als unzählige Tropfen um diesen Strudel rund laufen, sie lassen die Sonne scheinen und stellen sich in den Lichtpunkt, unbekümmert, wie die fernen Gegenstände in der Beleuchtung sich ausnehmen werden. Wir machen es umgekehrt. Der ganze Weltwirrwarr ist uns ein ungeheures Knäuel, wo wir nicht zuerst die Hand suchen, die es wickelte oder des Fadens Ende hält, womit er entwirrt werden kann, sondern gewöhnlich von dem Ei an beschreiben, woraus der Faden besteht, wie er gesponnen, wie oft er rund gewickelt ward, welche Dinge und Menschen ihn an manchen Enden halten oder von ihm gehalten werden. So wird und bleibt das Knäuel ein Gewirr, nirgends erscheint eine einfache Kraft, die es lösen möchte, nirgends ein erstes und letztes, daß man stillstehen könnte. Wir nehmen eine Geschichte zur Hand, um einen Augenblick zu vergessen, daß wir im Wirrwarr leben, und siehe, man arbeitet recht, uns das Gefühl dieses Wirrwarrs methodisch peinlich zu machen, indem man beweist, daß es so sein müsse. Die Alten, unbewußt von einem sicheren Takt geleitet,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fassen das Große in den Dingen und Menschen, stellen dies als den Mittelpunkt hin und lassen die übrigen Gegenstände um denselben rund laufen und so zu ihrer Zeit beleuchtet werden. So bleibt die Welt und ihr Spiel in Bewegung vor den Augen und wandelt mannigfaltig, aber doch einfältig mit ihren mancherlei Erscheinungen vorüber. Es entsteht auf diese Weise immer ein fester Charakter, an welchem alles sich hält und erleuchtet, ohne daß man den Alten Ängstlichkeit der Charakterzeichnung ansähe. Sie haben den einen festen Punkt, den Menschen, er ist ihnen das Erste, seine Taten und Leiden sind ihnen das Wissenswürdigste. Aber indem sie alles an den Busen einer lebendigen Welt halten und daran erwärmen, so wählen sie vorzüglich nur dasjenige aus, was in der Darstellung lebendig und belebend zugleich ist, das eigentlich Tote, das Maschinenwerk, wird nur kurz berührt, ihnen ist der lebendige Geist noch mehr, als das Gerüst, worin er sein Wesen treibt.

Und wir Neueren, was sind wir und was tun wir? Die Welt ist alt geworden und wir mit ihr. Jene lustige und üppige Jugend, worin die Vorzeit ihre Blüten trieb, will selbst im Gesange nicht mehr grünen. Die Götter, die Genien, die Heroen, die nur erhabnere Menschen waren, sind verschwunden. Unser Geschlecht nennt sich zwar noch Herr der Erde, aber es ist kleiner und geringer geworden, und die Welt hat es mit ihm werden müssen. Wir haben den kühnen Trotz verloren, womit die Alten auf sich vertrauten und durchbrachen: aus den deukalionischen und kadmeischen Stein- und Drachensöhnen sind überirdische Wesen geworden, die mit ihrem besseren Teil dem außerweltlichen Regenten der Welt, dem großen Geist des Lichts, angehören, der irdischen Begriffen ewig unzugänglich ist. Unser schlechterer Teil, der Leib, gehört der toten Maschine, der Erde, an, die der Allmächtige in ihre Bahn schnellte und sprach: sei und rolle so, als du bist und rollst, weil ich es will. So sind wir, irdisch betrachtet, nur Maschinen wie die Erde, und alle übrigen Himmelskörper und wirklichen und denkbaren Dinge gehören mit zur großen Maschinerie des unbekannten Künstlers. Alles also tot, was vorher lebendig, alles geistig, was vorher leiblich war. — Aus diesem Gesetze, welches der neueren Bildung zum Grunde gelegt ward, erklären sich die merkwürdigsten Phänomene derselben so ziemlich natürlich. Das körperlose und geistige Christentum, das auf die Gesinnung drang, diese nur gelten ließ und in alles einmischte, erniedrigte die Tat als schöne leibliche Erscheinung, so wie es den toten Leib der Erde erniedrigt hatte. Gewohnt, in allen Dingen und Erscheinungen den Allwirkenden zu sehen und zu finden, gewohnt, das Einfältigste künstlich zu machen um den Künstler dadurch zu ehren, gewohnt, über den Planeten, den man bewohnte, als über eine Kleinigkeit wegzusehen, wo sollte man sich festhalten? Der Himmel blieb den vergeistigten Fliegern doch zu hoch, indem die Erde unter ihnen verschwand. So haben wir anderthalbtausend Jahre fortgearbeitet, unsere irdische Schwere zu verflüchtigen, die Welt und uns selbst zu verkünsteln, das Schöpferische in ihr und in uns zu verachten, und wenn es ja aufkeimen wollte, als Unkraut auszuraufen. Wir haben es weit gebracht in dieser Vergeistigung, alles ist unter den scheidenden und richtenden Begriff gestellt, was vorher unter der Blumenhülle der Poesie lag, unsere Kenntnisse des Einzelnen, die Anatomie der Natur, ist außerordentlich erweitert: die Gesinnung,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die da herrschen soll mit dem Geiste, hat dem Leben eine strengere Disziplin gegeben und die rohe Barbarei der Vorwelt zugleich mit der rohen Kraft ausgegeißelt. — —

Gäbe es aber auch etwas Höheres auf Erden, als den Menschen, so kann es doch für die Geschichte nichts Höheres geben. Der Mensch, wenn er darstellt, muß durchaus sich selbst und sein Geschlecht als das Erste setzen, weil er ja sonst keinen festen Punkt gewinnen kann. Ohne eitel zu sein, muß er dies tun, er mag nun zu seiner Freude oder Veredlung oder Humanisierung und Gott weiß zu wie vielen kleinen und großen Dingen sein Wissen gebrauchen. Historisch oder wissenswürdig ist also das Menschliche — ein unendlich weiter Kreis, selbst wenn alles Unbedeutende und Zufällige weggeschnitten wird. Denn was in der Welt ist nicht menschlich, oder vielmehr, was steht nicht in Verbindung und Berührung mit dem Menschen? Ohne die heiligste Mystik des Herzens entweihen zu wollen, die nie über die Lippen schallen sollte, welch ein inniges und geheimes Band, welch ein orpheischer Zusammenklang aller Dinge! welch eine ewig notwendige gleiche Schöpfung und Abbildung aller Dinge durcheinander, so wie sie nebeneinander gestellt sind! Eine ewige Abspiegelung alles Lebens in allem Leben, ein leises Saiten- und Seelenspiel des unendlichen Makrokosmos! Wohl gäbe es hier eine Geschichte, welche die Vorgeschichte aller Geschichte sein, höher sein würde, als alles, was man bis jetzt Geschichte genannt hat. Diese Geschichte werden wir erst haben, wenn der Totschlag der Natur und die Anatomie des Einzelnen vollendet sein und man sie wieder zum Leben erwecken und das Leben in ihr suchen wird. (Ernst Moritz Arndt, Ideen über die höchste historische Ansicht der Sprache, 1805.)

ÜBERTRIEBENE SACHLICHKEIT DER WISSENSCHAFT

Das zurückgezogene mönchische Leben der Gelehrten hat ohne Zweifel den Hang zu tiefsinnigen Betrachtungen, gelehrten Grübeleien und ausschweifenden Phantasien befördert, woraus denn auch der Mangel an praktischem Sinn und Lebensfreude sich erklären läßt. Noch jetzt leben die meisten Gelehrten und Schriftsteller wie Troglodyten in ihren Bücherhöhlen und verlieren mit dem Anblick der Natur zugleich den Sinn für dieselbe und die Kraft, sie zu genießen. Das Leben wird ihnen ein Traum, und nur der Traum ist ihr Leben. Ob der Schieferdecker vom Dach oder Napoleon vom Thron gefallen, sie sagen: so so, ei ei! und stecken die Nase wieder in die Bücher. Wie aber Früchte, die man in einem feuchten Keller aufbewahrt, vom Schimmel verderbt werden, so die Geistesfrüchte von der gelehrten Stubenluft. Der Vater teilt seinen geistigen Kindern nicht nur seine geistigen, sondern auch seine physischen Krankheiten mit. Man kann den Büchern nicht nur die Verstocktheit, Herzlosigkeit oder Hypochondrie, sondern auch die Gicht, die Gelbsucht, ja die Häßlichkeit ihrer Verfasser ansehn.

Das schulgemäße Treiben hat zu gelehrter Pedanterie geführt. Die gesunde unmittelbare Anschauung hat einer hypochondrischen Nachdenklichkeit Platz gemacht. Man schreibt Bücher aus Büchern. Man stellt die Dinge nicht mehr einfach dar, sondern kramt dabei den Schatz seiner Kenntnisse aus.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Man weicht von dem ursprünglichen Zwecke der Wissenschaften ab und macht nur die Mittel zum Zweck. Über den gelehrten Hilfsmitteln vergißt man die Ergebnisse. Man sieht kaum einen Theologen oder Juristen, nur theologische, juridische Philologen. Alle historischen Wissenschaften werden durch die philologisch-kritische Gelehrsamkeit ungenießbar gemacht. Man fragt nicht nach dem Inhalt, nur nach der Schale. Man untersucht die Richtigkeit, nicht die Wichtigkeit der Zitate. Man freut sich kindisch, wenn man diplomatisch erwiesen hat, daß dieser oder jener Ausspruch wirklich getan worden ist, ohne sich darum zu bekümmern, ob er auch innere Wahrheit hat und ob überhaupt etwas daran liegt. Man häuft mit unsäglichem Fleiße Nachrichten, unter denen man mit ebenso vieler Mühe wieder das Wenige zusammensuchen muß, was der Erinnerung wert ist. Man verschwendet ein jahrelanges Studium, um die richtige Lesart eines alten Dichters ausfindig zu machen, der oft besser gänzlich stillgeschwiegen hätte. Selbst die neuere Poesie wird unter der Last der Gelehrsamkeit erdrückt. Die Sprache des natürlichen Gefühls und der lebendigen Anschauung wird nur zu oft verdrängt durch gelehrte Überlegungen, Anspiegelungen und Zitate. Es gibt keinen Zweig der Literatur, auf welchen die Stubengelehrsamkeit nicht einen nachteiligen Einfluß übte. (Wolfgang Menzel, Die deutsche Literatur, 1836.)

DER VERURTEILTE WELTWEISE

Man stelle sich vor, es stünde zu unsern Zeiten ein Mann auf, welcher auf die wichtigsten Verrichtungen unserer Gelehrten von der Höhe seiner Empfindungen verächtlich herabsehen könnte, welcher mit einer sokratischen Stärke die lächerlichen Seiten unserer so gepriesenen Weltweisen zu entdecken wüßte und mit einem zuversichtlichen Tone auszurufen wagte:

Ach! eure Wissenschaft ist noch der Weisheit Kindheit,
Der Klugen Zeitvertreib, ein Trost der stolzen Blindheit!

Gesetzt, alle seine Ermahnungen und Lehren zielten auf das einzige, was uns ein glückliches Leben verschaffen kann, auf die Tugend. Er lehrte uns, des Reichtums entbehren, ja ihn fliehen. Er lehrte uns, unerbittlich gegen uns selbst, nachsehend gegen andre sein. Er lehrte uns, das Verdienst, auch wenn es mit Unglück und Schmach überhäuft ist, hochachten und gegen die mächtige Dummheit verteidigen. Er lehrte uns, die Stimme der Natur in unsern Herzen lebendig empfinden. Er lehrte uns, Gott nicht nur glauben, sondern, was das Vornehmste ist, lieben. Er lehrte uns endlich, dem Tode unerschrocken unter die Augen gehen und durch einen willigen Abtritt von diesem Schauplatz beweisen, daß man überzeugt sei, die Weisheit würde uns die Maske nicht ablegen heißen, wenn wir unsere Rolle nicht geendigt hätten. Man bilde sich übrigens ein, dieser Mann besäße nichts von aller der Kenntnis, die desto weniger nützt, je prahlender sie ist. Er wäre weder in den Geschichten, noch in den Sprachen erfahren. Er kenne die Schönheiten und Wunder der Natur nicht weiter, als insofern sie die sichersten Beweise von ihrem großen Schöpfer sind. Er habe alles das unerforscht gelassen, wovon er, bei Toren zwar mit weniger Ehre, allein mit desto mehr Befriedigung seiner selbst, sagen kann:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ich weiß es nicht, ich kann es nicht einsehen. Gleichwohl mache dieser Mann Anspruch auf den Titel eines Weltweisen. Gleichwohl wäre er so beherzt, ihn auch Leuten abzustreiten, welchen öffentliche Ämter das Recht dieses blendenden Beinamens gegeben haben. Wenn er es nun gar, indem er in allen Gesellschaften der falschen Weisheit die Larve abrisse, dahin brächte, daß ihre Hörsäle, ich will nicht sagen leer, doch minder voll würden; ich bitte euch, meine Freunde, was würden unsere Philosophen mit diesem Manne anfangen? Würden sie sagen: wir haben geirrt; Ja, er hat Recht? Man muß keinen Philosophen kennen, wenn man glaubt, er sei fähig zu widerrufen.

Hu! würde ein stolzer Algebraist murmeln, Ihr mein Freund ein Philosoph? Laßt einmal sehen. Ihr versteht doch wohl einen hyperbolischen Afterkegel zu kubieren? Oder nein — —? Könnet Ihr eine Exponential-Größe differentiieren? Es ist eine Kleinigkeit; hernach wollen wir unsere Kräfte in was Größerem versuchen. Ihr schüttelt den Kopf? Nicht? Nu da haben wirs. Bald wollte ich wetten, Ihr wißt nicht einmal, was eine Irrational-Größe ist? Und werft Euch zu einem Philosophen auf? O Verwegenheit! o Zeit! o Barbarei!

Ha! Ha! fällt ihm der Astronom ins Wort, und also werde auch ich wohl eine schlechte Antwort von Euch zu erwarten haben? Denn wenn Ihr, wie ich höre, nicht einmal die ersten Gründe der Algebra innehabt, so müßte Gott es Euch unmittelbar eingegeben haben, wenn Ihr eine bessere Theorie des Mondes hättet, als ich. Laßt sehen, was Ihr davon wißt? Ihr schweigt? Ihr lacht gar?

Platz, ein paar Metaphysiker kommen, gleichfalls mit meinem Helden eine Lanze zu brechen. Nun, schreit der eine, Ihr glaubt doch wohl Monaden? Ja. Ihr verwerft doch wohl die Monaden, ruft der andre? Ja. Was? Ihr glaubt sie und glaubt sie auch nicht? Vortrefflich!

Umsonst würde er es wie jener Bauernjunge machen, den sein Pfarrer fragte: kannst du das siebente Gebot? Anstatt zu antworten, nahm er seinen Hut, stellte ihn auf die Spitze eines Fingers, ließ ihn sehr künstlich darauf herumtanzen und setzte hinzu: Herr Pfarrer, könnet Ihr das? Doch ich will ernsthafter reden. Umsonst, sage ich, würde er seinen Hohnsprechern andre wichtige Fragen vorlegen. Vergebens würde er sogar beweisen, daß seine Fragen mehr auf sich hätten, als die ihrigen. Könnt Ihr, würde er etwa zu dem ersten sagen, Euren hyperbolischen Stolz mäßigen? Und zu dem andern: seid Ihr weniger veränderlich, als der Mond? Und zu dem dritten: kann man seinen Verstand nicht in etwas Besserem üben, als in unerforschlichen Dingen? Ihr seid ein Schwärmer, würden sie einmütig schreien. Ein Narr, der dem Tollhaus entlaufen ist! Allein man wird schon Sorge tragen, daß Ihr wieder an Ort und Stelle kommt. (Lessing, Gedanken über die Herrnhuter, 1750.)

LUMPENPAPIER UND BUCHDRUCK

Heil dem Erfinder des Lumpenpapiers, wo er begraben liege, Heil ihm! Mehr als alle Monarchen der Erde hat er für unsere Literatur getan, deren ganzer Betrieb von Lumpen ausgeht und so oft in Makulatur endet! Wie der Sonnenschein die Fliegen, so hat er Schriftsteller geweckt und die Sosien bereichert.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Denn man bemerke. Eben in dem Jahrhunderte, in dem das Lumpenpapier in Gebrauch kam, traten auch jene längeren Romane hervor, die vorher jahrhundertelang kurze Volksmärchen oder Lieder und Fabeln gewesen waren. Wie entfernt zum Beispiel hatte Karl der Große vom Erzbischof Turpin, König Artus von Gottfried von Monmouth, Wolf-Dietrich von Eschilbach und jeder andere Romanheld von seinem Chronik- oder Romanschreiber gelebt! Keiner von diesen Schreibern erfand die Fabel, die er in die Büchersprache brachte; sie war längst im Munde der Sänger oder des Volks gewesen und in ihm vielfach verändert worden. Jetzt nahm sie der Genius der Unsterblichkeit auf: denn das Lumpenpapier war erfunden. Allgemach lernte man lesen, da man sonst den Sänger und Fabelerzähler nur hatte hören können.

So vermehrten sich Chroniken, Romane, allmählich auch Abschriften der Alten. Wäre die Erfindung des Lumpenpapiers früher gekommen, wie viel weniger wäre untergegangen! wie viel Schätzbares hätten wir ihr zu danken! Und noch sind wir ihr sowohl durch Überschreibung aus älteren Pergamenten, als durch die von ihr veranlaßte Umarbeitung aller Sagen und sonst, viel schuldig.

Was indessen ehemals das ägyptische Schilf (βιβλος) getan hatte, daß es nämlich die griechischen Rhapsoden allmählich verstummen machte und statt ihrer lebendigen Gesänge Bücher (βιβλια) in die Hand gab, das taten mit der Zeit auch die Baumwoll- und Lumpenschriften. Provenzalen und Troubadouren, Fabel- und Minnesinger schwiegen allmählich: denn man saß und las. Je mehr sich Schriften vermehrten, desto mehr verminderten sich ganz eigentümliche, freie Gedanken, endlich ward der menschliche Geist ganz in Lumpen gekleidet. Auf diese ward geschrieben, was man lesen und nicht lesen wollte; mochte es am Ende sich selbst lesen! —

Nun trat die Buchdruckerei hinzu und gab beschriebenen Lumpen Flügel. In alle Welt fliegen sie, mit jedem Jahr, mit jeder Tagesstunde vom ersten erwachenden Morgenstrahl an wachsen dieser literarischen Fama die Schwingen, bis an den Rand der Erde. Jenes Orakel: „Wenn Menschen schweigen, so werden Steine schreien", ist erfüllt; worüber Menschenstimmen schweigen, darüber sprechen und schreien gegossene Buchstaben, merkantilische Hefte.

Nach so vielen andern eine Lobrede der Buchdruckerei zu halten, wäre ein sehr unnötiges Werk; wir wissen alle, was wir an ihr haben. Nur durch sie, erst durch sie ist zusammenhangende und verglichene Erfahrung des menschlichen Geschlechts, Kritik, Geschichte und eine Welt der Wissenschaften worden.

Aber auch was wir an ihr nicht haben, ist zu bemerken: was sie nämlich nicht geben kann, ja, worin sie stört. Eignen Geist nämlich kann sie nicht geben; lebhafteren, tieferen Genuß an der Quelle des Wahren, Guten und Schönen mag sie durch die unzählbare Konkurrenz fremder Gedanken hier befördern, dort aber auch hindern.

Mit der Buchdruckerei nämlich kam alles an den Tag, die Gedanken aller Nationen, alter und neuer, flossen ineinander. Wer die Stimmen zu sondern und jede zu rechter Zeit zu hören wußte, für den war dies große Odeum sehr lehrreich, andre ergriff die Bücherwut, sie wurden verwirrte Buchstabenmänner und zuletzt selbst in Person gedruckte Buchstaben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Von Anbeginn ist dies nicht also gewesen. Ursprünglich dachte der Mensch, er handelte und genoß, er sprach und hörte. Wenn er schreiben konnte, schrieb er, nur aber was zu schreiben war, nicht ward er selbst ohne zu sehen und zu hören ein schreibender Buchstab, jetzt — — —
Ist dessen die menschliche Natur fähig? kann sie es ertragen? verwirren sich in diesem gedruckten Babel nicht alle Gedanken? Und wenn dir jetzt täglich nur zehn Tages- und Zeitschriften zufliegen und in jedem nur fünf Stimmen zutönen, wo hast du am Ende deinen Kopf? wo behältst du Zeit zu eignem Nachdenken und zu Geschäften? Offenbar hats unsre gedruckte Literatur darauf angelegt, den armen menschlichen Geist völlig zu verwirren und ihm alle Nüchternheit, Kraft und Zeit zu einer stillen und edlen Selbstbildung zu rauben. Selbst in der Gesellschaft sind die menschlichen Stimmen verhallet; Romane sprechen und Journale. (Herder, Briefe zur Beförderung der Humanität, 1793/1797.)

TOTER BUCHSTABE UND TOTES GELD

Der Wunderglaube an die edlen Metalle und an die Presse, der die Gemüter dergestalt beherrschte, daß er allen andern Wunderglauben der früheren Welt abgelöst zu haben schien, ist zu Ende: kein Montecuculi der Nachwelt wird sagen dürfen, das erste Requisit des Krieges ist Geld, das zweite Geld, das dritte Geld; kein Friedrich der Nachwelt wird sagen dürfen, wer den letzten Taler in der Tasche behalte, werde siegen: kein Voltaire der Nachwelt wird ohne irgendeine große Tat eine Weltherrschaft über die Meinungen bloß mit der Buchdruckerkunst durchzusetzen unternehmen. Buchdruckerkunst und Metallgeld haben ihre Macht verloren durch den Mißbrauch: mächtig sind diese, wie alle anderen Hilfsmittel der Menschheit, nur durch das Maß und die Schranken, in welchen sie gebraucht werden, mächtig nur neben den andern Dingen, welche sie in unsrer ausschweifenden Zeit zu verdrängen unternommen haben. — —
So will ich mich denn daran erinnern, daß ich ein Deutscher bin und daß ich der Beredsamkeit meines Volkes eine glänzende Genugtuung schuldig bin. Erst muß man sich des zerrissenen bürgerlichen Zustandes unsres Volks recht lebhaft erinnern; man muß bedenken, wie keine vornehme Gesellschaft, keine Hauptstadt, kein Hof diese unsre Literatur getragen hat, bedenken, wie diese Sprache in einzelnen stillen Verbindungen näherer Freundschaft, aber nie in großen Versammlungen des Volks oder Parlamenten ausgesprochen ist, wie alle Rede sich in den Buchstaben flüchtete, wie die Luft, in die der große Dichter und Redner gesprochen hatte, keinen Ton zurückbrachte, keinen artikulierten Beifall, keine Antwort, als etwa die des einzelnen schönen Herzens — alles dies muß man bedenken, um die innere, leider verdeckte und verborgene Kraft unseres Volkes zu fühlen. Wie haben wir in diesen letzten fünfzig stummen Jahren sprechen gelernt? Wie hat sich diese Sprache gebildet grade in der Zeit, wo alle Glieder der höheren Gesellschaft sich von ihr abwendeten! Es lebt in ihr ein Geist, der sie bildet und keiner vornehmen Stütze bedarf: wer das recht Empfundene aus den Tiefen der Seele, aus jenen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geheimnisvollen Wohnsitzen des Heiligen Kommende, wo das Gefühl der ritterlichen Ehre und Liebe, des stolzen Gehorsams herrührt — aussprechen will, der kann diese Sprache nicht entbehren; und wer nicht so etwas zu sagen hat, der würde ihr und ihrer Ausbildung nichts helfen können. Von selbst in den Mund legt sie sich nicht! ohne Charakter, ohne Selbständigkeit, ohne Ursprünglichkeit der Geisteskraft ist es unmöglich, diese Sprache gut zu sprechen. Mit Phrasen, die für jeden Mund passen, mit künstlichem Glanz, mit einem Schein von Geist und Witz, den der Geistloseste sich aneignen könnte, kann sie nicht aufwarten: sie hat keine Corneilles, keine Racines, keine Bossuets, keine Akademien, welche ein ganzes folgendes Jahrhundert mit schönen Wendungen der Rede im voraus versehn, kein siècle de Louis XIV., das für lange Zeiten nachher das Vortrefflichste schon vorweggesprochen hätte. Es fehlt ihr, habe ich gesagt, die gesellige Vollendung: das Bestreben der einzelnen deutschen Redner und einige glückliche Wendungen des öffentlichen Lebens der Nation können selbige erreichen, darum muß auch an die mechanischen Vorzüge der benachbarten Sprachen erinnert werden. Ich habe es getan, mit Anklage meines Vaterlandes getan. Nichtsdestoweniger aber weil der neue Geist aller Worte und Wendungen dieser Sprache sich nicht töten läßt, so trägt sie das Siegel der Fortdauer an ihrer Stirn, wie keine andre Sprache. Um dieses Geistes willen kann man festiglich glauben, daß die Sprache der Besiegten länger leben werde als die der Sieger, und in diesem Sinne dann dreist verkünden, daß, weil die Sprache fortdauern werde, auch das Volk nicht untergehen könne.
Dieser Geist nun gibt der Sprache die Gewandtheit und Beweglichkeit, mit der sie eingeht in die Meisterstücke aller Völker und Jahrhunderte; was alle Nationen in der Zeit ihrer Blüte ersonnen, gesprochen und gesungen, ist in Deutschland versammelt. Nur in deutscher Sprache sind Übersetzungen möglich: aus dem Standpunkt dieser Sprache läßt sich, was alle anderen in ihren glänzendsten Tagen gedacht und empfunden haben, wie mit einem Blicke übersehen. Diese Sprache kann es sich allenfalls gefallen lassen, wenn ihr der Zutritt in die höheren Kreise des vorübergehenden Gesellschaftslebens versagt wird: das Größte, was die bürgerliche Gesellschaft auf ihrer ewigen Laufbahn erschwingt, gehört ihr um so sichrer. Ihr fehlt nichts, als daß sie gesprochen werde, und glücklicherweise neigt sich die Herrschaft der Feder überall ihrem Ende entgegen: weder der Buchstabe noch das Geld werden unsre Staaten retten, dies Höchste, diese Bedingung aller unsrer Zukunft überhaupt, gewährt nur das lebendige Wort und die lebendige Tat. (Adam Müller, Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland, 1812.)

RELIGIÖSE SPALTUNG

Zu einem Einheitsstaat in jeder Beziehung werden wir es nicht bringen, weil es — wenigstens vorerst — nicht möglich ist, in allen wichtigen Dingen Einheit der Gesinnung hervorzurufen. Es fehlt die religiöse Einigung. Die blicken nach Rom, die ganze Hälfte der deutschen Nation, Die separieren sich zu Sonderkirchen, die alle anderen befehden. Daraus erwächst uns für deutsche einheitliche Gesinnung kein Heil, sondern Unheil nach wie vor. Ich breche aber

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

davon ab, frage nur von neuem die Lehrer, ob sie im Geiste des Obigen glauben und hoffen dürfen, etwas Gutes zu schaffen, deutsche Gesinnungen und deutsche Charaktere zu schaffen, wenn sie fortfahren, der Absonderung der Schuljugend nach Ständen und Konfessionen das Wort zu reden.
Tun wir, was unter den gegebenen Umständen möglich ist, in der Hoffnung, trotz Katholizismus und Evangelismus, Judentum und Ketzertum, trotz dem feindseligen Geiste zwischen Süd- und Norddeutschen, ja allen jetzt unter uns grassierenden Erbärmlichkeiten und Nichtswürdigkeiten zum Trotz durch Selbstversenkung in den deutschen Geist, deutsche Gesinnung und deutsche Charaktere zu bilden, kurz, die Einheit im Geiste zu erzeugen, welche endlich machtvoll und unwiderstehlich über alle Gegensätze triumphieren und der Nation die zur Größe und zum Glück unentbehrliche äußere Einheit verschaffen wird. (F. A. W. Diesterweg, Germania, Deutsche Nationalerziehung, 1851.)

DEUTSCHE ODER FREMDE FREIHEIT

Das Deutschland der letzten Jahrhunderte war schon vielfach nicht mehr Deutschland. Der Geist, der einst das ganze bürgerliche politische Leben beherrschte, ist, wir wiederholen es, vom deutschen Volke gewichen, als der monarchische Absolutismus mehr und mehr um sich griff, alles absorbierte und dem liberalen Absolutismus die Bahn brach. Für diese Geistesrichtung ist dann Frankreich das Musterland geworden und zugleich die Quelle der ganzen modern-politischen Bildung. Wir werden nie zu einem ruhig fortschreitenden inneren politischen Leben kommen, solange wir immer nach fremden Mustern schauen und gedankenlos nachschwätzen, was dort vorgeschwätzt wird. Ein Volk, das sich von dem Geiste abwendet, den die Vorsehung in seine Geschichte gelegt, verliert seinen sicheren Halt und gerät in endlose politische Schwankungen.
Wir fordern deshalb ein Staatswesen mit deutscher Freiheit, nicht mit Franzosenfreiheit; mit Freiheit dem Inhalte nach, nicht mit Freiheit der bloßen Form nach, mit wahrer persönlicher Freiheit. Wir können den Unterschied in einer kurzen Form fassen: nach germanischem Rechte ist jeder freie Mann berechtigt, alles zu tun, was er seiner inneren Überzeugung nach tun darf, insoweit er nicht durch wohlerworbene Rechte anderer und durch die geschichtlichen Rechte des Staates beschränkt ist. Nach modernem Franzosenrechte ist der Bürger der Staatsgewalt gegenüber absolut unfrei und hat nur so viel Rechte, als diese ihm täglich gnädig einräumt, oder als die Majorität einer Kammer, wenn diese die Staatsgewalt beherrscht, ihm gnädigst verwilligt. Im Sinne der germanischen Freiheit ist der Mensch alles, im Sinne der französischen ist der Mensch nichts und die Staatsgewalt alles, der Gottstaat. Die französische Freiheit fällt daher absolut mit dem Begriffe der Gleichförmigkeit zusammen. Alle Geister, die von diesem falschen Begriff beherrscht sind, verwechseln ununterbrochen Freiheit mit Gleichförmigkeit und können gar nicht mehr fassen, daß Gleichförmigkeit auch bei der ärgsten Sklaverei möglich ist. Die größte Gleichförmigkeit ist ja die Gleichförmigkeit des Zuchthauses. Nach dieser Gleichförmigkeits-Staatstheorie unter der Herrschaft des absoluten Staats-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gedankens werden sich aber die Abkömmlinge unserer deutschen Voreltern, mögen sie auch noch so sehr in moderne Ideen verrannt sein, nimmer in eine Franzosenuniform — mag sie eine Jakobinermütze oder ein konstitutioneller Frack sein — einzwängen lassen. Vollständiger Bruch mit dieser Periode französischer Imitation für unsere innere Politik ist die notwendige Bedingung gesunder innerer Verhältnisse. (Wilh. Emanuel Freiherr von Ketteler, Bischof von Mainz, 1867.)

WISSENSCHAFT — BILDUNG — KUNST

Die Wissenschaft geht vom Objekt, die Bildung vom Subjekt aus. Die Wissenschaft strebt nach Erkenntnis der Sachen, die Bildung nach Entfaltung der Persönlichkeit. Nicht die Menge des Gewußten bestimmt den Wert der Bildung, sondern daß alle Stücke, ob viel oder wenig, sich in geordnetem Zusammenhang befinden. Die Wissenschaft ist nach ihrem Wesen übernational, Bildung entsteht nur auf dem Boden, in dem die Persönlichkeit ruht, dem Boden der Nation. Es gibt keine deutsche, französische oder englische Wissenschaft, wohl aber eine deutsche, französische oder englische Bildung. Die Bildung kann um ihr nationales Zentrum einen weiten, weltbürgerlichen Kreis beschreiben, aber ohne die Beziehung auf dies Zentrum verliert sie sich ins Leere. Die deutsche Wissenschaft darf nicht gescholten werden, weil sie von Winckelmann bis auf Burckhardt und Justi mehr mit fremder als mit deutscher Kunst sich beschäftigt hat: — Die deutsche Bildung ging fehl, als sie denselben Weg ging. Sie soll vielmehr wissen, daß keine andre Kunst sie näher angehen kann als die deutsche. Dies zu sagen ist nicht Überhebung oder Engherzigkeit — am wenigsten die Meinung, daß in der deutschen Kunst in vorzüglicherem Maße als anderswo „Schönheit" zu finden sei — dies Ding, von dem Albrecht Dürer sagte: „Die Schönheit, was das ist, das weiß ich nicht" —; nein, ein anderes führt darauf hin, dies, daß wir in ihr etwas finden, was keine fremde, auch die vollkommenste nicht, uns bieten kann: uns selbst. Hinter den Kunstwerken stehen die Menschen: die, die sie schufen, und die, für die sie geschaffen wurden. Deutsche Kunst in uns aufnehmen heißt: in Kontakt mit dem Seelenleben unserer Vorfahren treten. Deutsche Kunst verstehen heißt: uns selbst verstehen, unsere angeborenen Anlagen und was das Schicksal aus ihnen gemacht hat, unser Selbstgeschaffenes und unser Erworbenes, unser Erreichtes und unser Versäumtes, unser Glück und unsere Verluste — alles in allem: die Kunst als etwas mit der Ganzheit des geschichtlichen Lebensprozesses unseres Volkes unlöslich Verbundenes . . . Wie hat in unseren Tagen das Antlitz der Welt und unseres Vaterlandes sich verändert: Finsternis liegt über dem Heute und Dunkelheit über dem Morgen. Aber niemals dürfen wir uns den geistigen Zusammenhang mit unserer Vergangenheit zerreißen lassen.

Heute noch darf ich diese letzten Zeilen des Buches an dem Ort schreiben, an dem es — nicht zufällig — entstanden ist, im Angesicht des Münsterbaues, dessen Steine in Ewigkeit deutsch reden werden, auch dann noch, wenn bei den Menschen um ihn her der letzte deutsche Laut verklungen sein wird, abgeschworen und vergessen. (Dehio, Geschichte der deutschen Kunst, 1918.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

EINZELGESTALTEN UND GEMEINSCHAFTEN

1. STAATLICHE MENSCHEN

THEODERICH DER GROSSE

Der Hof Theoderichs war gleichsam ein Bild im kleinen von dem Reiche. Neben den Stellen, die man am Hofe der Kaiser kannte, fand man das Amt eines Majordomus und eines Waffenträgers, neben dem königlichen Diadem das gotische Schwert; die lateinische Sprache wurde als die Staatssprache betrachtet; aber die gotische ward von den Kindern der vornehmsten Römer gelernt, ausgezeichnete Gelehrte spielten die erste Rolle in Ravenna, aber Theoderich verbarg nie seine Maxime, bis zu welchem Grade man wissenschaftliche Bildung schätzen müsse. Nur die Musik scheint er ohne alle Einschränkung geduldet zu haben; sie begeisterte bei seinen Gastmalen die rohen Goten und gab selbst dem Römer einen höheren Schwung. Auch ward sein Hof durch sie so berühmt, daß sich fremde Könige von ihm Sänger und Harfenschläger ausbaten.

Theoderich behielt mitten unter der orientalischen Pracht, mit welcher seine Person umgeben ward, Einfalt der germanischen Sitten, und zu ihm sahn die Römer wie die Goten mit Bewunderung hinauf. Schon in seinem Äußeren vereinigte er die Vorzüge, welche der gebildete Mensch schätzt, und die außerordentliche Stärke, welche der Barbar preiset. Er hatte die schneeweiße Haut, die blühende Gesichtsfarbe, welche als charakteristisch bei den Germanen bemerkt werden, seine Augen glänzten stets von Heiterkeit; aber er war schrecklich, wenn er zürnte, und hatte einen eisernen Arm. Im Gespräch war er oft geschmeidig; doch vergaß er nie eine gewisse Besonnenheit, die am meisten Eindruck machte, wenn er einige Sätze sagte, die sein eindringender Geist von der Erfahrung sich abgezogen hatte. Gewöhnlich war ihnen eine solche eherne Wahrheit aufgedrückt, daß man sie nie wieder vergaß; schon durch seine Reden war es unvergeßlich geworden, an welcher Stätte er sich verweilt hatte.

Von Tugend und Größe, wo er sie finden mochte, ward immer seine ganze Seele erfüllt. So belohnte er diejenigen, welche dem unglücklichen Odoaker unerschütterliche Treue, die sie schwuren, bewiesen hatten, und nie fühlte er sich selbst erhabener, als wie er unter den Denkmalen der alten Römergröße in Rom wandelte. Der Senat und das Volk zogen ihm feierlich entgegen, da er im siebenten Jahre seiner Regierung (500) der Stadt nahte, und nannten ihn einen zweiten Trajan. Er redete öffentlich mit Würde zu ihnen und ließ es zu, daß die Verheißungen, welche er ihnen getan hatte, in eine Tafel von Erz gegraben wurden; aber bald entriß er sich der öffentlichen Bewunderung, um die Denkmale des Altertums zu betrachten. Keines von ihnen zog seine Seele so an, als die Säule Trajans. Überhaupt aber bewogen ihn die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

jetzt erhaltenen Eindrücke zu dem festen Entschluß, alles aufzubieten, um diese kostbaren Überreste den folgenden Zeitaltern aufzubewahren.
Nicht weniger als von seinen Untertanen ward Theoderich von den Völkern geachtet, welche in den römischen Provinzen Staaten errichtet hatten, und wenn man ihn loben muß, daß er in der Blüte seiner Jahre und seines kriegerischen Ruhms nach nichts so sehr strebte, als Frieden zu stiften, so muß man seinen denkenden Kopf in dem Systeme bewundern, das er unter den abendländischen Reichen hervorzubringen suchte. Durch Familienbande vereinigte er sein Haus mit den Königen der Franken, der Burgunder, Thüringer, Vandalen und Westgoten, vorzüglich sann er auf eine enge Vereinigung mit diesen letzten, welche schon wegen der gleichen ursprünglichen Abstammung leichter mit den Ostgoten sich befreunden mußten. Das Ansehen, welches er dadurch erhielt, und das Übergewicht, welches ihm seine großen Eigenschaften gaben, benutzte er nicht, um sein Reich zu vergrößern, sondern um eine Republik von germanischen Staaten zu errichten, welche sich dem orientalischen Kaisertume kühn entgegenstellen könnte. — —
Nicht allein durch dieses System und durch den kriegerischen Sinn der Goten wollte der König sein Italien schützen, denn trotz denselben ward ihm bei einem Blicke nach Norden oft bange! Wie gefahrvoll waren für die italienischen Grenzen die benachbarten Schwärme, selbst wenn es schien, als wären sie günstig gegen das ostgotische Reich gesinnt. So oft es Unruhen unter ihnen gab, verlegte er sogleich seinen Hof in ihre Nähe nach Verona. Nach und nach unterwarf er seiner wohlgeordneten Regierung einen Strich der Provence, Rhätien, Vindelicien, Norikum und einen beträchtlichen Teil von Pannonien und Dalmatien. So umgab er sein Italien gleichsam mit einer Verschanzung von Ländern, da zugleich Aestyer von den Küsten der Ostsee her ihm Geschenke brachten und man von Schweden her, welches die Wiege der gotischen Nation genannt wurde, Bande mit ihm anknüpfte. In den Sagen Skandinaviens verbreitete man seine Taten, als Theoderich von Verona oder Dietrich von Bern ward er im Norden das Ideal eines Helden. (Karl Ludwig von Woltmann, Theoderich, König der Goten, 1976.)

KARL DER GROSSE

In Karl erhob sich die neue Einheit zum ersten Male in einem großen Menschen zum Bewußtsein einer geistigen Aufgabe und einer staatlichen Tat. Der christliche Franke nahm den Kaisergedanken am Rheine auf und gab dem leiblos gewordenen römischen Reiche mit dem festumrissenen staatlichen Raum eine neue Wirklichkeit, die ein Jahrtausend das Schicksal der Deutschen bestimmte. An die rheinische Mitte band er die Sachsen, Engern und Nordalbinger, knüpfte die Thüringer, Bayern, Schwaben und Alamannen fester und zog über Eider, Peene, Theiß nach Italien und Spanien hinüber den ungeheuren Kreis des Heiligen Reiches. In die weltliche Herrschaft bezog er die Kirche enger ein, und wenn er mit ihr die sinkenden Künste und Wissenschaften der alten Welt zu beleben, in Hof- und Klosterschulen die Keime erneuerter Bildung zu pflegen suchte, so wahrte der Franke in ihm

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht minder das eigene Vätererbe, ließ die Lieder der Taten und Kriege der Könige sammeln, gab Monden und Winden deutsche Namen und befahl, die heiligen Schriften in deutscher Sprache zu schreiben. Seine Aufgabe: antikes Wissen und Können, christliches Glauben und Lehren, germanisches Bilden und Wirken in eins zu schmelzen, blieb die der kommenden Geschlechter, und ihre Lösung war um so schwerer für die jungen Erben der alten Welt, weil einmal der gewaltige Raum des Imperiums über die Grenzen des engeren Volkstums weit hinausgriff und sie ihn jahrhundertelang mit immer neuen Menschenopfern herrscherlich behaupten mußten, und weil zum andern der zweite Erbe Roms, die katholische Kirche, den gleichen Anspruch geistlicher und bald auch staatlicher Beherrschung dieses imperialen Raumes machte und so, was sie an universaler Bildung gab, zugleich an Sondergut und selbstbestimmendem Willen dem Volke zu nehmen drohte: der Deutsche also mußte mit und trotz Rom wachsen, um sich selbst zu behaupten und zu seinem schönsten Eigenwuchse aufzureifen. (Friedrich Wolters und Walter Elze, Stimmen des Rheines, 1923.)

OTTO DER GROSSE

Um die einmal ergriffene Stellung zu behaupten, hat Otto sich nicht selten mit denen schlagen müssen, die ihm am nächsten standen, wie mit seinem Bruder, so mit seinem Sohne. Er mußte erleben, daß ihm in einer der wichtigsten Metropolen des Reichs ein Widerstand entgegengesetzt wurde, dem er in der Tat nicht gewachsen war, zumal da die Slawen auf der einen, die Ungarn auf der andern Seite das Reich durch Zerstörung der Marken und verwüstende Einbrüche bedrohten. Da ist nun nichts höher anzuschlagen, als die Haltung Ottos auf dem Tage von Langenzenn; er setzte die Herstellung des inneren Friedens über jede andere Rücksicht und brachte es wirklich dahin, daß diese Überzeugung sich Bahn brach, so daß bei dem großen Einfall der Ungarn beide Parteien gemeinschaftliche Sache machten und der König unter Beihilfe seiner bisherigen Widersacher jenen Sieg am Lech davontrug, der nicht allein in der deutschen, sondern auch in der europäischen Geschichte Epoche macht. Mit dieser Entschlossenheit, die aus moralischen Impulsen entsprang, verband sich in Otto eine gleichsam instinktive Einsicht in die politische Lage, die ihm seine großen Unternehmungen nach Italien eingab. Ohne Zweifel ist in seinem Kopfe dort in Böhmen aus den Wahrnehmungen der in Italien obwaltenden Verhältnisse der Entschluß entstanden, sich der Lombardei kraft des alten Anrechts der karolingischen und ostfränkischen Könige und zugleich durch eine Verbindung mit den herabgedrückten italienischen Landsassen, an deren Spitze eine Fürstin stand, die er zu seiner Gemahlin erkor, zu bemächtigen. Durch glückliche Kombination und einsichtige Entschlossenheit gelangen ihm alle seine Unternehmungen. Nach der ersten Besitznahme der Lombardei stand er den Schwierigkeiten, die er voraussah, gegenüber davon ab, nach Rom zu gehen und sein Recht auf die Kaiserkrone geltend zu machen. Dazu schritt er erst, als die Sache dahin gekommen war, daß er von den italienischen Großen und zugleich von dem Papst dazu ein-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

geladen wurde. Er nahm die Krone aus der Hand des Papstes, zugleich aber manifestierte er die Tendenz, die kaiserlichen Rechte geltend zu machen. Diesen Entschluß hätte ihm niemand anraten können. Er war ganz sein eigen; und was er einmal getan, davon wich er auch in den größten Gefahren nicht zurück; er besaß eine eiserne Unerschütterlichkeit. Seine Politik stützte sich auf sein Schwert. Wehe denen, die sich ihm widersetzten; er behandelte sie nicht allein als seine Feinde, sondern als Verbrecher. Rücksichten kannte er nicht; er identifizierte seine Persönlichkeit mit der Stellung, die er in den allgemeinen Konflikten nahm.

Einen Einblick in sein intimstes Leben gewährt uns sein Verhältnis zu seiner Mutter. Er hatte mit ihr gebrochen, weil er ihr keinen Einfluß auf seine Regierung gestatten wollte, dann aber, als nichts mehr zu befürchten war, zur Aussöhnung die Hand geboten; in den Irrungen mit Liudolf ist ihm ihre Unterstützung nicht allein erwünscht, sondern nützlich gewesen. Die größte Teilnahme widmet Mathilde dem Wohlergehen ihrer neuen Schwiegertochter Adelheid und deren Kindern, namentlich der Geburt des jungen Otto, dessen Dasein ein Moment in dem Mißverständnis mit Liudolf bildet und die Hoffnung des Hauses ausmacht, da Liudolf kurz darauf stirbt. Mit heißen Gebeten begleitet sie den Zug ihres Sohnes nach Rom, der in ihren Augen zugleich eine Wallfahrt ist. Bei der Rückkehr von dort traf sie in Köln mit ihm zusammen. Es war ein großes Fest der kaiserlichen Familie: Adelheid mit ihrem Sohne, auch Gerberga mit ihren Kindern waren gekommen, nicht allein der Erzbischof Bruno, sondern auch dessen Lehrer Balderich von Utrecht, der sich durch Wiederherstellung seiner Kirche aus tiefem Verfall einen Namen erworben hatte. Der Kaiser selbst, in dessen Antlitz, den wachsenden Jahren zum Trotz, noch immer die Augen mit ihrem eigentümlichen Feuer leuchteten, erschien in dem Glanze der Siege, im Kreise seiner Angehörigen, voller Kraft, ein patriarchalischer Kaiser; seine Bewegungen waren langsamer als ehedem; sein Haupthaar war ergraut und spärlich geworden; gegen die Sitte der Sachsen wallte ihm ein breiter Bart tief auf die Brust herab; seine Körperbeschaffenheit hat man mit Worten geschildert, die an die homerischen Helden erinnern. Und wie er von jeher immer den Umständen Rechnung getragen hatte, so erwies er auch jetzt seiner Mutter die Freundlichkeit, die sie am höchsten anschlug; er begleitete sie nach dem von ihr in Nordhausen gestifteten, noch nicht vollendeten Kloster, an dessen Zukunft ihre Seele hing; dort nahm er von ihr Abschied. Man wird der Szene wohl gedenken dürfen, die in der jüngeren Lebensbeschreibung der Mathilde überliefert ist. Sie haben beide miteinander der Messe beigewohnt. Das Pferd des Kaisers steht gesattelt und gezäumt vor der Tür der Kirche; Mathilde begleitet ihren Sohn mit ihren Augen, bis er es bestiegen hat; dann geht sie nach der Kirche zurück und küßt den Boden, auf dem seine Füße gestanden. Hiervon unterrichtet, springt Otto wieder aus dem Sattel. „Wie könnte ich dir diese Tränen vergelten", ruft er aus, indem er neben ihr auf seine Kniee sinkt. Naturwahr ist es, wie dann die Königin in ihn dringt, nicht länger zu verweilen, denn dadurch würde der Schmerz der Trennung nur bitterer werden; wider ihren Willen seien sie genötigt, sich voneinander loszureißen; der Abschied sei für immer: niemals werde er sie wiedersehen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Es ist keine Sentimentalität zwischen Mutter und Sohn. Die alte Mutter, die von dem Wahn, Anteil an der Regierung zu nehmen, längst zurückgekommen war, und der glorreiche Sohn, der mit ihr gehadert, aber jetzt alles vergessen hatte, scheinen einander wert gewesen zu sein. Bald darauf ist Mathilde gestorben.

Otto hat alsdann die kaiserliche Autorität in Rom wiederhergestellt und seine Aufmerksamkeit auf den Orient gerichtet. Seine Regierung hat einen Grundzug, der an die Familie anknüpft; sein natürlicher Sohn Wilhelm, Erzbischof von Mainz, verwaltete das Reich, sein Bruder Bruno, Erzbischof von Köln, sicherte ihm eine dauernde Beziehung zu den vornehmsten westfränkischen Häusern; die großen Herzogtümer waren mit Angehörigen seines eigenen Hauses besetzt. Bei seiner Größe entschwanden ihm doch niemals die Erinnerungen aus früherer Zeit; in einem langen Lebenslauf knüpfen die entfernten Momente unaufhörlich aneinander: man hat verzeichnet, wie freudig er aufsprang, wenn ihm in Italien der Besuch eines alten Freundes aus Deutschland gemeldet wurde. Auf der Vogelbeize hat man ihn altgewohnte Weisen wiederholen hören. Er war fünfunddreißig Jahre geworden, ehe er ein Buch hatte lesen können: aber er hatte einen angeborenen Sinn für Literatur und Wissenschaft; noch bei seinem letzten Aufenthalt in Rom hatte er Gerbert, den gelehrtesten Mann der Epoche, in seine Bekanntschaft gezogen. Es ist ein gewisser Schwung in diesem Leben, der fast noch mehr in den Begebenheiten hervortritt, die zwischen äußerer Gefahr und großen Erfolgen schwanken, als in Kundgebungen persönlicher Gefühle.

Das Gefühl seiner Gesamtstellung mochte den Kaiser beleben, als er sich im Jahre 973 nach seiner heimatlichen Pfalz und Kirche begab, nach Memleben an der Unstrut, da, wo dieser an der Oberfläche ruhige und stille, in der Tiefe aber in starker Strömung wogende Fluß sich aus dem Tale einen Weg durch die benachbarten Berge gebrochen hat, die noch ihre in das höchste Altertum reichenden Namen bewahrt haben. Man nimmt an, daß es eine altgermanische Begräbnisstätte gewesen sei. Wer jemals die Ruinen des Ortes besucht hat, wird dort weder ohne Freude an der lebensvollen Umgebung, noch ohne schmerzliche Teilnahme für die alten Gründer verweilt haben, die daselbst ihr Lebensziel erreicht, wie schon Heinrich I. so auch Otto. Er war am 6. Mai daselbst angekommen. Man hat mehr vorausgesetzt, als aus alten Nachrichten bestätigt wird, daß er mit Todesahnungen dahin gelangt sei. Aber der Tod war in ihm. Am 7. hat er noch die Stunden kirchlicher Andacht innegehalten, nicht ohne sie durch Ruhe zu unterbrechen, und den Armen, wie die Chronik sagt, seine Hand dargeboten. Bei Tische erschien er heiter. Als er in der Vesper den Gesang des Evangeliums angehört hatte, ist er vom Todesschauer betroffen worden. Von Hitze und Schwachheit überrascht, ward er auf einen Sessel gebracht, empfing daselbst noch das Abendmahl, das den Menschen bei seinem Abschiede aus dem Irdischen mit dem Unvergänglichen in Berührung bringt; dann ist er ohne vorhergegangene Krankheit, ohne Todeskampf verschieden. So erlag der Mann, welcher als der Herr der abendländischen Welt angesehen werden konnte, unerwartet dem Schicksale der Sterblichen. Die Fülle einer unerschöpflichen Lebenskraft hatte ihn bis an

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sein Ende begleitet, dann ist sie plötzlich versiegt. Er war erst einundsechzig Jahre alt, als er verschied, wie auch sein Vater ungefähr in demselben Alter gestorben war, beide an demselben Orte, nach dem tatenvollsten Leben. (Leopold von Ranke, Weltgeschichte, 1881/1888.)

ADELHEID

Schon in den ersten Tagen seiner Herrschaft wandten sich die Gemüter vieler von Berengar und seinem Weibe ab und richteten ihre Blicke auf Adelheid, die junge Witwe Lothars, die kaum noch das neunzehnte Jahr erreicht hatte. Durch Schönheit, Klugheit und unbescholtene Sitte hatte sie sich die Herzen des Volks gewonnen und die zahlreiche burgundische Partei im Lande, jeder anderen Führung beraubt, sah in ihr allein die Hoffnung und Rettung der Zukunft. Bald trat Berengar als Adelheids bitterster und grausamster Feind auf; Beleidigung über Beleidigung, Gewalt über Gewalt mußte die edle Frau von Berengar und seinem ehrlosen Weibe zu Pavia ertragen. Man beraubte sie ihres Goldes, ihres Schmucks, ihres Gefolges, endlich sogar der Freiheit. Wenige Monate nach dem Tode ihres Gemahls, am 20. April des Jahres 951, wurde sie zu Como zur Gefangenen gemacht und in einen Kerker geworfen. Hier war sie den abscheulichsten Mißhandlungen ausgesetzt. Später überlieferte Berengar die Gefangene einem seiner Grafen, der sie in der Burg Garda, an dem gleichnamigen See, bewahren sollte. Hier verlebte Adelheid in einem grauenhaften Kerker, von einer einzigen Magd begleitet, rings von Wachen umstellt, vier bange Monate ihres Lebens; nichts ließ man ihr, als die Tröstungen der Religion, von einem treuen Priester gespendet. Unsägliches hat damals die junge Königin erduldet, wie sie später selbst oft dem Abt Odilo von Cluny erzählte. — —

Ehe Otto noch den Boden Italiens betreten hatte, zu derselben Zeit, als Liudolf seinen unglücklichen Zug durch die Lombardei unternahm, war bereits Adelheid auf wunderbare Weise aus ihrem Kerker befreit worden. Den Gedanken der Flucht hatte ihr der Bischof Adelhard von Reggio eingegeben, von dem ein Bote den Weg in den Kerker der Königin gefunden hatte; zugleich hatte ihr der Bischof einen sicheren Aufenthalt in seiner Stadt versprochen. Die Mittel zur Flucht boten Adelheid der treue Priester und die einzige Dienerin, die sie in den Kerker begleitet hatten. Sie gruben unter der Erde einen Gang, der aus dem Turme in das Freie führte; auf diesem Wege entkam bei Nacht die Königin, von den Gefährten ihres Kerkers begleitet. Noch in derselben Nacht wurde die Flucht fortgesetzt, so weit nur die Füße die Königin zu tragen vermochten; beim Anbruch des Tages verbargen die Flüchtigen sich in einer Höhle. Mehrere Tage brachten sie in der gefahrvollsten Lage zu, indem sie im Dunkel die eingeschlagene Straße verfolgten, beim Tagesanbruch aber sich in Grotten, Wäldern und Kornfeldern versteckten. Denn schon verfolgten Adelheid ihre Kerkermeister. Einst, wird erzählt, durchsuchten diese ein dichtes Kornfeld, in dem sich die Königin verborgen hatte, sie durchstachen die wogenden Ähren mit ihren Speeren und bogen die hohen Halme zurück; aber sie fanden die Königin nicht, die wie durch ein Wunder ihren Händen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

entrann. Endlich gelangten die Flüchtlinge an ein breites Wasser — wahrscheinlich waren es die Kanäle und Sümpfe, welche der vielarmige Mincio bei Mantua bildet —, hier ließ der Priester die Frauen zurück und eilte zu Bischof Adelhard, um ihm zu melden, die Königin sei entronnen und warte seines Beistandes. Tage und Nächte verlebten die Frauen in der peinlichsten Ungeduld, in steter Furcht und Sorge schwebend, zuletzt auch vom Hunger gepeinigt und auf das äußerste erschöpft. Da kam ein Fischer heran auf seinem Nachen, der hatte soeben einen großen Stör in seinem Netz gefangen. Verwundert sieht er die Frauen und fragt, wer sie seien und wie sie in diese Gegend kämen. „Siehst du denn nicht," sagte Adelheid, „daß wir Fremde sind, von aller menschlichen Hilfe verlassen? Wir leiden Gefahr, Hungers zu sterben; gib uns zu essen, Mann, und wenn du nichts hast, so rate und hilf." Der Fischer fühlte Erbarmen, wie der Herr einst mit den Hungrigen in der Wüste, und sprach: „Siehe, ich habe nichts, als Wasser und einen Fisch, um euren Hunger zu stillen." Er führte Feuer mit sich nach der Sitte der Fischer, und schnell lohten helle Flammen auf, an denen der Fisch zum Mahle bereitet ward. Beim ärmlichen Mahl saß bald die Königin, von der Magd und dem Fischer bedient. Kurze Zeit darauf kehrte der treue Priester vom Bischof Adelhard zurück und brachte die frohe Kunde, es nahe zu Adelheids Schutz eine gewaffnete Schar, die Königin sei gerettet. Die Ritter kamen, empfingen sie jubelnd, Bischof Adelhard selbst zog ihr entgegen und führte sie erst nach Reggio, dann nach Canossa, einer festen Burg unweit Reggio, die Atto, ein tapferer Vasall des Bischofs, zu Lehn hatte.

Nach Canossa sandte Otto, sobald er in Pavia eingezogen war, vertraute Männer als seine Boten ab, die mit reichen Geschenken um Adelheids Liebe für ihn werben und die junge Königin nach Pavia einladen sollten. Willig versprach sie dem mächtigen Fürsten, der sie so plötzlich aus der Tiefe des Elends zu der glänzendsten Stellung erheben wollte, ihre Hand und eilte froh ihm entgegen, schon von einer dichten Menge umdrängt, die sie wieder als Königin begrüßte. Seinen Bruder Heinrich sandte Otto als Brautführer mit der königlichen Leibwache ihr entgegen; noch ehe sie den Po überschritt, empfing sie Heinrich, der erste von Ottos Hause, der ihr entgegentrat, der Bote einer großen Zukunft. Nie hat Adelheid diese Begegnung Heinrich vergessen; vom ersten Augenblicke war er der Mann ihres Vertrauens. Dienstbeflissen und ergeben erwies sich Heinrich auf dem weiteren Zuge; dieser Königin wollte er gefallen, und leicht war es ihm, wenn er wollte, die Herzen der Menschen sich zu gewinnen.

Otto wartete zu Pavia der Braut. Als er sie im Glanze jugendlicher Schönheit erscheinen sah, schlug ihr beim ersten Blicke sein Herz entgegen. Nicht die Liebe hatte die ersten Fäden dieses für die Welt so folgenreichen Bundes geschürzt; Otto freite um Adelheid, die er wohl nie vorher mit Augen gesehen hatte, nicht um einer zärtlichen Neigung zu genügen, sondern um ihrer und seiner Stellung willen, aber die Liebe kettete bald den großen Kriegsfürsten an dieses reizende Weib mit unauflöslichen Banden. Nicht lange nachher — wahrscheinlich schon im Oktober — wurde die Hochzeit unter Jubel und Frohlocken in Pavia, der volkreichen Stadt, gefeiert. Wie es eines mächtigen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Königs würdig war, stattete Otto seine junge Gemahlin aus. Zu dem großen Wittum, was Lothar ihr in Italien hinterlassen hatte, fügte er reiche Güter im Elsaß, Franken, Thüringen, Sachsen und Slawonien; Adelheid konnte mit Recht für die reichste Frau der Welt gelten.

Pavia, das einst Adelheids tiefste Erniedrigung gesehen hatte, sah jetzt das neue Glück, das ihr aufging. Die junge Fürstin, der einst die Krone so schmählich entrissen war, trug nun eine zweifache Krone auf ihrem Haupte und schritt höher als je einher an der Seite eines Gemahls, den alle Welt als den ersten Fürsten des Abendlandes kannte. Kaum war ein Jahr seit dem Tode ihres ersten Gemahls verflossen; was hatte sie nicht seitdem erlebt? Wunderbare Abenteuer, die ihren Namen durch die weite Welt trugen und zum Gegenstande buntwechselnder Mären machten! Jahrhundertelang ist man in Italien nicht müde geworden, von dem seltenen Glückswechsel, den diese Frau erfuhr, und von dem Kampfe, der um sie entbrannte, zu singen und zu sagen; Adelheid wurde die Helena der italienischen Sage. (Wilhelm Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, 1855/1888.)

FRIEDRICH BARBAROSSA

In Friedrich I. erschien die alte grimmige Fehde der Welfen und Hohenstaufen völlig ausgesöhnt: denn sein Vater war Herzog Friedrich von Schwaben und seine Mutter war Judith, die Tochter Herzog Heinrichs des Schwarzen.

Dieser Abstammung würdig, verwandelte der Jüngling bald das Spiel kriegerischer Übungen in Ernst und kündigte, noch beim Leben seines Vaters, dem bayrischen Grafen von Wolfartshausen Fehde an. Aber so sehr verachteten dessen Kriegsleute die Jugend Friedrichs, daß sie wohlgemut unter den Mauern des Schlosses standen und an kein ernstliches Gefecht glaubten, bis sie angegriffen, alles Widerstandes ungeachtet geschlagen und viele, unter ihnen Graf Konrad von Dachau, gefangen wurden. Friedrich nahm kein Lösegeld: ihm genügte die Ehre des Sieges, und er wußte, daß man oft reicher wird durch Verschmähen als durch Nehmen des Geldes. Wichtiger als diese erste, erscheint seine zweite Fehde mit dem mächtigen Herzoge Konrad von Zähringen, welcher gegen alles Erwarten von dem noch jungen Manne aus Zürich und Zähringen vertrieben und gezwungen wurde, bei König Konrad um Frieden zu bitten.

Als dieser im Jahre 1146 das Kreuz nahm, folgte Friedrich so würdigem Beispiele, obgleich sein bereits kränkelnder Vater anfangs lebhaft widersprach und verlangte, daß er bei ihm bleiben und nicht das Nächste und Notwendigste dem Entfernten und Ungewissen nachsetzen sollte. Aber alle, selbst glückliche Unternehmungen in dem engeren Kreise der Heimat hätten den Jüngling nicht so bilden und erziehen können, als die großen Unfälle dieses Kreuzzuges. Nach seiner Rückkunft übernahm er (denn sein Vater starb schon im Jahre 1146) das Herzogtum Schwaben; und als er sich jetzt im einunddreißigsten Jahre seines Alters um die Krone bewarb, hatte sich Einsicht und Besonnenheit schon zum Heldenmute gesellt.

Friedrich war mittlerer Größe und wohlgebaut, sein Haar blond, kurz abgeschnitten und nur auf der Stirn gekräuselt, seine Haut weiß, seine Wangen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

rot und sein Bart rötlich, weshalb ihn die Italiener Barbarossa nannten. Er hatte schöne Zähne, feine Lippen, blaue Augen, einen heiteren, aber durchdringenden und der inneren Kraft sich gleichsam bewußten Blick. Sein Gang war fest, die Stimme rein, der Anstand männlich und würdevoll, die Kleidung weder gesucht noch nachlässig. Keinem stand er auf der Jagd und in Leibesübungen nach, keinem an Heiterkeit bei Festen: nie aber durfte der Aufwand in übermäßige Pracht, nie die gesellige Lust in Völlerei ausarten. Seine Kenntnisse konnten in jener Zeit und bei der mehr weltlichen Richtung seines Lebens nicht umfassend sein; doch verstand er Lateinisch und las gern und fleißig die römischen Schriftsteller. Ungeachtet großen Feldherrntalents sah er im Kriege immer nur ein Mittel für den höheren Zweck, den Frieden. Furchtbar und streng zeigte er sich gegen Widerstrebende, versöhnlich gegen Reuige, herablassend gegen die Seinen; doch verlor er weder in der Freude noch im Schmerze jemals Würde und Haltung. Selten trog ihn sein Urteil, fast nie sein Gedächtnis. Gern hörte er Rat; die Entscheidung aber kam, wie es dem Herrscher gebührt, stets von ihm selbst. Andacht an heiliger Stätte, Erfurcht gegen Geistliche als Verkünder des göttlichen Wortes, möchte man Eigenschaften des Zeitalters überhaupt nennen; wenige verstanden jedoch so wie er, die übertriebenen Forderungen der Kirche davon zu sondern und ihnen mit Nachdruck entgegenzutreten. Rücksichtslos die Gesetze vollziehen, hielt er für die erste Pflicht des Fürsten, ihnen unbedingt gehorchen für die erste des Untertans. Überall stärkte er seinen Willen und seine Kraft dadurch, daß er nur das unternahm, was nach seiner Überzeugung dem Rechte und den Gesetzen gemäß war, und daß er auf große Vorbilder früherer Zeiten mit der Begeisterung hinblickte, welche selbst ein Zeichen der Tüchtigkeit ist. Insbesondere hatte er Karl den Großen zum Muster genommen und erklärte: ihm nachstrebend müsse man das Recht der Kirchen, das Wohl des Staates, die Unverletzlichkeit der Gesetze im ganzen Reiche zu gründen und herzustellen suchen. Aber selbst in späteren Jahren, wo er dem würdigen, ihm verwandten Geschichtschreiber Otto von Freisingen Nachrichten über seine wahrlich nicht unbedeutenden Taten mitteilte, fügte er, von eitler Selbstliebe kleiner Seelen weit entfernt und fast wehmütig hinzu: „im Vergleich mit dem, was jene herrlichsten Männer der Vorzeit leisteten, sind dies viel mehr Schatten als Taten!“ (Friedrich von Raumer, Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit, 1841.)

KAISER FRIEDRICH II.

Barbarossa hat die Nachfolgeschaft des Cäsar und Augustus, die durch Karl den Großen eine Weihe seines fränkischen Königtums, seit Otto III. ein idealer Anspruch, ein frommer Traum geworden, zu einem staatsrechtlichen Grundsatz gemacht. Als solchen übte und kräftigte ihn Heinrich VI. Dieser furchtbare Mann, dem schon fast in die Wiege die cäsarische Anwartschaft gelegt war, duckte kurze Frist die Mächte, mit denen sein Vater gerungen. Er hatte eine Weltstunde lang fast das Reich Karls inne mit dessen Machtfülle, dem ottonischen Traum und dem friederizianischen Recht . . . auf dem Sprung zur faktischen Erdbezwingung starb er und hinterließ dem unmündigen Sohn

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den ungeheuren Anspruch, die unfertigen Mittel und alle gereizten Gegnerschaften seines Amtes.
An all dem reifte und wuchs das reichste, geschmeidigste und kühnste Herrschergenie, das die Welt seit Cäsar gesehen: Friedrich II., keine gedrungene Urkraft von der Wucht und Masse Karls des Großen, kein riesenstarker Willensrecke, wie Otto der Große, Heinrich III. oder Barbarossa, doch bis in die Nerven hinein Geist, hell und wach bis zum erleuchteten Verständnis der Mächte, worin die andern trieben oder schwangen, frei und fein bis zum verwegenen Spiel mit jedem Geheimnis, wovor sie scheuten, voll Witterung, Wissen und allseitiger Neugier, und dabei erdnah und blutsfrisch genug, um die Vielfalt der inneren Spannungen ohne Riß zu ertragen und dem furchtbaren Druck von außen ohne Bruch zu widerstehen.
Zu dem gefährlich reichen Erbe Barbarossas und Heinrichs, das heißt den vollerwachten ideentrunkenen Mächten des Zeitalters, Papsttum, Städtetum, Fürstentum, Orient, zu dem ganzen Bildungs- und Glaubensschatz dieser Mächte, dem weltlicher blühenden Ritterwesen, der vertieften Frömmigkeit und neuen franziskanischen Seelenglut, dem gelockerten Wissen und Können, der expansiven Wundersucht und Fernenkunde, brachte Friedrich ringsum und in jede Einzelheit hinein erst den persönlichen Geist, das einmalige Ingenium des allseitig regsamen und begabten Ich — was Jacob Burckhardt als das neue Merkmal der Renaissance kennzeichnet, die Individualität . . . um ihretwillen beginnt er das neue Zeitalter mit Friedrich . . . und um ihretwillen stellt Nietzsche ihn zu den unausdenkbaren Rätselmenschen Cäsar, Alkibiades und Leonardo da Vinci. (Friedrich Gundolf, Cäsar, Geschichte seines Ruhms, 1924.)

KONRADIN

Der widerratenden Mutter zum Schmerz machte sich Konradin 1267 auf den Weg. Die Ghibellinen empfingen ihn in Verona mit Freuden, aber sie unterstützten ihn wenig. Der größte Teil der Deutschen verließ ihn wieder. Mit nur 3000 Mann machte er sich auf den Weg nach Sizilien. Wie hätte er aber noch zurückgehen sollen, da Heinrich von Castilien in Rom die hohenstaufische Fahne wehen ließ, die Sarazenen in Neapel sich empörten, ganz Sizilien gegen Karl von Anjou in Gärung kam? Am 25. Juni 1268 erfochten die Ghibellinen in Toskana, wo Pisa lebhaft für Konradin Partei genommen hatte, einen Sieg für ihn bei Ponte a Valle am Arno. Konradin versprach den Sanesen Erlaß aller Abgaben, wofern er, wonach er trachte, Kaiser werde. Auf das freundlichste ward er von dem Senator in Rom empfangen, und da überdies die französische Flotte von der pisanischen geschlagen war, trug er kein Bedenken, sich am 8. August 1268 nach Neapel auf den Weg zu machen.
Papst Clemens begrüßte ihn als den Sproß der alten Schlange, aus deren giftigen Samen hervorgegangen. Sehr bemerkenswert ist die Exkommunikation, die er über ihn ausspricht, worin er alle Bedrohungen und Ermahnungen aufführt, die er gegen ihn vorgebracht. Allein Konradin habe sein Ohr verstopft wie eine taube Natter. Er erklärte ihn aller seiner angestammten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Rechte, zum Beispiel auf das Reich Jerusalem, für verlustig und sprach die Exkommunikation über ihn aus, auf daß er zunichte werde, wie herabrinnendes Wasser, wie aufsteigender Rauch! Er spricht das Interdikt über alle Städte aus, welche ihn oder seine Begleiter aufnehmen würden. Es ist nun fast zum Erstaunen, daß Konradin doch noch so viel Anhang fand. An den Bergen von Tagliacozzo hatte sich Karl von Anjou aufgestellt. Er wollte vor allem die Verbindung Konradins mit den Sarazenen verhüten. Es kam dort am 23. August 1268 zu einer Schlacht, wie jene Ottos II. gewesen war. Die Truppen Konradins schlugen sich tapfer und siegten, aber als die Deutschen sich auflösten, um Beute zu machen, wurden sie von einem Hinterhalte aus von den Provenzalen angefallen und völlig vernichtet. Konradin wollte von Astura nach Sizilien flüchten, wo ihm Freunde lebten, ward aber erkannt, eingeholt und ausgeliefert. So geriet er in die Gefangenschaft seines ärgsten Feindes, auf der Flucht. Aus diesen Händen war kein Entkommen.

Man machte es ihm zum todeswürdigen Verbrechen, daß er Klöster angezündet habe. Ein großer Gerichtshof ward berufen. Robert von Bari klagte Konradin an, daß er Kirchen zerstört, daß er widerrechtlich den Titel König angenommen und gegen den rechtmäßigen König Krieg unternommen habe. Guido von Suzara erwiderte, Konradin sei kein Schuldiger, er sei ein Kriegsgefangener. Viele der französischen Barone waren dafür, daß man ihn am Leben erhalten oder sogar mit ihm in Friedensverhandlungen eintreten müsse. Die Italiener hielten sich still. Ob er ein Rebell gegen die Kirche sei oder ein König, war die Frage. Ein provenzalischer Jurist sprach das Todesurteil aus. Diesem gesellte sich der König zu. Am 29. Oktober 1268 ward die Hinrichtung vollzogen. Konradin starb mit dem Herzen eines Kindes; sein letzter Ausruf galt dem Jammer seiner Mutter.

Man behauptet, Papst Clemens habe in seiner Aufregung zu Viterbo den Sieg bei Tagliacozzo unmittelbar in einer Art von Vision empfunden. Er teilte die Überzeugung Karls, der ihm schrieb, es scheine, daß der Allmächtige nun der Heimsuchung der Kirche ein Ziel gesetzt; nach allen Seiten hin ordnete er Lobgesänge an. Ob er die Hinrichtung selbst gebilligt, darüber widersprechen sich die Aussagen der Chronisten. Das Schicksal Konradins bildete eine Geschichte, deren ergreifenden Inhalt man überall erzählte. Besonders merkwürdig ist die Klage des Troubadours Bartholomäus Zorgi von Venedig. Ich wundere mich, ruft er aus, wie ich die Kraft noch habe, dies Unglück zu schildern; denn recht wäre es, daß mich der Gedanke daran lautlos tötete, mich und jeden, der die Tugend noch stützt. Wie können Deutsche nur leben, wenn sie die Erinnerung an diesen Verlust im Herzen tragen? Denn sie haben ihr Bestes verloren und nur an Schmach gewonnen. Wenn sie nicht sogleich Rache nehmen, bleiben sie stets mit Schande bedeckt: so hart verfuhr Karl! (Leopold von Ranke, Weltgeschichte, 1881/1888.)

RUDOLF VON HABSBURG

Rudolf, Graf zu Habsburg und Kiburg, war von Statur sehr groß, schlank von Gliedmaßen: seine Nase hatte eine starke Ausbeugung; den Haarwuchs hatte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er früh verloren; von Angesicht sah er blaß; in seinen Zügen war hoher Ernst; aber sobald jemand mit ihm reden wollte, erweckte er Zutrauen durch zuvorkommende Freundlichkeit. Sowohl in Zeiten, als er mit geringer Macht große Geschäfte tat, als da ihm nachmals die Menge öffentlicher Sorgen oblag, war Rudolf muntern, ruhigen Geistes und gefiel sich in Scherz. Im Leben liebte er die Einfalt; köstliche Speisen aß er nie, noch mäßiger war er im Trinken; im Feld hat er wohl eher mit roten Rüben seinen Hunger gestillt. Er pflegte einen blauen Rock zu tragen; mit jener Hand, welche zu vierzehn Siegen den Befehlsstab geführt, haben die Kriegsleute ihn sein Wams flicken sehen. Es ist aufgezeichnet worden, daß er Frau Gertruden, seiner Gemahlin, von der er zehn Kinder gezeuget, nicht allezeit getreu gewesen, aber er genoß der Lust, ohne ihr zu dienen; daher ihm nie, weder zur Arbeit noch zur Freude, Zeit und im hohen Alter zu keiner Kriegstat Gesundheit fehlte. — —
Den Thron, welchen in dreiundzwanzig Jahren kein König behauptet hatte, besaß er achtzehn Jahre und brachte den Landfrieden auf. Mit ernster Sanftmut regierte er als Vater des Volks; an der Spitze des Heers bewies er die vorige Verachtung des Todes; im Umgang dieselbe Verachtung des Gepräng, als da er in einem Dorf bei Basel einen wohlhabenden Gerber besucht, um sich mit ihm des häuslichen Glücks zu freuen. Er sagte zu den wachthabenden Kriegsleuten, welche einen armen Mann verhinderten, vor den König zu kommen: „Bin ich denn König, um verschlossen zu sein?“ Den Zöllnern schrieb er: „Das Geschrei der Armut ist vor meine Ohren gekommen; die Reisenden zwinget ihr zu Auflagen, die sie nicht bezahlen sollen, zu Lasten, die sie nicht ertragen. Haltet eure Hände zurück von dem unrechten Gut und nehmet, was euch zukommt. Ihr sollt wissen, daß ich alle Sorgfalt und Macht anwenden werde für Frieden und Recht, unter allen die köstlichsten Gaben des Himmels.“ (Johannes von Müller, Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft, 1780.)

ALBRECHT I. UND ADOLF VON NASSAU

An Geist und Kraft stand Albrecht seinem königlichen Vater nicht nach. Den Krieg, in dem dieser durch hellen, natürlichen Verstand und freudige Entschlossenheit siegte, führte er mit größerer Kenntnis der großen Erfordernisse desselben, mit Erfindungsgeist und nie gebeugter Unerschrockenheit.
Sein Gemüt war äußerst leidenschaftlich und heftig, aber (nach langem Kampf und aus tiefer Berechnung) gewaltsam verschlossen, kalt und strenge. Fröhlichkeit haßte er an sich selbst, wie an andern, und wollte nur, daß jeder ebenso stille und abgemessen seinen Weg gehe und seine Untertanspflichten erfülle, wenn Albrecht ihn aufrief zur Steuer oder zur Heeresfolge in seine Fehden. Der Kriegsmann sollte tapfer, gelehrt der Priester, die Weiber züchtig sein und nichts anders, — jeder nur das stumme, blind gehorchende Werkzeug in seiner gewaltigen Hand. — Er allein sollte wissen: wie, wohin, wozu, warum? —
Nicht die Kirche und ihre Häupter vermochten etwas über seine Standhaftigkeit; den Glauben ehrte er aus redlicher Überzeugung, und weil der Glaube da, wo seine Gesetze nicht hindringen konnten, im innersten Gemüt, auf-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

richtigen Gehorsam und Ruhe gebot. Wie andere, so beherrschte er sich selbst. Nie — selbst im aufgereiztesten Zorne — hat er die Gesetze verletzt, nie seine Übermacht mißbraucht zur Befriedigung der Habsucht und Wollust — aber er sprach auch fast nie los, wo der Buchstabe des Gesetzes verdammte und der Geist verzieh.

List war aus seiner Staatskunst verbannt. Er ging einfach, ohne Schonung, den Weg der Macht. Unglück trug er mit starker Seele und harrte geduldig und besonnen des günstigern Augenblicks. Daß ihm mehrmals nach dem Leben getrachtet worden, änderte ihn nicht im geringsten. Ängstliche Vorsicht lag durchaus nicht in ihm.

Schlaflos und unaufhörlich denkend bei Nacht, unruhig bei Tage, verschwiegen wie das Grab; — starke finstere Züge, durch öftere Augenkrankheiten noch mehr zusammengezogen; — die Sprache derb und heftig; — viel von Rudolfs Geist, seine ganze Kraft, — aber was diese gewannen, durch Ton und Manier wieder verderbend, in denen er dem Vater völlig entgegengesetzt erscheint, — so war Albrecht. — —

Am Hasenbühel geschah (am 2. Juli 1298) die Schlacht um das römische Reich. Albrecht hatte den Seinen befohlen, mit ihren zweischneidigen gespitzten Schwertern bloß die Pferde der Feinde niederzustechen und auf Adolf einzudringen; des Blutes aber nach Möglichkeit zu schonen. Die Österreicher und Kärntner hielten starkmütig den ersten Stoß der Feinde auf, indem stürmte Adolf von Nassau mit verhängtem Zügel in den Haufen, welchen Albrecht führte, stürzte und verlor den Helm. Nichtsdestominder rief er mit gesenkter Lanze Albrechten an: „Hier sollst du mir wohl das römische Reich lassen!" Dagegen Albrecht: „Das steht allein in Gottes Hand", und durchstieß Adolfen das Auge. Zugleich wurde sein Streitroß durchbohrt und der Rauhgraf erschlug ihn vollends. Darauf folgte eine allgemeine Flucht. Über sechzig Grafen wurden gefangen, erschlagen kaum etlich hundert Mann, dagegen lagen über 3000 erstochene Pferde auf der Walstatt. So groß war die Hitze des Tags, daß viele mannhafte Streiter in ihren Rüstungen erstickten. Adolf, der die Krone weder rühmlich erworben, noch getragen, verlor sie doch rühmlich, im ehrlichen Kampfe, indem er sie mit Löwenmut verfochten hatte. (Joseph Freiherr von Hormayr, Österreichischer Plutarch, 1807/1814.)

DON JUAN D'AUSTRIA

Don Johann war in der Blüte männlicher Jugend und Kraft. Wenn er in den neapolitanischen Winterfesten, zu denen er vom Siege wegging, in dem Kreise der Frauen erschien, eine mäßige wohlgeformte Gestalt, das lange blonde Haar, wie er zu tun aufbrachte, mit einer gewissen Anmut von den Schläfen rückwärts gestrichen, mit den angenehmsten Manieren und voll freudiger Munterheit, kann man denken, ob er ihnen gefiel. Er ritt am besten; im Turnier, in der Handhabung der Waffen übertraf ihn kein anderer; man sah ihn nach Tische fünf bis sechs Stunden Ball schlagen und sich nicht sparen, denn auch hierin wollte er der erste sein. Doch genügte ihm dies nicht. Er wußte wohl, welch einen Wert es habe, beredt, höflich, gewandt und unterrichtet zu erschei-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nen. Er nahm sich mit auswärtigen Gesandten sehr wohl zusammen; wenn er früh mit Sekretären und Staatsräten den Geschäften obgelegen, zog er sich häufig des Nachmittags zu den Studien zurück. Er erwarb hierin das Lob, nach dem er strebte: doch auch das stellte sein Herz nicht zufrieden. Seine ganze Seele, unerfüllt von dem, was ihm täglich gewährt, unbegnügt mit dem, was ihm bereits gelungen war, trachtete dürstend nach größerer Ehre. Er redete von nichts als von Kriegstaten und Siegen. Er behauptete, er würde sich aus dem Fenster stürzen, wenn er sähe, daß jemand lebe, dem mehr nach Ruhm verlange als ihm. Sein Spruch war: „Wer nicht vorwärts strebt, geht zurück." (Leopold von Ranke, Fürsten und Völker von Südeuropa im 16. und 17. Jahrhundert, 1827.)

WOLTHER VON PLETTENBERG, HEERMEISTER IN LIVLAND

Am weitesten ist Wolther von Plettenberg als Russensieger bekannt. Wie er die feindlichen Heere in zwei Jahren zweimal schlug: die sagenbildende Phantasie hat mit Vorliebe dieses Stoffes sich bemächtigt. Man sieht ihn mit seiner kleinen Schar unerschrocken ausziehen; während draußen die Russen sich sammeln, betet er in der Kapelle bei Maholm, dann bricht er auf und wirft sich unter die Feinde. Vom Morgen bis spät in den Abend währt der Kampf. Tagelang fließen auf der Walstatt die Bäche von Blut gerötet. Das Jahr darauf steht er auf russischem Boden; noch kleiner ist das Häuflein der Seinen; todmüde kämpfen sie zuletzt auf den Knieen und siegen. Da ist der Trotz des Großfürsten von Moskau gebrochen; er selber — es ist unerhört — sendet um Frieden; alles, was der Sieger vorschreibt, beschwört er: so erkämpft der Meister seinem Lande ehrenvolle Ruhe auf fünfzig Jahre und löst seine Gelübde. — —

Ihm war es nicht gegönnt, erdrückende Aufgaben spielend zu lösen: nicht für glückliche Zeiten war er geboren. Mitten im Jammer seines Geschlechts rang er den schweren Kampf, wo alles den Einsturz drohte, unerschüttert aufrecht zu stehen; nicht zu verzweifeln, wo alles Ringen fruchtlos erschien. Die bittere Weihe zu diesem Geschicke hat er frühe empfangen. Von wenig Getreuen gefolgt, in der Mitte gemieteter Knechte mußte er den Streit der Minderheit gegen erdrückende Überzahl kämpfen. Zweimal hat er gesiegt, beide Male sind die Russen gewichen. Allein unfruchtbar blieben auch die glänzendsten Siege. Man sehe Livland und Rußland im Kampfe: die kleine Kolonie, im Rücken das Meer, zweideutige Nachbarn an den Flanken, an Hilfsmitteln arm, an Männern nur zu leicht erschöpfbar, den unermeßlichen Gegner mit unerschöpflichen Horden im Antlitz. Für tausend Erschlagene brachte das nächste Jahr zehntausend ins Feld, das dritte zehnmal zehntausend. War Pleskow verwüstet, so warfen Twer und Moskau ihre Scharen vor und vom Dniepr bis zur Wolga ritten wie verheerende Wolkenbrüche die Tartaren heran. Unsterblichen Ruhm hatte der Held sich erstritten und doch keinen Frieden. Als Gnadengeschenk hat er ihn sich von den Polen müssen erbetteln lassen, und, während diese, an allen Enden geschlagen, mit dem Zaren selber verhandeln, werden die Boten des Russensiegers verächtlich nach Pleskow und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nowgorod verwiesen, mit den zarischen Statthaltern um Frieden zu dingen, verhängnisvolle Bedingungen einzugehen und unter barbarischem Hohn kaum ihr Leben nach Hause zu retten. Nicht einen Frieden, nicht fünfzig Jahre der Ruhe: nur einen Stillstand, nur sechs Jahre der Ungewißheit bringen sie heim und die Aussicht auf blutigere Fehden.

In jenen Russenkämpfen scheint dem Helden zum Voraus die Summe seines Lebens gezogen: siegen und nicht des Sieges genießen. Nicht wie von Wundern gekrönt, nicht in der Fülle heroischen Selbstgefühls tritt er sein Amt an, des Landes zu walten: unter schweren Sorgen geht ihm die Zukunft auf, unter Gefahren von außen und gefährlicherer Feindschaft im Lande.

Von Jahr zu Jahr wachsen die Gefahren: von Jahr zu Jahr seine nie erschütterte Ruhe. Man sehnt sich, endlich ihn hineingerissen zu sehen in eine gewaltige Katastrophe, zu wilder Kraftanstrengung, zum Selbstvergessen seiner gemessenen Weisheit. Überall sucht er Frieden. So oft der innere Hader sich erneut: so oft hält er ihn nieder; so oft er ihn niedergehalten: so oft erneut sich der alte Hader. Über zwanzig Jahre sind so vergangen, seit er die Russen geschlagen; die halbe Welt ist aus den Angeln; eine andere Zeit ist angegangen in den Herzen und in den Gemeinen; alles strebt einer tiefen Erneuerung entgegen; die alte livländische Konföderation wird erschüttert in ihren Grundfesten — dennoch bleibt sie unverändert und unverändert in ihr der weise, alternde Meister.

Im livländischen Staatenbunde waren von frühe zwei Stellungen scharf ausgeprägt und gegeneinander gemessen. Die Bischöfe bilden gleichsam den Chor des Dramas; zwar mischen sie sich gelegentlich in den Streit der Helden; auch haben sie ihren häuslichen Hader: im Vordergrund der Bühne, in ununterbrochener Aktion erscheinen nur Erzbischof und Heermeister, selten in freundlicher Begegnung, nicht selten in offenem Kampfe, ihnen zur Seite der Chor, bereit, dem Sieger die Palme zu reichen. Das fünfzehnte Jahrhundert ist erfüllt von blutigen Greueln dieses Hasses. Als mit dem Anfang des sechzehnten neben dem männlich-jugendlichen Plettenberg der alte Erzbischof Michael auf den russischen Schlachtfeldern ausliegt, da ist nach langer Zeit die erste Pause eingetreten in der erbitterten Fehde; auf lange Zeit ist es zugleich die letzte. Nur einmal wieder, nach einem halben Jahrhundert, stehen Erzbischof und Heermeister eines Sinnes nebeneinander, zum letzten Male, ehe beide Titel erlöschen, reichen sie sich die Hände, um — gemeinsam das Vaterland zu verkaufen. Zwischen diesen beiden Pausen, zwischen 1509 und 1557, in einer Periode von vierzig Jahren steigert sich die letzte Phase des Jahrhundertalten Kampfes zur vollen Spannung einer Katastrophe, und, als sie vorüber, fällt die gesamte livländische Konföderation. — —

In Livland war alles auf Traditionen begründet. Die Stifter ruhten auf dem Begriff der Kirche und des kanonischen Rechtes; der Orden auf dem Gelübde des Gehorsams, der Armut, der Keuschheit: auf seinem Banner führte er das Bild der Gottesmutter; im Namen Mariä waren ihm Ehre und Existenz besiegelt. Mit allen diesen Mächten und Traditionen brach die Reformation. An die Stelle des Gehorsams setzte sie das Gewissen, an die Stelle der Armut die Säkularisation der Güter; an die Stelle der Keuschheit die Ehe; das Bild der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gottesmutter löschte sie aus; die heiligen Banner zerriß sie: ihr galten nur Gelübde, wie jeder Tag sie neu formte. Ihre Heere waren gemischt aus Gläubigen und Räubern. Sie hatte den Himmel verheißen und zugleich die Erde. Nur wenig Auserwählten war ihre Weihe erschlossen; halbverstandenen Sprüchen entnahm die Menge nur das Gemeine, das ihr verwandt war.

Wie überall, so ging auch hier im Lande die Saat der neuen Lehre am frühesten in den Städten auf: der Begriff bürgerlicher Freiheit, bürgerlich-starrsinniger Selbstsucht fand an dem irdischen Prinzipe der Reformation ein innig verwandtes Moment, doch war auch der Adel bereits ergriffen von der Bewegung, und unaufhaltsam von unten her schien sich die Auflösung der livländischen Konföderation anzukündigen, denn nicht lange mehr hätten die Herren vermocht, wider die Strömung anzukämpfen: sie mußten ihr folgen oder untergehen. — —

Solcher Gemeinschaft, solcher Gewohnheit gehörte der alte Meister selbst an. Sein Geburtsland hatte ihn dazu erzogen, seine zweite Heimat zu hohen Würden erhoben und im Gefühle derselben Traditionen befestigt. Er war nicht der Mann, das Gesetz zu brechen, das in ihm lebte. Er war auch der Tor nicht, an das Wunder zu glauben, daß derselbe Hammerschlag den Bau zu stürzen und zu erneuern vermöchte. Das Maß seiner Wirkung fand er unabänderlich gezogen: mit den Mitteln, welchen er gebot, konnte er nur erhalten oder zerstören. Er wurde Erhalter.

Und nicht nur Erhalter. Selbst unter den spärlichen Zeugnissen seiner Zeit fehlt es an Merkmalen nicht, daß er weiterzubauen gedachte. Ohne Aufsehen und Lärm, ohne Hast und Überstürzung sieht man ihn unablässig einen Plan verfolgen.

Und allerdings liegt es in seinem Plan, Herr des Landes zu werden. Tiefer als die hadernden Parteien, ausdauernder als die heißköpfigen Freunde, fühlt er das Bedürfnis einheitlicher Macht.

Nur daß sie ihm Mittel, nicht Zweck ist. Nur daß er kein Ziel kennt, als das Wohl des Landes. Nur daß er nicht zaudert, das Werkzeug zu zerbrechen, sobald es sich wider das Ziel empört und wider den Meister. Das ist der Schlüssel zum Verständnis des Mannes.

Von Phase zu Phase schreitet er selbstbewußt vor. In blutigen Schlachten wehrt er den gefährlichsten Feind ab. Dann ergreift er kräftig die Verwaltung des Landes. Frühe ist er entschlossen, die Oberhoheit des Erzbischofs nicht zu dulden: als Gleicher stellt er sich ihm gegenüber. Mit Milde und Ernst versöhnt er unermüdlich die Parteien, Das Zerwürfnis der Zeit, die eigene Würde und Weisheit sichern ihm ungesucht das Amt des Vermittlers, des Richters. Die Reformation kommt ins Land, den Erzbischof bedroht sie mit völligem Sturze, dennoch bleibt Plettenberg seiner Aufgabe getreu; so lebhaft er der neuen Lehre sich zuneigen mag, sicheren Auges ermißt er die Gefahr umstürzender Neuerung; nicht tritt er ihr in den Weg; er dämmt sie ein; er rettet den Feind, aber bewahrt auch das Land: und reinigt und tränkt sie, statt zu zerstören. So tritt er in die dritte Phase. Unterdes hat er vom Hochmeister die Oberhoheit über Harrien und Wirland erworben. Als in Preußen der Ordensstaat fällt, entzieht er sich nicht dem Gesetze des Ordens, doch gibt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

es in Wirklichkeit niemand mehr über ihm, als Kaiser und Papst. Mitten im Vollgefühl seiner Macht bleibt er derselbe. Kaiser Karl erhebt ihn zum Fürsten und setzt ihn damit in der Ordnung des Reiches den Ersten zur Seite. Es ist am Vorabend des Jahres 1526, als die Ereignisse plötzlich sich überstürzen. Der fast schon vollzogene Landesverrat des Erzbischofs drängt zur Entscheidung; die Stände treten zusammen und rufen den Meister zum Herrn aus: die Katastrophe kündet sich an.

Bis hierzu ist er von Stufe zu Stufe gestiegen unter dem Schatten des Rechts; mit der höchsten Macht hat er noch jederzeit die höchste Gerechtigkeit vereinbart. Noch einen Schritt, und er steht am Ziele. Die Stände drängen, nicht länger zu zögern.

Allein, was sie begehren, hat einen anderen Sinn. Die alte Konföderation wollen sie sprengen: ein neues Gesetz soll herrschen. Den Eckstein soll er zerschlagen, das alte Recht, und sich zum Gesetz machen. Er zögert nicht lange; er hält seinen Schritt zurück: so fällt der Anschlag der Exaltierten.

Allein, in aller Mäßigung entsagt er nicht seinen Plänen. Wenige Monate darauf sehen wir alle Herren und Stände ihm als Schirmherrn schwören, darunter der Erzbischof selber. Die Konföderation bleibt bestehen; die Herren bleiben im Lande, jeder Stand in seinen Rechten; scheinbar ist alles beim alten. Und doch, welche tiefe Erneuerung, welcher Umschwung der Dinge, welche Zukunft voll Macht und Frieden und in der Fülle der Macht welche Weisheit. Kein Feind ist gekränkt, weder drinnen noch draußen. Den Herrn, wie die Stände ihn ausriefen, war der König von Polen, der Protektor des Erzstifts, berechtigt, genötigt, mit allen Waffen der Intrigue und des Krieges zu stürzen. Dem Protektor gegenüber ist der Protektor entwaffnet. Das größtmögliche Maß der Macht ist gewonnen in Frieden, in Einigkeit, in Aussicht glücklicherer Zeiten.

Tiefer als irgendein Staatsmann vor oder nach ihm hatte er das Lebensgesetz dieses Landes begriffen, seine Mittel gewägt, die Höhen gemessen, zu denen er hinaufzureichen vermochte. Fern jeder eitlen Überschätzung, jeder träumerischen Überstürzung, faßte er fest das Erreichbare ins Auge und erstrebte nicht mehr und nicht minder. Erhalten wollte er und erneuern, stützen und krönen, vollenden und veredeln: nicht zerstören, nicht alles wagen, wo nichts zu gewinnen stand, als unabwendbarer Untergang. — —

Bedürfte es der Folie für seine Größe, für jene unerreichte Mischung von weiser Mäßigung und männlichem Willen: die nach ihm kamen, würden sie bieten, vom ersten bis zum letzten, bis zu jenem Kettler, welcher das Land verkauft und verraten und sich dann schrieb von Gottes Gnade. Da war das Programm erfüllt des Tages von 1526. Da gab es einen erblichen Herrn und neben ihm keinen der alten Herren im Lande; aber der Herr war Knecht des Königs von Polen, und überall in den Landschaften herrschten fremde Gesetze, und vom Erbteil der Freiheit war lange nichts zu spüren, als Haß und Verrat, Unwillen aller gegen alle, Ermattung, Ohnmacht, Verödung der Herzen und Geister ohnegleichen.

Da war der alte Meister längst tot und mit ihm seine Entwürfe.

Keinen hat ein so reines Andenken überlebt mitten in dem parteizerrissenen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lande. Einstimmig galt er Zeitgenossen und Nachkommen als ein würdiger Herr, ein zuverlässiges Haupt, ein weiser, vorsichtiger Fürst. Allein, ob ihn am meisten der Ruhm zierte, allen gerecht geworden zu sein und niemand geschädigt zu haben, nie hat er zaghaft gehießen oder der Tatkraft bar. Man erzählte sich gerne, wie er gestorben: in hohem Alter, nicht im Bette, nicht gebrochen: vor dem Altar in Wams und Kleidung. Es zeigt, wie man ihn sich zu denken gewohnt war: aufrecht und männlich gefaßt. Und mächtig durch das Gedenken seines milde regierenden Alters bricht sich das Zeugnis Bahn von der würdigen Tatkraft des Mannes, blitzt die Erinnerung durch an seine Jugend, da er die Russen geschlagen. (Karl Schirren, Walter von Plettenberg, 1859.)

ERZBISCHOF WOLF DIETRICH VON SALZBURG

Erzbischof Wolf Dietrich stammte aus dem schwäbischen Geschlechte der Ritter von Raittenau in Langenstein und war der Sohn des kriegstüchtigen kaiserlichen Obersten Hans Werner von Raittenau. Am 2. März 1587 als jüngster der Domherren zum Erzbischof erwählt, war er einer der interessantesten Fürsten seiner Zeit, der ein tragisches, für einen geistlichen Machthaber seltenes Geschick erfuhr. Anfangs von der Restaurationspartei mit Jubel empfangen, überwarf er sich allmählich mit seinem Kapitel, seinen Untertanen und den Parteien im Reich und wurde schließlich, als ihn Herzog Maximilian wegen seines Einfalles in Berchtesgaden mit Krieg überzog, von allen verlassen, so daß er seine Tage im Kerker beschließen mußte.

Wolf Dietrich war im Besitz der reichsten Geistesgaben und wohl belesen, aber ein eigenwilliger und ehrgeiziger Fürst, hochmütig und anmaßend und von einer Energie, die sich bis zum Eigensinn steigern konnte. Seine Handlungen entsprangen fast nur der Absicht, seine Person im Ansehen zu heben und seine Macht zu zeigen. Er liebte äußeren Glanz und weltliche Fürstenmacht, ja sogar Verschwendung, und kümmerte sich erst in zweiter Linie um die Pflichten eines Bischofs. Dieses ruhmsüchtige Streben nach Macht und Glanz, nach Verherrlichung der eigenen Person ist es, dem wir den großen Einfluß Wolf Dietrichs auf die Kunst in Salzburg, insbesondere seine Bedeutung für die bauliche Entwicklung der Stadt, zuzuschreiben haben.

Einen großen Teil seiner Jugendjahre hatte Wolf Dietrich am Hofe seines Oheims, des Kardinals Marx Sittig in Rom, zugebracht. Es ist für die Frage nach der Ursache des italienischen Gewandes von Salzburg sehr wichtig. Wolf Dietrich ist ja derjenige, der um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts in Salzburg jene staunenswerte Bautätigkeit entfaltet hat, die für die Stadt geradezu eine Neugründung bedeutet. Bei diesem Oheim, der in Üppigkeit fern von seiner Diözese lebte, ungeheure Summen verausgabte und prächtige Kirchen und Paläste baute, entwickelten sich in dem jungen Wolf Dietrich alle die genannten Eigenschaften, die dann später in Salzburg durch seine Handlungen offenen Ausdruck fanden. Die leidenschaftliche Baulust aber konnte bei dem aufgeweckten, für alles Prunkvolle und Großzügige empfäng-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lichen Jüngling nicht ausbleiben, da er in Rom, wo er das Collegium Germanicum besuchte, Prachtbauten jeder Art in Hülle und Fülle vorfand, die Renaissance in ihrer vollsten Reife bewundern konnte und überdies die herrliche Peterskirche ihrer Vollendung entgegengehen sah. Kein Wunder, wenn die italienische Renaissance sein Ideal wurde, und wenn er, nachdem er zum Bischof erwählt war, sich ebenfalls einen großartig angelegten Fürstensitz träumte mit großen Palästen, freien Plätzen und einem erhabenen, mächtigen Dom. Hier nun zeigt sich seine Zähigkeit und Energie, sein geradezu eigensinniges Festhalten an einem gefaßten Beschlusse: er nahm sich vor, nach dem Ebenbilde Roms aus Salzburg einen glänzenden Bischofssitz in italienischer Renaissance zu machen, also konnten ihn keine noch so großen Schwierigkeiten abschrecken, alles zur Verwirklichung dieses Planes aufzubieten. Wenn ihm die Erreichung des Zieles nur zum Teil gelang, so ist daran hauptsächlich die immer schwieriger werdende Geldfrage, aber auch er selbst schuld, der sich nach und nach alle Hilfsfaktoren durch seinen Egoismus verfeindete: Bayern und Österreich, das Domkapitel und die Untertanen.

Die Geldmittel reichten nicht aus, weil seine Verschwendungssucht ihn an der konsequenten Verfolgung des Planes hinderte. Eine Unzahl wertvoller Geschenke, hauptsächlich an die Mitglieder seiner Familie, verschlang ebenso wie seine große aus Motiven der Eitelkeit hervorgegangene Wohltätigkeit und seine soldatischen Neigungen kolossale Summen, nicht minder seine glänzende Hofhaltung bei der Anwesenheit hoher fremder Gäste. Wolf Dietrich gefiel sich darin, für den reichsten unter den Kirchenfürsten Deutschlands zu gelten. Er mußte also fortwährend darauf bedacht sein, die Einnahmen zu erhöhen. Da aber die Salzausfuhr, die Haupteinnahme des Stiftes, auch nach wiederholter Zollerhöhung bei weitem nicht reichte, um seine Bedürfnisse zu befriedigen, so führte er eine Reihe besonderer Steuern ein und trug auch nicht Bedenken, diese gewaltsam einzutreiben. Dadurch machte er sich allüberall mißliebig, und die zahlreichen Bauten, die er mit dem Gelde aufführte, fanden infolgedessen weder beim Kapitel, noch bei der Bevölkerung Billigung. Dabei war Wolf Dietrich weit entfernt, aus eigenem Vermögen zur Bestreitung der Baukosten beizusteuern, im Gegenteil, er bereicherte sich, wo es möglich war, persönlich aus den eingetriebenen Geldern.

Für Salzburg bedeutet seine Bautätigkeit eine vollständige Umwälzung. Das spießbürgerliche Aussehen der hochgiebeligen mittelalterlichen Wohnhäuser, der ernste Charakter der alten Kirchen entsprachen nicht dem durch die lebenssprühende Renaissance in Rom verwöhnten Geschmacke Wolf Dietrichs. Er ließ daher ganze Stadtviertel niederreißen und führte neue Häuser auf, legte Plätze an, errichtete Paläste, nahm nach der neuen Stilweise Veränderungen in Kirchen vor, ließ mehrere Kirchen niederreißen, baute andere neu auf und trug sich zuletzt mit dem Gedanken, Salzburg einen großartigen Dom nach dem Vorbilde von Pt. Peter zu geben. Hierin kam ihm der Brand des alten Domes im Jahre 1598 zu Hilfe, und es erfolgte nach der Niederlegung des alten in der Tat die Grundsteinlegung für den projektierten neuen Dom im Jahre 1611. Bei längerer Regierungsdauer wären zweifellos noch andere Veränderungen in der Stadt vorgenommen worden, bis sie schließlich vollständig

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

modernisiert gewesen wäre. Erfreulicherweise sind uns aber noch einige treffliche Zeugen des Mittelalters erhalten geblieben.
Wenn Wolf Dietrich in seiner bekannten Ruhmessucht die Absicht gehabt hat, durch die durchgreifende Veränderung der Stadt sich und seinem Namen für alle Zeit ein Denkmal zu setzen, so hat er diesen Zweck zweifellos glänzend erreicht; denn wer denkt nicht bei Betrachtung der Stadt an ihn? Wäre vollends der projektierte Dom mit seinen riesigen Dimensionen aufgeführt worden, wer wollte dann der ohnehin schon viel gebrauchten Bezeichnung von Salzburg als dem „deutschen Rom" die Berechtigung absprechen? (Anton Eckardt, Die Baukunst in Salzburg während des XVII. Jahrhunderts, 1910.)

WALLENSTEIN

Wallenstein sah es gern, wenn große Herren in seinen Dienst traten; aber auch Kaufmannssöhne — wie besonders erwähnt wird —, frühere Juwelenhändler, Emporkömmlinge selbst aus der dienenden Klasse waren ihm willkommen. Selbst auf Körpergröße gab er nichts; nur auf die Fähigkeit, den Dienst auszuhalten, kam es ihm an; mochten dann die Schwachen zugrunde gehen. Er kannte nur den militärischen Rang, in welchem er weitere Abstufungen einführte. Er liebte es, neue Regeln zu geben; selbst der Schlag der Trommel wurde verändert. Bei dem Gemisch der Nationen, Bekenntnisse, Stände war das unverbrüchliche militärische Gesetz ein doppelt unbedingtes Bedürfnis der Schlagfähigkeit. Die kleinsten Fehler — wie Eigenmächtigkeiten in der Kleidung — wurden bestraft, wie man sagte, um größere zu verhüten. Wenn man im Felde stand, ward etwas mehr nachgesehen, doch nichts, was die Unterordnung hätte gefährden können. „Ich will nicht hoffen," sagte er auf einlaufende Klagen, „daß einer unserer Offiziere sich so weit vergessen hat, unsere Ordonnanzen zu despektieren." Dem Markgrafen Wilhelm von Baden-Baden ward in den herbsten Worten verwiesen, daß er sich „dessen anmaße, was ihm nie anbefohlen worden sei". Eine Beförderung ist wohl deshalb versagt worden, weil die neue Stellung den Ansuchenden seiner Gemütsart nach zu Handlungen verleiten würde, um deren willen man ihm den Kopf vor die Füße legen müßte. Die Ausschreitungen, an denen es freilich nicht fehlte, sollte kein Oberer ungeahndet lassen; Nachsicht hierbei fand Wallenstein sträflich und drohte, es mit Exekution an Leib und Leben zu ahnden. Plündernde sind auf der Stelle gehenkt worden. Von Schonung wußte er nichts, weder im Dienst, noch vollends dem Feinde gegenüber. Den Antrag, den ihm einst König Gustav Adolf machte, nach dem Vorgang der niederländischen Kriege eine Übereinkunft zu schließen, daß bei einem Zusammentreffen mit sehr verschiedenen Streitkräften die schwächere Partei sich ohne zu schlagen ergeben dürfe, verwarf er mit den trotzigen Worten: „Sie mögen kombattieren oder krepieren." Das oberste aller Verdienste war bei ihm tapferes Verhalten; nur dadurch erwarb man sich persönliche Rücksicht. Wie Piccolomini die entschiedene Gunst des Generals hauptsächlich der Tapferkeit verdankte, die er an der Spitze seiner Reiterei in der Schlacht von Lützen bewiesen hatte, so erwarben sich der Kroatengeneral Isolani bei einem Angriff

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auf die Schweden bei Ansbach, der Graf Dohna bei der Eroberung von Chemnitz seine Freundschaft. Er hielt immer eine Anzahl goldener Ketten in Bereitschaft, um auf der Stelle belohnen zu können; er erhob selbst in den Adelsstand; seine Kriegskasse war angewiesen, die Kosten für die Ausfertigung der Diplome zu tragen. In sehr außerordentlichen Fällen ersuchte er aber auch den Kaiser, einem Befehlshaber seine Zufriedenheit auszudrücken. Um für erledigte Stellen einen Ersatz in Bereitschaft zu haben, sah er es gern, wenn sich Volontäre in seinem Lager aufhielten; doch wollte er nicht, daß sie der öffentlichen Sache lediglich auf ihre eigenen Kosten dienten; in dem Maße, daß sie sich brauchbar zeigten, wies er ihnen gute Quartiere an. Auch jedem untergeordneten Verdienst widmete er seine Anerkennung; man hörte ihn sagen: der hat hier das Beste getan, dieser dort; dem dankt man diesen Erfolg, dem einen anderen. Er belohnte gern; doch hatte es fast noch mehr Wert, wenn er einem die Hand auf den Kopf oder die Schulter legte und ihn dann lobte. Wer bei einer rühmlichen Handlung fiel, den ehrte er im Tode; er begleitete ihn bei seiner Beerdigung. Feigheit wurde nicht allein verachtet, sondern bestraft, selbst mit Grausamkeit; auch das Mißlingen, wenn einigermaßen verschuldet, galt als Verbrechen. Wenn er dann zu einer Beförderung schritt, etwa einem gemeinen Soldaten die Stelle eines Hauptmanns verlieh, so nahm er es nicht übel, wofern dieser versäumte, ihm persönlich seinen Dank darzubringen, denn er beweise dadurch die Einsicht, daß er seine Bevorzugung nicht der Gunst verdanke, sondern allein dem Verdienst.
Niemand hätte sich weigern dürfen, seine Ehre im Zweikampf zu verteidigen. Wer das tat, wurde aus dem Heere gestoßen. Mancher hat seine Gunst gewonnen, indem er sich einer Strafe widersetzte, die seine Ehre beleidigte, und sich lieber der Gefahr des Todes aussetzte, als der Schmach. Höchst widerwärtig waren ihm Empfehlungen vom Hofe, er hat sie mit Scherz oder auch mit Hohn abgelehnt. Wer sich in allzu schmuckem Aufzug zum Dienst meldete, den hat er wohl an die behäbige Hofhaltung eines Kardinals gewiesen, für welche das passe; im Feldlager würde der Rauch des Geschützes das feine Gesicht verunstalten. — —
Er war ein geborener Kriegsfürst. Solange er gesund war, liebte Wallenstein, mit den Obersten zu speisen, denn nichts verbinde die Gemüter mehr als heiteres Gelag. Aber bei aller guten Kameradschaft hielt er doch den Anspruch der unbedingten Unterordnung fest. Wenn er im Feldlager einherging, wollte er nicht gegrüßt sein; wenn er sich dann in sein Quartier zurückzog, so hielt er darüber, daß niemand in der Nähe desselben mit Pferden und Hunden erscheinen, mit klirrenden Sporen daherschreiten durfte. Außerhalb des Feldlagers liebte er eine Pracht zu entwickeln, mit der kein Fürst wetteifern konnte. Was hatte er sich in Prag für einen prächtigen Palast erbaut, mit Säulenhallen, geräumigen, hellen, kunstgeschmückten Sälen, dunklen, kühlen Grotten! In seinem Marstall fraßen dreihundert ausgesuchte Pferde aus marmornen Krippen; wenn er ausfuhr, geschah es mit einer langen Reihe zum Teil sechsspänniger Karossen. Vogelhäuser fast im orientalischen Stil, sorgfältig erhaltene Fischteiche fand man in seinen Gärten. Vom Schlosse in Sagan erzählt man, er habe es zu dem achten Wunder der Welt machen wollen. Er hat zugegeben,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

daß man ihn als Triumphator malte, seinen Wagen von vier prächtigen Sonnenrossen gezogen.

Er war kein Freund von Zeremonien; wie oft unterbrach er lange, von Äußerungen der Untertänigkeit angeschwellte Anreden deutscher Gesandten; er spottete der tiefen Reverenzen, wie sie damals am römischen Hofe gang und gäbe wurden; — aber er liebte von Anfang an den Pomp einer prächtigen Umgebung. Seine Pagen, die er gern aus den vornehmsten Geschlechtern nahm, erschienen in blauem Samt, wie mit Rot und Gold auf das prächtigste angetan, so war seine Dienerschaft glänzend ausgestattet; seine Leibwache bestand aus ausgesuchten Leuten von hoher und schöner Gestalt; er wollte besonders, seit er Herzog von Mecklenburg geworden war, durch die Äußerlichkeit eines fürstlichen Hofhaltes imponieren. Er lebte mäßig; aber seine Tafel sollte auf das trefflichste bedient sein. Es gehörte zu seinem Ehrgeiz, wenn er sagen konnte, daß einer und der andere seiner Kämmerer in kaiserlichen Diensten gestanden. Niemand bezahlte reichlicher.

Er hatte sich in Italien die Sitte und Art der gebildeten Welt angeeignet. Unter anderem weiß man, wie sehr er die Damen des Hofes zu Berlin, als er einst daselbst erschien, einzunehmen wußte; von den Anmaßungen, die einige seiner Obersten vor sich hertrugen, war bei ihm nicht die Rede.

Aber wehe dem, der ihn in Zorn versetzte! Wie in seiner Jugend, so in seinem Alter, war er dann seiner selbst nicht mächtig; er war wie mit Wut erfüllt und schlug um sich; — man ließ ihn toben, bis es vorüber war. Man bezeichnete seinen Zustand mit dem oberdeutschen Ausdruck Schiefer; er kannte ihn wohl und suchte die Anlässe, die ihn hervorriefen, zu vermeiden.

Er liebte die Aufregung des Gesprächs, in welchem sich leidenschaftliche Aufwallungen eines leichterregten Selbstgefühls Luft machten; die fernsten Aussichten erschienen als gefaßte Entwürfe, die momentanen Ausfälle als wohlbedachte Feindseligkeiten. Von denen, die ihn kannten, wurden sie als das, was sie waren, mit dem Worte Boutaden bezeichnet; in die Ferne getragen, machten sie vielen Eindruck.

Jedermann, der in seine Nähe kam, litt von seiner Launenhaftigkeit, seinem zurückstoßenden Wesen, seinem gewaltsamen, rücksichtslosen Gebaren. Sein Ruf schwankte zwischen zwei Extremen: daß er das wildeste Untier sei, welches Böhmen hervorgebracht habe, oder der größte Kriegskapitän, dessengleichen die Welt noch nicht gesehen.

Sein Antlitz erscheint, wie es die bestbeglaubigten Bilder darstellen, zugleich männlich und klug; man könnte nicht sagen groß und imposant. Er war mager, von blasser, ins Gelbe fallender Gesichtsfarbe, von kleinen, hellen, schlauen Augen. Auf seiner hohen Stirn bemerkte man die Signatur der Gedanken, nicht der Sorgen: starke Linien, keine Runzeln; früh ward er alt; schon in den vierziger Lebenjahren erbleichte sein Haar. Fast immer litt er am Podagra. In den letzten Jahren konnte er nur mit Mühe an seinem spanischen Rohre einherschreiten; bei jedem Schritt sah er um sich.

Aber in ihm lebte ein feuriger Impuls zu unaufhörlicher Bewegung, Unternehmung, Erwerbung; durch seinen Gesundheitszustand nicht allein nicht erstickt, sondern eher angereizt, der ehrgeizige Trieb, sich nach allen Seiten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geltend zu machen, seine Macht und die Bedeutung seines Hauses zu gründen und die alten Feinde zu seinen Füßen zu sehen. (Leopold von Ranke, Geschichte Wallensteins, 1869.)

PAPPENHEIM

Pappenheim, nach erfülltem 16. Jahre schon Reichshofrat, folgte lieber dem Rufe des heißkochenden Blutes, das ihm bei der Geburt zwo rote kreuzweise Striemen gleich Schwertern auf die Stirne gezeichnet, aus denen der Aberglaube schon damals seinen Kriegsruhm weissagte. Er ward darauf dem Schwedenkönige durch mehrere Züge der höchsten Bravour als Volontär im polnisch-russischen Kriege bekannt. In der Prager Schlacht ward er unter einem Haufen Toter, nach einem vollen halben Tage durch einen zufällig Vorübergehenden, der noch einige Lebenszeichen an ihm bemerkte, gerettet, darauf Bezwinger der rebellischen Bauern ob der Enns, viel gebraucht unter Wallenstein mit dem Degen und bei Unterhandlungen, von Gustav Adolf vorzugsweise mit dem Namen „des Soldaten" beehrt, von diesem und anderen Gegnern oftmals aufgesucht im Gewühle der Feldschlacht, sich mit ihnen gleich Homerischen Helden zu messen, kühn und stürmisch über alle Maßen und dabei von blödem Gesicht, ohne höhere militärische Bildung, durchaus nicht zur Leitung eines großen gediegenen Ganzen geeignet, aber nach Umständen ein vortreffliches Werkzeug. Wie gelebt, so gestorben; denn als er ein Jahr nach diesem Tage von Leipzig, den Kanonendonner von Lützen hörend, eines Trabes von Halle herbei auf den blutigen Walplatz kam, das Gefecht wiederherstellte, von zwei Musketenschüssen schwer getroffen, Gustav Adolfs Tod vernahm und durchaus noch einmal aufs Pferd wollte, verblutete er, von den Seinigen mit Gewalt in seine Kutsche gebracht, an dem heftigen Freudenruf: „Gottlob, so kann ich in Frieden fahren, weil dieser Todfeind des katholischen Glaubens doch noch vor mir aus der Welt hat müssen!" — Über hundert Narben zählte man an seinem Körper. (Joseph Freiherr von Hormayr, Österreichischer Plutarch, 1807/1814.)

DER FÄHNRICH UND SEINE FAHNE

Die Fahne des Fußvolkes, das Heiligtum der Kompanie, hatte kaum die Stangenlänge der unseren, aber ihr Seidenstoff reichte wie ein großes Segel fast bis zum Ende der Stange; es war schwerer Stoff, nach damaligem Zeitgeschmack mit aufgemalten allegorischen Bildern und kurzen lateinischen Sinnsprüchen schön verziert. Die „Cornete" der Reiterei, zuweilen ausgezackt, waren kleiner und wurden an der Stange befestigt wie unsere Fahnen. Nach der Fahnenfarbe wurden nicht selten die Regimenter benannt, zum Beispiel bei den Kursachsen, wo der Fahnengrund immer zweifarbig war: das schwarz und gelbe, blau und weiße, rot und gelbe Regiment; dann hatte von den zehn Fahnen des Regiments jede besonderes Inzeichen nebst Wahlspruch und verschiedene Verbindung derselben Regimentsfarben: geflammt, gestreift, in Rauten, doch die Haupt- oder Leibfahne wies zuweilen die Regimentsfarben nur im Saum. Im Ringe der geworbenen Kriegsleute wird das Fähnlein an die Stange ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bracht und aufgerichtet, der Oberst übergibt dem Fähnrich die Fahne und bindet sie ihm ein „als eine Braut und leibliche Tochter, aus der rechten Hand in die linke Hand, wo euch beide Arme abgeschossen oder abgehauen werden, sollt ihrs in den Mund nehmen; ist keine Hilfe noch Rettung da, so verwickelt euch drein, befehlt euch Gott, um darin zu sterben und erstochen zu werden, als ein ehrlicher Mann". Solange die Fahne fliegt und ein Stück an der Stange ist, sollen die Kriegsleute dem Fähnrich in den Tod folgen, bis alles über einen Haufen an der Walstatt liegt. Die Fahne soll über keinen Bescholtenen oder Missetäter fliegen; ist gegen den Fahneneid gefrevelt, so darf der Fähnrich die Fahne einschlagen und dem Frevler Fahne und Wacht verbieten lassen; dann muß dieser beim Troß gehen unter Huren und Jungen, bis zum Ausgang der Sache. Der Fähnrich soll ohne Erlaubnis keine Nacht die Fahne verlassen; wenn er schläft, soll er sie bei seinem Lager haben, sich nie davon trennen; wird sie ihm durch Verrat oder schelmische Diener von der Stange gerissen, so soll der Fähnrich dem gemeinen Kriegsmann mit Leib und Leben verfallen nach ihrem Willen. Er soll ein großer, kräftiger, männlicher, tapferer und fröhlicher Gesell sein, der erste beim Sturme, sonst freundlich mit jedermann, Fürsprecher und Friedensstifter; Strafen verhängt er nicht, daß sich kein Haß an ihn hänge. Im freien Felde bei fliegenden Fahnen werden Bestallung und Kriegsartikel vorgelesen; der Reiter darf sich ohne Erlaubnis nur so weit vom Zug oder Lager entfernen, als die Fahne gesehen werden kann; wer im Kampfe von der Fahne flieht, soll dafür sterben, wer den Fliehenden niedersticht, ist straflos. Wenn der Fahnenträger eine Festung oder Schanze verläßt, bevor er drei Stürme ohne Entsatz ausgehalten, verfällt er dem Kriegsgericht; das Regiment verliert die Fahne, wenn es aus Feigheit eine Festung vor der Zeit übergibt. Noch wars nicht lange her, daß das Spießrecht abgekommen war, das herbe Gericht der Landsknechte, wo vor dem Ringe der Gemeinen der Profos den Missetäter verklagte und vierzig erwählte Mann, Offiziere und Gemeine, das Urteil sprachen; auch damals schlugen beim Beginn des Gerichts die Fähnriche ihre Fahnen zusammen, steckten sie verkehrt mit der eisernen Spitze in die Erde und forderten ein Urteil, weil die Fahne nicht über einem Missetäter fliegen dürfe. Und war der Verbrecher zum Spießen oder als Schütze zum Arkebusieren verurteilt, dann bedankten sich die Fähnriche gegen den gemeinen Mann, schlugen die Fähnlein wieder auf und ließen sie fliegen gegen Aufgang der Sonne, trösteten den armen Sünder und versprachen, ihm auf halbem Wege entgegenzulaufen und ihn dadurch zu erledigen, daß sie ihn unter den Schutz der Fahne nahmen. Und wenn die Gasse gebildet war, traten sie an das Ende derselben, mit dem Rücken gegen die Sonne, der Verbrecher aber mußte die Kriegsleute segnen und um schnellen Tod bitten, dann gab ihm der Profos mit seinem Stab drei Schläge auf die rechte Achsel und stieß ihn in die Gasse. Wer aber unehrlich war, der wurde ehrlich, wenn die Fahne dreimal über ihn geschwenkt war, so der Steckenknecht, wenn er sich ordentlich gehalten und entlassen werden sollte. Der Fähnrich erhält alle drei Jahre Geld auf ein neues Fähnlein oder ein neues Kleid (achtzig bis hundert Gulden); dafür mußte er dem Fähnlein eine Verehrung geben, zwei Faß Bier oder Wein.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Fahne tragen war aber nicht nur ein wichtiges Amt, es war auch eine Kunst, welche Kraft, Gewandtheit und lange Übung erforderte. Denn das „Fahnenspiel" hatte schon vor dem Kriege den Soldaten viele bedeutsame Zeichen gegeben; in den Kriegsjahren und unmittelbar nachher erhielt es weitere Ausbildung; deutscher, italienischer, französischer und spanischer Brauch verbanden sich; es gab Ober- und Unterhiebe, Prassaden, Stockaden, Kavaden, das vollkommene und das verkehrte Rosenbrechen und andere kunstvolle Schwenkungen; ob das Tuch ganz, ob halb fliegen, ob es über die Stange laufen oder sich wie Wasserwellen bewegen durfte, alles war vorgeschrieben. Und zu vielen Schwenkungen der Fahne gehörten entsprechende Tritte und Biegungen des Körpers. Im Zirkelschwung drehte der Fähnrich die Fahne um das Haupt, er schwang sie zur rechten und linken Hand, in seinen Rücken, ja nach vorn und hinten durch die Beine; er warf die Stange in die Höhe, schoß, während die Stange in der Luft schwebte, sein Pistol ab oder zog den Degen, fing die Fahne dann wieder auf, schlug das Tuch von hinten um sich, stand majestätisch halb vom Tuch verhüllt, steckte den Degen zierlich wieder ein und machte Reverenz, indem er beide Knie beugte. Diese Bewegungen waren aber nicht allein um der Schönheit willen da, durch sie wurden seit dem Kriege auch die Marschweisen und einzelne Signale der Truppe vorgeschrieben; deutscher Marsch, Burgundermarsch, alter Schweizermarsch; denn die Spielleute der Kompanie blickten auf den Fähnrich, sein heroisches Wesen gab ihnen die Aufforderung. Bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts war das Exerzieren mit der Fahne eine beliebte Turnübung der adligen Jugend, noch Ludwig XIV. stiftete für den Dauphin einen besonderen Kinderorden vom Pavillon. Seitdem ist die werte Kunst fast verloren, die letzten Überlieferungen dauern in einigen entschlossenen Bewegungen des heutigen Tambourmajors, das „Fahnenspiel" schwindet jetzt selbst im Zirkus der Kunstreiter, unter denen sich dieser Brauch der Landsknechtsheere am längsten erhalten hat. (Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, 1859/1867.)

MAXIMILIAN VON TRAUTMANNSDORF

Also war zu Münster und Osnabrück, wegen der verwickelten Fehden, die dort geschlichtet werden sollten, wegen der Persönlichkeit der Gesandten, das Friedensgeschäft noch nichts als ein Chaos, das schon jahrelang lastete und immer düsterer wurde, als die Nachricht erscholl, daß der kaiserliche Hof noch einen Gesandten zu den Friedensunterhandlungen abgeordnet habe, den Grafen Maximilian von Trautmannsdorf. Ein Sonnenblick ging sogleich über das unglückliche Deutschland.

Vor allem besaß dieser Botschafter Ansehen in den österreichischen Staaten und das Vertrauen seines Hofes. In seiner Jugend voll Fleiß für Wissenschaft und herrlicher Tugenden, welchen er durch Verkehr und Anschauung in fremden Ländern die fruchtbarste Richtung für das Leben gab, hatte er die ersten männlichen Jahre dem Kriegsdienste geweiht, weil ohne denselben die Tatkraft nicht vollendet werden mag, so wenig wie der Staatsmann ohne Kunde vom Kriegswesen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Reif an Gemüt und Kenntnissen betrat Maximilian von Trautmannsdorf alsdann die politische Laufbahn. Unter dem grillenhaften Kaiser Rudolf, welcher die Politik vergaß, um der Natur Geheimnisse zu erjagen, und unter Matthias, welcher hochfahrend und feindselig seine leere Unruhe, wodurch er zum Regieren so untauglich wurde als jener durch seine träge Abgezogenheit, im Vergleich mit dieser ungemeinen Unternehmungsgeist nannte, handelte Trautmannsdorf mit Beifall der Herrscher in den allerwichtigsten Geschäften, beide Kaiser, so ungleich sie waren, fühlten durch seine wissenschaftliche Bildung und besonnene Tatkraft verwirklicht, was ihnen unstet und unerkannt vorschwebte. Allein erst unter Ferdinand II., dem arbeitsamen, kenntnisreichen, wahrhaftigen Kaiser, leuchteten die Gewalt und Besonnenheit im Handeln, die Vielseitigkeit und Gelehrsamkeit, die Treue Maximilians von Trautmannsdorf in ihrem ganzen Umfang, und die Zeit des Dreißigjährigen Krieges nahm auch die größten Tugenden und Fähigkeiten zu ihrem Bedürfnis in vollen Anspruch. Ferdinand, so eifrig für den katholischen Glauben, gab dem Grafen sein ganzes Vertrauen, wiewohl ihn, welcher, erzogen in der evangelischen Lehre, zur römischen Kirche übergetreten war, die Geistlichen mit besonderem Mißtrauen ansahen.

Kein trefflicheres Geschenk wußte der sterbende Kaiser seinem Sohne, Ferdinand III., zu hinterlassen, als diesen vertrautesten geheimen Rat. — —

Darüber waren die Unbefangenen einig, daß sich die beiden Parteien nur durch Trautmannsdorf nähern und wenigstens zu einer anscheinenden Versöhnung verstehen würden, und deshalb vernahmen sie jetzt mit dankbarer Rührung, daß er nicht fürchte, die Nähe des Kaisers zu verlassen, wiewohl er überzeugt sei, die Spanier und ihr Anhang würden alles tun, während seiner Entfernung das Vertrauen Ferdinands zu ihm zu schwächen; er fühlte mit gerechtem Selbstbewußtsein, daß er unentbehrlich sei und entbehren könne.

Als er zu der Friedensversammlung abgehen wollte, empfing er weit ausgedehntere Vollmacht als die Gesandten seines Hofes hatten, welche daselbst schon jahrelang vergeblich arbeiteten. Der Kaiser schrieb ihm mit eigener Hand die Urkunde seines geheimen Willens in Rücksicht auf die Friedenshandlung. Natürlich wünschte das Oberhaupt des Reiches wieder sämtliche Glieder desselben an sich zu ziehen und in Einen großen Körper zu verbinden, welcher mit ihm den Franzosen und Schweden entgegenstehe und die übermütigen Fremdlinge aus Deutschland verdränge, und wirklich schien es, daß der vielerfahrene geheime Rat in diesen Gedanken eingehe; denn auf seiner ganzen Reise ließ er das Gerücht sich verbreiten, wie er beauftragt sei, alle Staaten des Reichs zu befriedigen und zwischen ihnen und dem Kaiser Aussöhnung und Verein unverzüglich zu stiften, wenn sie nicht alle Billigkeit abgeschworen hätten.

Mit der höchsten Spannung erwartete man in der Friedensversammlung die Ankunft des neuen kaiserlichen Botschafters. Am vorletzten Tage des Novembermonats hieß es plötzlich: Trautmannsdorf sei in Münster gegenwärtig. Er hatte keinen feierlichen Einzug gehalten, um nicht sogleich in die Zänkereien wegen streitigen Ranges zu geraten, welche bisher die Friedensbemühungen gestört hatten. Allein kaum war seine Ankunft gemeldet: so ließen ihn

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die französischen Gesandten fragen, ob er unmittelbar nach dem Besuch beim päpstlichen Nuntius ihren Besuch erwidern werde? Er stockte ein wenig, da er wußte, welche Eifersucht um den höheren Rang zwischen den Gesandten Frankreichs und Spaniens waltete, dann antwortete er bejahend und äußerte zugleich lächelnd, wie doch billig sei, Freunde zuerst, darauf die Gleichgültigen und zuletzt die Feinde zu besuchen. Genau merkten die Franzosen auf, wann der päpstliche Nuntius bei Trautmaunsdorf vorführe, und in demselben Augenblick, wo jener hinwegschied, war ihr prachtvoller Aufzug in neun Kutschen gegenwärtig. Diesen Besuch erwiderte zwar der kaiserliche Botschafter unmittelbar, nachdem er beim Nuntius gewesen war; allein schon früher hatte er die spanischen Gesandten als Freunde besucht, die mit ihm Einem Hause dienten: und diese waren, die Franzosen schienen befriedigt.

Den Eindruck, welchen Trautmannsdorf machte, konnten sich die diplomatischen Geister kaum mit Bestimmtheit angeben. Sehr lang und nicht wohlgebildet, mit tiefliegenden Augen, aufgezogener Nase und das Gesicht beschattet von einer Perücke, erregte er zuerst vorzüglich bei den Franzosen die Empfindung des Lächerlichen; aber sein natürlicher Ernst, verstärkt durch ein mehr als sechzigjähriges Alter, und sein prachtvolles Geleite von vielen deutschen Freiherrn und Rittern schlug dieses Gefühl sogleich nieder. Wenn er zu reden anfing, entstand über die sanfte Anmut seiner Rede eine Verwunderung, die Erstaunen ward ob der hellen Entwicklung der streitigsten Sachen, über den tiefen Verstand in seinem Urteil. War ein Geschäft begonnen, so betrieb er es mit unablässigem Bemühen, und den einmal gewonnenen Punkt der Vereinigung ließ er nimmermehr wieder sinken. Wo Rangstreitigkeiten, die wildesten Auftritte, häufig drohten, da ward es diesem Manne nicht unglimpflich gedeutet, wenn er des Zeremoniells wenig achtete. Er war redlich und offen, niemals über die Linie der Klugheit hinaus. Die Gesandten der deutschen Staaten faßten bald zu ihm ein Vertrauen wie zu einem Vater, und selbst die französischen Botschafter teilten die allgemeine Ansicht, daß nach seiner Ankunft der Friede zustande kommen und dem bedrängten Deutschland Ruhe geschenkt werden könne. (Karl Ludwig von Woltmann, Geschichte des Westfälischen Friedens, 1809.)

WILHELM VON ORANIEN

Wilhelm der Erste, Prinz von Oranien, stammte aus dem deutschen Fürstenhause Nassau, welches schon acht Jahrhunderte geblüht, mit dem österreichischen ein Zeitlang um den Vorzug gerungen und dem Deutschen Reiche einen Kaiser gegeben hatte. Außer verschiedenen reichen Ländern in den Niederlanden, die ihn zu einem Bürger dieses Staats und einem gebornen Vasallen Spaniens machten, besaß er in Frankreich noch das unabhängige Fürstentum Oranien. Wilhelm ward im Jahre 1533 zu Dillenburg in der Grafschaft Nassau von einer Gräfin Stolberg geboren. Sein Vater, der Graf von Nassau desselben Namens, hatte die protestantische Religion angenommen, worin er auch seinen Sohn erziehen ließ; Karl der Fünfte aber, der dem Knaben schon frühzeitig wohlwollte, nahm ihn sehr jung an seinen Hof und ließ ihn in der römischen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aufwachsen. Dieser Monarch, der in dem Kinde den künftigen großen Mann schon erkannte, behielt ihn neun Jahre um seine Person, würdigte ihn seines eigenen Unterrichts in Regierungsgeschäften und ehrte ihn durch ein Vertrauen, welches über seine Jahre ging; ihm allein war es erlaubt, um den Kaiser zu bleiben, wenn er fremden Gesandten Audienz gab — ein Beweis, daß er als Knabe schon angefangen haben mußte, den ruhmvollen Beinamen des Verschwiegenen zu verdienen. Der Kaiser errötete sogar nicht, einmal öffentlich zu gestehen, daß dieser junge Mensch ihm öfters Anschläge gebe, die seiner eigenen Klugheit würden entgangen sein. Welche Erwartungen konnte man nicht von dem Geiste eines Mannes hegen, der in einer solchen Schule gebildet war!

Wilhelm war dreiundzwanzig Jahre alt, als Karl die Regierung niederlegte, und hatte schon zwei öffentliche Beweise der höchsten Achtung von ihm erhalten. Ihm übertrug er, mit Ausschließung aller Großen seines Hofes, das ehrenvolle Amt, seinem Bruder Ferdinand die Kaiserkrone zu überbringen. Als der Herzog von Savoyen, der die kaiserliche Armee in den Niederlanden kommandierte, von seinen eigenen Landesangelegenheiten nach Italien abgerufen ward, vertraute der Kaiser ihm den Oberbefehl über diese Truppen an, gegen die Vorstellungen seines ganzen Kriegsrates, dem es allzu gewagt schien, den erfahrnen französischen Feldherren einen Jüngling entgegenzusetzen. Abwesend und von niemand empfohlen, zog ihn der Monarch der lorbeervollen Schar seiner Helden vor, und der Ausgang ließ ihn seine Wahl nicht bereuen.

Wilhelm von Oranien gehörte zu den hagern und blassen Menschen, wie (Shakespeares) Cäsar sie nennt, die des Nachts nicht schlafen und zu viel denken, vor denen das furchtloseste aller Gemüter gewankt hat. Die stille Ruhe eines immer gleichen Gesichts verbarg eine geschäftige, feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte, und der List und der Liebe gleich unbetretbar war; einen vielfachen, furchtbaren, nie ermüdenden Geist, weich und bildsam genug, augenblicklich in alle Formen zu schmelzen, bewährt genug, in keiner sich selbst zu verlieren, stark genug, jeden Glückswechsel zu ertragen. Menschen zu durchschauen und Herzen zu gewinnen, war kein größerer Meister als Wilhelm; nicht daß er, nach der Weise des Hofs, seine Lippen eine Knechtschaft bekennen ließ, die das stolze Herz Lügen strafte, sondern weil er mit den Merkmalen seiner Gunst und Verehrung weder karg noch verschwenderisch war und durch eine kluge Wirtschaft mit demjenigen, wodurch man Menschen verbindet, seinen wirklichen Vorrat an diesen Mitteln vermehrte. So langsam sein Geist gebar, so vollendet waren seine Früchte; so spät sein Entschluß reifte, so standhaft und unerschütterlich ward er vollstreckt. Den Plan, dem er einem als dem ersten gehuldigt hatte, konnte kein Widerstand ermüden, keine Zufälle zerstören, denn alle hatten, noch ehe sie wirklich eintraten, vor seiner Seele gestanden. So sehr sein Gemüt über Schrecken und Freude erhaben war, so unterworfen war es der Furcht; aber seine Furcht war früher da, als die Gefahr, und er war ruhig im Tumulte, weil er in der Ruhe gezittert hatte. Wilhelm zerstreute sein Gold mit Verschwendung, aber er geizte mit Sekunden. Die Stunde der Tafel war seine einzige Feierstunde, aber diese gehörte seinem Herzen auch ganz, seiner

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Familie und der Freundschaft; ein bescheidener Abzug, den er dem Vaterlande machte. Hier verklärte sich seine Stirn beim Weine, den ihm fröhlicher Mut und Enthaltsamkeit würzten, und die ernste Sorge durfte hier die Jovialität seines Geistes nicht umwölken. Sein Hauswesen war prächtig, der Glanz einer zahlreichen Dienerschaft, die Menge und das Ansehen derer, die seine Person umgaben, machten seinen Wohnsitz einem souveränen Fürstenhofe gleich. Eine glänzende Gastfreiheit, das große Zaubermittel der Demagogen, war die Göttin seines Palastes. Fremde Prinzen und Gesandte fanden hier eine Aufnahme und Bewirtung, die alles übertraf, was das üppige Belgien ihnen anbieten konnte. Eine demütige Unterwürfigkeit gegen die Regierung kaufte den Tadel und Verdacht wieder ab, den dieser Aufwand auf seine Absichten werfen konnte. Aber diese Verschwendungen unterhielten den Glanz seines Namens bei dem Volke, dem nichts mehr schmeichelt, als die Schätze des Vaterlandes vor Fremdlingen ausgestellt zu sehen, und der hohe Gipfel des Glücks, worauf er gesehen wurde, erhöhte den Wert der Leutseligkeit, zu der er herabstieg. Niemand war wohl mehr zum Führer einer Verschwörung geboren, als Wilhelm der Verschwiegene. Ein durchdringender fester Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, schnelle Besitznehmung der Gelegenheit, eine Obergewalt über alle Geister, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegenen Betrachter Gestalt und Ebenmaß zeigen, kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft hinunterspinnen, standen unter der Aufsicht einer erleuchteten und freiern Tugend, die mit festem Tritte auch auf der Grenze noch wandelt.

Ein Mensch, wie dieser, konnte seinem ganzen Zeitalter undurchdringlich bleiben, aber nicht dem mißtrauischsten Geiste seines Jahrhunderts. Philipp der Zweite schaute schnell und tief in einen Charakter, der, unter den gutartigen, seinem eigenen am ähnlichsten war. Hätte er ihn nicht so vollkommen durchschaut, so wäre es unerklärbar, wie er einem Menschen sein Vertrauen nicht geschenkt haben sollte, in welchem sich beinahe alle Eigenschaften vereinigten, die er am höchsten schätzte und am besten würdigen konnte. Aber Wilhelm hatte noch einen andern Berührungspunkt mit Philipp dem Zweiten, welcher wichtiger war. Er hatte seine Staatskunst bei demselben Meister gelernt, und war, wie zu fürchten stand, ein fähigerer Schüler gewesen. Nicht, weil er den Fürsten des Macchiavells zu seinem Studium gemacht, sondern weil er den lebendigen Unterricht eines Monarchen genossen hatte, der jenen in Ausübung brachte, war er mit den gefährlichen Künsten bekannt worden, durch welche Throne fallen und steigen. Philipp hatte hier mit einem Gegner zu tun, der auf seine Staatskunst gerüstet war, und dem bei einer guten Sache auch die Hilfsmittel der schlimmen zu Gebote standen. Und eben dieser letztere Umstand erklärt uns, warum er unter allen gleichzeitigen Sterblichen diesen am unversöhnlichsten haßte und so unnatürlich fürchtete.

Den Argwohn, welchen man bereits gegen den Prinzen gefaßt hatte, vermehrte die zweideutige Meinung von seiner Religion. Wilhelm glaubte an den Papst, solange der Kaiser, sein Wohltäter, lebte; aber man fürchtete mit Grund, daß ihn die Vorliebe, die seinem jungen Herzen für die verbesserte Lehre gegeben worden, nie ganz verlassen habe. Welche Kirche er auch in gewissen Perioden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seines Lebens mag vorgezogen haben, so hätte sich jede damit beruhigen können, daß ihn keine einzige ganz gehabt hat. Wir sehen ihn in späteren Jahren beinahe mit ebenso wenigem Bedenken zum Kalvinismus übergehen, als er in früher Kindheit die lutherische Religion für die römische verließ. Gegen die spanische Tyrannei verteidigte er mehr die Menschenrechte der Protestanten, als die Meinungen; nicht ihr Glaube, ihre Leiden hatten ihn zu ihrem Bruder gemacht.

Diese allgemeinen Gründe des Mißtrauens schienen durch eine Entdeckung gerechtfertigt zu werden, welche der Zufall über seine wahren Gesinnungen darbot. Wilhelm war als Geisel des Friedens von Chateau-Cambresis, an dessen Stiftung er mitgearbeitet hatte, in Frankreich zurückgeblieben und hatte durch die Unvorsichtigkeit Heinrichs des Zweiten, der mit einem Vertrauten des Königs von Spanien zu sprechen glaubte, einen heimlichen Anschlag erfahren, den der französische Hof mit dem spanischen gegen die Protestanten beider Reiche entwarf. Diese wichtige Entdeckung eilte der Prinz seinen Freunden in Brüssel, die sie so nahe anging, mitzuteilen, und die Briefe, die er darüber wechselte, fielen unglücklicherweise dem Könige von Spanien in die Hände. Philipp wurde von diesem entscheidenden Aufschlusse über Wilhelms Gesinnungen weniger überrascht, als über die Zerstörung seines Anschlags entrüstet; aber die spanischen Großen, die dem Prinzen jenen Augenblick noch nicht vergessen hatten, wo der größte der Kaiser im letzten Akte seines Lebens auf seinen Schultern ruhte, versäumten diese günstige Gelegenheit nicht, den Verräter eines Staatsgeheimnisses endlich ganz in der guten Meinung ihres Königs zu stürzen. (Schiller, Abfall der vereinigten Niederlande, 1788.)

PRINZ EUGEN

Eugen war schön gebaut, aber von kleiner Statur, schwächlichem Ansehen und mager. Das ganze Gesicht und insbesondere die Nase sehr lang, das Teint eines Franzosen. Seine schwarzen Augen waren voll Ausdruck und beständiger Bewegung. Sein Gesicht — eine vorzügliche Feldherrngabe — überaus scharf in der Nähe und Ferne.

Seine Kleidung war an Höfen und bei feierlichen Gelegenheiten überaus prächtig, im Felde aber so einfach wie jene seines Zeitgenossen Karls XII. Er trug beständig einen kapuzinerfarbenen Überrock mit messingenen Knöpfen. Das Anspruchslose und Unahnsehnliche dieser Tracht machte, daß, als er vor der Schlacht bei Zentha in seinem vierunddreißigsten Jahre zum ersten Male als Kommandierender zur Armee kam, die alten Eisenfresser einander ins Ohr raunten: „Dies Kapuzinerlein wird den Türken wohl nicht viele Haare aus dem Bart raufen!"

Um sich ein vollkommenes Bild davon zu machen, wie Eugen war, was er insbesondere seinem Zeitalter und dem österreichischen Kaiserhause gewesen ist, müssen wir ihn im öffentlichen und Privatleben, seinen Geist und sein Herz, seine Sitten und seine Vergnügungen, wir müssen den Menschen, den Feldherrn, den Staatsmann und den Gelehrten in ihm betrachten.

In Eugen war von Kindheit an männlicher Ernst und Liebe zum Nachdenken,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das Prälegat aller Zöglinge der Einsamkeit, aller derer, die sich selbst gebildet haben. Durch widrige Umstände seines Hauses zum Domherrn bestimmt, von der gewaltigeren Natur zum Feldherrn berufen, gab er sich diesem Beruf ganz hin, mit Seele und Leben und mit jenem parteiischen Feuer, mit welchem nur jene Sachen verfolgt zu werden pflegen, in denen man nach langem hartnäckigen Widerstand endlich gleichwohl recht behalten hat. Kalt, alles bedenkend, jedes wägend, entwarf er — ohne Ruhe und Rast bereitete er; schnell, kühn, hartnäckig, unerschütterlich durch einzelnen Unfall vollstreckte er seine Pläne. Einzig war er in der Kunst, den erfochtenen Vorteil zu verfolgen, welches unstreitig die größte ist, denn selbst Hannibal hat nur zu siegen verstanden. — Den Rat des Mindesten nicht verachtend, begrub er gleichwohl den Plan jeder entscheidenden Unternehmung tief in seiner Brust bis zum Momente der Tat. Unreife Publizität überhebt den Feind jeder Verlegenheit, im Freunde erzeugt sie schädliches Grübeln, wo er nur eines mit entschlossener Mannskraft denken und treiben sollte. Kriegstaten müssen aus einem Stücke sein, sich nicht ankünden. — Nach dem zermalmenden Blitz kommt erst der Donner.

Die ganze Armee liebte in ihm ihren Vater. Er hatte keine Mätressen, keine Nepoten, keine Protektionen, aber das Verdienst durfte gewiß sein, von ihm erkannt und gewürdigt zu werden. Die Soldaten hielten sich für unüberwindlich unter seiner Führung. Wo solches Vertrauen wohnt, da gehen einzelne Unglücksfälle vorüber, gleich Streifregen, auf die sogleich wieder der wohltätige Sonnenschein folgt. — Was über den Krieg geschrieben worden ist, von Polyb, Xenophon und Cäsar, Onosander und Vegez bis auf den Kaiser Leo, bis auf Macchiavel und Eugens Vorfahren Montecuculi, hat er von den frühesten Knabenjahren an mit Leidenschaft durchdacht. Die Unternehmungen auf Cremona, auf Mailand, die treffliche Schule von Parteigängern, die sein Heer wirklich war, zeigte, daß er über diesen Zweig der Kriegskunst, der, ganz im Geiste der Alten, von vielen Neueren fast gänzlich verschmäht worden ist, etwas Besseres und Reichhaltigeres selbst hätte liefern können, als die von ihm so oft gelesenen Frontin und Polyänus. Ein besonderes Studium machte sich Eugen aus der Gemütsart, den Gaben, Leidenschaften, Vorzügen und Schwächen seiner Gegner. So erriet er fast immer ihre Beschlüsse, wie der erfahrene Jäger und Landmann den Wechsel der Witterung fast immer richtig weissagt.

Einzelne Trefflichkeiten hatten fast alle seine Vorgänger. Tapfer war Freundsberg, Schwendi klug, Wallenstein des Heeres Abgott, Gallas erfahren, gelehrt Montecuculi — Eugen war alles dieses zugleich und glücklich dazu. Die Vereinigung großer Gaben und Gefühle macht den großen Mann.

Nach dem Tage von Zentha waren die Türken nicht mehr furchtbar als Eroberer. Dies Verdienst um die kultivierte Welt ist Eugens. — Mercy, Montecuculi, Wilhelm von Oranien, der Fürst von Waldeck, Ludwig von Baden standen dem großen Condé, Turenne und Luxemburg nicht ohne Ehre, aber ohne Glück gegenüber. Frankreich gebot fast unwiderstehlich. Ludwig den XIV. gezwungen zu haben, um Frieden zu bitten, dieses Verdienst um die europäische Freiheit ist gleichfalls Eugens.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eugen als Staatsmann kommentiert am besten der Erfolg seiner Missionen nach Savoyen, nach Hannover, Dresden, in den Haag, — seine Ratschläge, den spanischen König Karl, die Großen, die Nation, alle Frankreich abgeneigt, durch schnelle Absendung des Erzherzogs Karl nach Madrid ganz für Österreich zu gewinnen, — sein in Rastatt und Baden dargelegter Plan, Bayern gegen Neapel oder die Niederlande einzutauschen. — Unter Eugens politische Eigenheiten gehört sein durch die Memoires jener Tage längst bekannter heftiger Widerspruch im Staatsrate gegen die preußische Königswürde und gegen die Anerkennung des Kaisertitels von Rußland. Seine Weissagung der Zerstückelung Polens, das nicht immer einen Sobiesky finden werde, fand ihre Bestätigung schon in einem halben Jahrhundert nach seinem Tode.

Wie treu hat er nicht gewarnt, der großen Theresia anstatt der zahlreichen (von Karl VI. mit den größten Opfern, mit der Liebe eines zärtlichen Vaters und eines edelmütigen Fürsten erworbenen) Garantien, vielmehr den Schatz gefüllt und die Armeen vollzählig zu hinterlassen. Der spanische Sukzessionskrieg war hierin für Eugen eine traurige Schule gewesen.

Wissenschaft und Künste fanden an Eugen einen eifrigen Beschützer. Mitten im Getümmel des Krieges, im reißenden Lauf seiner Siege, im ernsten Sinnen über die großen Angelegenheiten weihte er doch jeden Augenblick der Muße dem Studium der Alten, den Mustern der Historie, den Reizen der Dichtkunst. Er besaß einen edeln, geläuterten Geschmack. Die Künste, denen das Leben das meiste von seiner Annehmlichkeit verdankt, sollten sich — dachte er — nicht im dürftigen Gewande zeigen, darum verband er dem Schönen die Pracht.

Die erste vollständige, geschmackvolle Bibliothek in Wien hat er errichtet, an 15 000 Bände stark, womöglich lauter Prachtausgaben, grand Papier, alle gleich in rotem Maroquin gebunden von einem Franzosen, der in dieser Kunst seinesgleichen nicht mehr gefunden hat. Eine Zeitlang stand ihr der Dichter Baptist Rousseau vor. Sie war nach dem Crolliusschen System in Theologie, Jurisprudenz, Geschichte, schöne Wissenschaften, Wissenschaften und Künste geteilt.

Groß war sein Reichtum an den ältesten Druckwerken, an schönen, durch die Üppigkeit der Vergoldung und der Malerei ausgezeichneten Handschriften. Ihr Alter reichte jedoch nicht über das dreizehnte Jahrhundert hinauf, nur die jetzt noch in der Hofbibliothek bewunderte peutingerische Tafel gehört wahrscheinlich dem elften Jahrhundert an.

Der rühmlich bekannte Mariette legte des Prinzen vortreffliche Kupfersammlung an, aus der sich insbesondere die Porträts auch um ihrer historischen Merkwürdigkeit willen auszeichnen. Alle diese Schätze prangen nun in der Hofbibliothek auf dem Josephsplatze, wo sie größtenteils in der Kuppel dieses wahrhaft kaiserlichen Musentempels die Statue Karls VI. umgeben.

Minder reich, aber immer sehr interessant waren Eugens Münz- und Antikensammlungen. — Nicht weniger bürgen für seinen Geschmack die Paläste auf den ungarischen Herrschaften Hof und Siebenbrunn, jener in der Himmelpfortgasse in Wien (in welchem Eugen starb und jetzt die Hofkammer ihre Sitzungen hält) und die Anlage des Belvedere an der Südostseite der Stadt auf einer ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sunden Anhöhe, welche die ganze Stadt und eine herrliche Aussicht beherrscht, mit dem nun eingegangenen Park, Menagerie, Wasserwerken und so weiter.
Mit einem kalten Kopfe verband Eugen ein warmes Herz. — „Österreich über alles" war die Losung aller seiner Unternehmungen. Dreien Kaisern hat er gedient mit einer Anhänglichkeit ohne Grenzen. Sehr charakteristisch pflegte er von ihnen zu sagen: „Leopold war mein Vater, Joseph mein Bruder, Karl mein Herr!"
Lange Zeit hindurch war er die Zielscheibe bitterer Verfolgungen. Nach den Schlachten von Marsaglia und Zentha trachteten seine Feinde ohne Ruhe und Rast, ihn in ewiges Gefängnis oder auf das Blutgerüst zu bringen. Gleichwohl dachte er nie daran, sich zu rächen, selbst da er die volle Macht dazu hatte. Wenn der Dienst ihn mit seinem hämischsten Widersacher zusammenrief, vergaß er mit der edelsten Selbstverleugnung sein empörtes Gefühl, nur den Dienst, nur des Monarchen Sache im Auge habend, die nur durch einträchtiges Zusammenwirken befördert werden können. Dieses und die unerschütterliche Eintracht mit Marleborough ist der schönste Zug in seinem Gemälde, denn ungleich größer ist die Zahl derjenigen, die ihre Feinde, als derer, die sich selbst zu überwinden gewußt haben.
So ernsthaft der Prinz in Geschäften war, so aufgeweckt, scherzhaft und überaus geistreich war sein gesellschaftlicher Umgang. — Sein erhabener Beruf erfüllte alle Stunden des Tages, nur die Abendstunden vertrieb er manchmal durch ein Schach- oder Kartenspiel. Im Umgang mit Damen vereinigte er die Galanterie eines Franzosen mit der Herzlichkeit und Treue eines Deutschen. Freund war er mit ganzer Seele, wie er überhaupt nichts halb war. — Jeder Dürftige hatte untrüglichen Anspruch auf seinen Trost, Rat und seine wahrhaft fürstliche Freigebigkeit.
Ein ausgebreiteter Briefwechsel mit den größten Staatsmännern, den verdienstvollsten Gelehrten, mit seinen alten Waffenbrüdern und Gegnern, Marleborough, Cadogan, Stairs, Stanhope, Villars, mit welchen er Gegenstände der Kriegskunst und seine eigenen späteren Feldzüge kritisch auseinandersetzte, erfüllte einen großen Teil seiner ohnehin karg zugemessenen Zeit. — Der Stil war äußerst anspruchslos, soldatisch präzis, die Gabe der Analyse prangte darin im höchsten Grade. Wenige Briefe, selbst über wichtige und gelehrte Dinge, überstiegen den engen Raum von fünfzig Zeilen, aber wo immer möglich stand schon in dem ersten Dutzend die Hauptidee im Basrelief da. Die Schrift war fest, etwas hart, die Buchstaben fingerlang, ohne Haar- und Schattenstriche. — Von Abkunft ein Italiener, in Frankreich geboren, übrigens mit Leib und Seele Österreich angehörig, unterschrieb er auch seinen Namen immer in drei Sprachen: „Eugenio von Savoye". (Joseph Freiherr von Hormayr, Österreichischer Plutarch, 1807/1814.)

GUIDO VON STARHEMBERG

Starhemberg war von mittelmäßiger Leibesgröße, stark gebaut, aber mehr hager als fett, seine Farbe blaß, seine Bewegungen langsam, aber sehr bestimmt, seine Miene drückte tiefen, ruhigen, an Strenge grenzenden Ernst aus.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Hauptzug im Gemälde seines Charakters war Gleichmut. Was diesen zu erschüttern drohte, behandelte er feindlich. Daher war er auch das treue Bild eines deutschen Herrn aus des Meisters Herrmann von Salza schönerer Zeit, wo des Ordens Heldenfeuer von Jerusalem und Akkon, nun in Sizilien, nun vor den unbeständigen Ufern der Ostsee, in den naßkalten Wäldern der heidnischen Preußen herrlicher widerstrahlte. Daher die schwärmerische Treue eines Ritters von der Tafelrunde in der Erfüllung der drei Gelübde, die in den Zeiten seines Ruhmes und seiner Macht des Ordens Grundfesten waren.

Taub war er gegen die sanften Regungen der Frauenliebe. In der Mäßigkeit, diesem nicht geringern Zweige der größten Kunst des Lebens, der Kunst zu entsagen und zu entbehren, leuchtete er seinem Heere, das er mit strenger Kriegszucht lenkte, als Beispiel voran.

Arm war er im Geiste der Ordensregel. Was er hatte, war der Armee, war des Ordens hoffnungsvoller, jüngerer Ritter und der Soldaten, die ihn liebten, wie er sie. — Seine Sorgfalt in der Krankenpflege, die ihm so sehr die Herzen der Truppen gewann, seine oftmaligen Besuche in ihren Spitälern, sein Verhältnis für die noch sehr schlecht bestellten Regiments-Apotheken atmen so rein den Geist der ältesten Ordenssatzungen.

So auch sein blinder Gehorsam, die Bescheidenheit, die sich selbst zwingt. Was man ihn hieß, führte er aus, das Größte und das Schwerste mit den geringsten Mitteln. So in Italien, als (1703—1704) der Hauptschlag der Alliierten wider Frankreich mit aller aufzubringenden Kraft anderwärts geschehen und der große Vendome den Hauptschlag Frankreichs wider den feindlichen Bund gleichwohl von Italien aus vollstrecken sollte; — so in Spanien. Mit wenigen eigenen Truppen, mit einem bunten Haufen von Briten, Holländern und Portugiesen, bei denen die erbauliche Einrichtung bestand, daß jede dieser drei Nationen ihren eigenen Oberbefehlshaber hatte und jeder dieser drei Obergenerale der Reihe nach immer eine Woche lang das ganze Heer kommandierte, — Generale, die (Peterborough ausgenommen, der den Spaniern ihren Cid, den Franzosen ihren Bayard wieder vergegenwärtigte) größtenteils keinen andern Zweck kannten, als die Befriedigung ihrer Ehr- und Habsucht, — von allem Sukkurs abgeschnitten (denn das Meer und Frankreich umgeben Spanien, und von Portugal aus war seine Eroberung ebensowenig basiert), von den Eingebornen außer Katalonien und Murcia überall angefeindet, so daß, als Guido nach dem Sieg bei Sarragossa den Erzherzog Karl in Madrid als König ausrufen ließ, das Volk es gleichwohl wagte, zu schreien: ‚Es lebe Philipp unser rechtmäßiger König!" — in einer Lage mußte Starhemberg unaufhörlich streiten, wo er durch den entscheidendsten Sieg niemals so viel gewinnen konnte, als er durch jeden geringeren Unfall verlieren mußte.

Das ist der Riesenkampf mit Antäus, der oft zur Erde hingestreckt, immer mit neuen Kräften von der Erde wieder auferstand, und dieser Kampf war die schwerste Arbeit, selbst dem Herkules.

Wie der Held eines Trauerspiels, welches durch die Darstellung des Streites sterblicher Kraft und irdischen Geistes gegen der Naturnotwendigkeit geheimnisvolle Gewalt den Glauben an Halbgötter erneuert, — so trat Starhemberg hervor aus diesem Kampf.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In der militärischen Laufbahn war Guido ebenso sehr Eugens Gegner, als sein Vetter, Graf Gundacker Starhemberg, der erklärte Antipode der politischen Grundsätze des Prinzen gewesen ist; aber Guidos Feindschaft glich nicht jener Gonzagas wider Montecuculi, Capraras wider Eugen, des Markgrafen Ludwig von Baden wider Dünnewald und Marleborough, Dauns wider Laudon. — Unfähig, das beste des Dienstes kleinlichen Privatleidenschaften hinzuopfern, weit erhaben über Ränke, Verkleinerung und Verfolgung, war die Feindschaft zwei so edler Männer vielmehr ein Gewinn für den Staat, sie erzeugte den rühmlichsten Wetteifer.

Die Anekdote ist bekannt, daß Eugen in den zwei ersten italienischen Feldzügen Lust bekam, die Unerschrockenheit Guidos — von dem man zu sagen pflegte, er würde, wenn der Himmel einfiele, die Farbe nicht ändern — auf die Probe zu stellen. Bei einer Tafel im Lager ließ er hinter Starhembergs Sitz mit der nötigen Vorsicht einige Böller eingraben, mit dem Befehl, wenn des Kaisers Gesundheit ausgebracht würde, sie loszubrennen, daß Erde und Steine umherstäuben. Zugleich war in der Stille veranlaßt worden, daß das Gezelt in dem Augenblicke nach auswärts zusammenstürze und von allen Seiten die Feldmusik erschalle. Der Erfolg beschämte Eugen. Starhemberg trank, ohne sich nur umzusehen, das Glas ebenso langsam aus, wie er es an den Mund gesetzt hatte, und lächelte kaum. (Joseph Freiherr von Hormayr, Österreichischer Plutarch, 1807/1814.)

FRIEDRICH WILHELM I. UND SEIN HEER

Merkwürdig war das Verhältnis, in welchem König Friedrich Wilhelm I. zu seinen Offizieren stand. Er haßte und fürchtete von Herzen die schlaue Klugheit der Diplomaten und der höheren Beamten: dem einfachen, derben, geraden Wesen seiner Offiziere — das zuweilen eine Maske war — vertraute er leicht seine geheimsten Gedanken. Es war seine Lieblingsstimmung, sich als ihren Kameraden zu betrachten. Wer die Schärpe trug, den hielt er in vielen Stunden für seinesgleichen. Alle Oberoffiziere bis zum Major herab, die er längere Zeit nicht gesehen hatte, pflegte er bei der Begrüßung zu küssen. Einst schimpfte er den Major von Jürgaß mit dem Schmähwort, womit der Offizier damals einen studierten Mann bezeichnete; der trunkene Major erwiderte: „Das sagt ein Hundsfott", stand auf und verließ die Gesellschaft. Da erklärte der König, er könne das nicht auf sich sitzen lassen und sei bereit, für die Beleidigung mit Schwert oder Pistolen Vergeltung zu nehmen. Als die Anwesenden Einsprache erhoben, fragte der König zornig, wie er denn sonst Genugtuung für seine beleidigte Ehre erhalten könne. Man fand das Auskunftsmittel, daß sich Oberstleutnant von Einsiedel, der des Königs Stelle beim Bataillon zu vertreten hatte, statt seiner duellieren müsse. Das Duell ging vor sich, Einsiedel wurde am Arm verwundet, der König füllte ihm dafür einen Tornister mit Talern und befahl ihm, die Last nach Hause zu tragen. — Und der König vergaß sein Leben nicht, daß er als Kronprinz im Dienst nur bis zum Obersten befördert worden und daß ein Feldmarschall eigentlich mehr war als er selbst. Deshalb bedauerte er in dem Tabakskollegium, daß er nicht bei König Wilhelm

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von England hatte bleiben können: „er hätte gewiß einen großen Mann aus mir gemacht; selbst zum Statthalter von Holland hätte er mich machen können." Und als ihm entgegengehalten wurde, daß er ja selbst ein großer König sei, erwiderte er: „Ihr redet, wie ihr es versteht; er hätte mich das Handwerk gelehrt, die Armeen von ganz Europa zu kommandieren. Wißt ihr etwas Größeres?" So sehr fühlte der wunderliche Herr, daß er kein Feldherr geworden war. Und als er sterbend in seinem Holzstuhl saß, alle Erdensorgen hinter sich geworfen hatte und neugierig an sich selbst den Vorgang des Sterbens beobachtete, da ließ er noch das Totenpferd aus dem Stalle holen, wie es nach altem Brauch von der Hinterlassenschaft eines Obersten dem kommandierenden General übersandt wurde; er befahl, das Roß von seinetwegen zu Leopold von Dessau zu führen und die Stallknechte zu prügeln, weil sie nicht die rechte Schabracke darauf gelegt hatten. Ein solcher Fürst zog fast den gesamten Adel seines Landes nach seinem Bilde und in sein Heer. — —

Denn durch ihn wurde zuerst in dem preußischen Heere eine, wenn auch einseitige, Hingebung des Adels an die Idee des Staates hervorgebracht. Zuerst in der Armee der Hohenzollern wurde der Gedanke, daß der Mann sein Leben dem Vaterlande schuldig sei, in die harten Seelen der Offiziere und der Gemeinen hineingeschlagen. Keinem Teile von Deutschland haben brave Soldaten gefehlt, welche für die Fahne zu sterben wußten, welcher sie dienten. Aber das Verdienst der Hohenzollern, der rauhen, rücksichtslosen Führer eines wilden Heeres, war, daß, weil sie selbst mit einer unbegrenzten Hingebung für ihren Staat lebten, arbeiteten, Gutes und Böses taten, sie auch ihrem Heere zu der Fahnenehre ein vaterländisches Pflichtgefühl zu geben wußten. Aus der Schule Friedrich Wilhelms I. wuchs die Armee, mit welcher Friedrich II. seine Schlachten gewann, die den preußischen Staat des 18. Jahrhunderts zu der gefürchtetsten Macht Europas machte, die durch ihr Blut und ihre Siege der ganzen Nation das begeisternde Gefühl verschaffte, daß auch in den deutschen Grenzen ein Vaterland sei, auf das der einzelne stolz sein dürfe, für dessen Vorteil zu kämpfen und zu sterben jedem die höchste Ehre und den höchsten Ruhm bereite. (Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, 1859/1867.)

FRIEDRICH DER GROSSE

Wer zur Zeit Voltaires und Rousseaus Cäsar erwähnte, einerlei in welchem Sinn, dachte meist schon an den erstaunlichen König, der Europa in Atem hielt: Friedrich der Große erinnerte über achtzehn Jahrhunderte hinweg durch die einzige Verbindung von Feldherrngröße, Herrscherkunst und Schriftstellergenie wieder an den Römer, wie kein voriger Name der Geschichte: denn allen seinesgleichen fehlte entweder die europäische Bildungshelle oder das Ausmaß und die Wirkung oder der Reiz einer zugleich unheimlichen, anmutigen und furchtbaren Person. Der einzige Herrscher seit Cäsar, der ihn — nicht an spezifischen Talenten, doch an allseitigem Genie und Zauber — erreichte, ja überbot, sein staufischer Namensvetter, war dem Gedächtnis der Aufklärung entschwunden. Ohne Cäsars reinen Stil, freudigen Schwung und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kosmische Fülle, ohne die römische Wucht und gestaltige Dichte, ohne den antiken Einklang von Welt, Werk und Wesen hat Friedrich doch mitten in das weiche, müde, späte Rokoko wieder die Heldenstärke und den Schicksalsschauer gebracht, den es eingebüßt hatte über der Pflege der gesitteten Gesellschaft und der tugendhaften oder gebildeten Seele.

Mit seinem Staatswillen reichte der preußische Eroberer bis in die Schichten hinab, aus denen das Römertum stammte, und sog aus Ursprüngen, die seinem Bewußtsein und seinen Gefühlen so fremd waren wie dem übrigen Rokoko. Es unterscheidet ihn von Cäsar und Napoleon zum Nachteil seiner Monumentalität, daß seine Kräfte und seine Bildung, sein Blut und sein Geist verschiedenen Bereichen angehören. Als Schriftsteller ist er ein Schüler Voltaires, als Feldherr und Staatsmann ein Bruder Cäsars, und wenn ihm auch seine Herrschererfahrungen eigene Inhalte und Stoffe geben und sein königlicher Verstand bis in seine matten Verse hinein sich kaum verleugnet, so sind doch seine Worte und Gedanken zu flach und zu glatt, um sein Selbst auszudrücken: er schreibt nicht in seinem eigenen Stil, nicht in dem Stil, worin er handelt und leidet, und womit er Europa und Deutschland wieder staats- und schicksalssichtig gemacht hat. Seine Schriftstellerei ist nicht, wie die Cäsars, eine Funktion seines Tätertums, sondern (ebenso wie seine Musik) der Zuwachs, das Sondertalent eines Liebhabers, der eigentlich und wesentlich Feldherr und Staatsmann war. Wenn man sie wegen ihres gewaltigen Umfangs und ihres hohen Niveaus über die Cäsars stellen wollte, dessen Kriegsberichte doch nur der „kleine Ausschnitt einer ruhmvollen Existenz" seien und nur der Politik dienten, so übersieht man gerade ihren Mangel im Vergleich zum antiken Vorbild: Cäsar war Weltmensch in seinen Kommentarien wie in seiner Politik und drückte überall sein ganzes Wesen und seine ganze Welt aus, Friedrich war Privatmann in seinen Schriften und Weltmensch in seinen Taten und nur in seinen Taten ganz er selbst, ein tiefer Wirkungswille . . . in seinen Schriften bald ein mäßiger Gefühls- und Klugheitsreimer vom Schlage des Lamothe oder des Jean Baptiste Rousseau, bald ein „Philosoph" aus der Schar der Enzyklopädisten, bald ein Memoirenschreiber wie Retz und Larochefoucauld, nur mit größerem Stoff, bald ein Lehrer der Kriegskunde wie Herzog von Rohan oder Folard, nur mit reicherer Erfahrung, immer gescheit und gewandt, nie ursprünglich und noch in der Wiedergabe eigener Erfahrung bestimmt bald durch die Lehren, bald durch die Formen Voltaires, auch da, wo er ihm widerspricht. Wenn man von Cäsar nichts besäße als seine Kommentarien, so bekäme man zwar nicht die volle Vorstellung seiner Art, aber keine falsche . . . dasselbe gilt von Napoleon, ja noch von Prinz Eugen und von Bismarck. Wären uns von Friedrich nur seine Schriften erhalten, und wir wüßten sonst nichts von seiner Gechichte, so stünde vor uns ein vielseitig angeregter und begabter, erfahrener und überlegener, witziger und empfindsamer, oft eitler und geschwätziger, oft zynischer und skeptischer Jünger Voltaires, der sich bis in die Kriegskunde hinein mit offenen Augen umgetan, aber kein leidenschaftlicher heroischer Dämon, und das war der wirkliche und der richtige Friedrich. Das andere war zwar kein kleiner Ausschnitt aus seinem Gesamtdasein, aber nur dessen dünner Firnis. Nur in einzelnen Briefen, meist aus den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Unglückswochen des Siebenjährigen Kriegs, bricht er durch. In seinen bissigen Antworten auf Eingaben spricht bald der harte Despot, bald der witzige Zyniker, selten das gebieterische Genie, das einen kleinen Staat aus dem Druck der furchtbarsten Übermacht gerettet und erhoben hatte.
Wenn die Zeitgenossen, Voltaire voran, ihn mit Cäsar verglichen, so bemerkten sie weniger die Art, als den Umfang und die Stärke dieses Genies, weniger den Riß zwischen seinem Herrschertum und seiner Literatur, als deren unglaubliche Verbindung, weniger den Stil seiner Taten, als ihre Erfolge, weniger die Form seiner Schriften, als ihre Gesinnung. Er war Eroberer und Weiser, heldenhaft und aufgeklärt, furchtbar und human, Täter und Melder seiner Geschichte: das genügte für den flachen Blick, um ihn an Cäsar zu rücken. Friedrich nahm von früh auf den Vergleich gerne hin und sah sich geflissentlich als den Nachahmer Cäsars, wenn er auch einmal abwehrte: er sei nur ein Schuljunge neben Alexander und nicht wert, Cäsars Schuhriemen zu lösen. Dies gehörte zu der Höflichkeit des feinen Mannes, ob er innerlich den Unterschied anerkannte oder nicht. Auch als König war er zu sehr aufgeklärter Gesellschaftsmensch, um sich mit solch herrischem Stolz neben die mythischen Halbgötter zu stellen wie Napoleon, der sich selber mythisch fühlte, oder mit dem Anspruch der göttlichen Weihe, wie die mittelalterlichen und katholischen Könige. (Friedrich Gundolf, Cäsar, Geschichte seines Ruhms, 1924.)

FRIEDRICH DER GROSSE IM SIEBENJÄHRIGEN KRIEGE

Während die junge Kraft des Volkes in begeisterter Wärme die Flügel regte, wie empfand unterdes der große Fürst, der ohne Ende gegen die Feinde rang? Als ein schwacher Ton klang der begeisternde Ruf des Volkes an sein Ohr, fast gleichgültig vernahm ihn der König. In ihm wurde es stiller und kälter. Zwar immer wieder kamen leidenschaftliche Stunden des Schmerzes und herzzerreißender Sorge. Er verschloß sie vor seinem Heere in sich, das ruhige Antlitz wurde härter, tiefer die Furchen, gespannter der Blick. Gegen wenige Vertraute öffnete er in einzelnen Stunden das Innere, dann bricht auf einige Augenblicke der Schmerz eines Mannes hervor, der an den Grenzen des Menschlichen angekommen ist.
Zehn Tage nach der Schlacht bei Kolin starb seine Mutter; wenige Wochen darauf scheuchte er im Zorn seinen Bruder August Wilhelm vom Heere, das dieser zu führen nicht kräftig genug gewesen war; das Jahr darauf starb auch dieser, wie der meldende Offizier dem König verkündete, durch Gram getötet. Kurz darauf erhielt er die Nachricht vom Tode seiner Schwester von Bayreuth. Einer nach dem anderen von seinen Generalen sank an seiner Seite oder verlor des Königs Vertrauen, weil er den übermenschlichen Aufgaben dieses Krieges nicht gewachsen war. Seine alten Soldaten, sein Stolz, eherne Krieger, in drei harten Kriegen erprobt, sie, die sterbend noch die Hand nach ihm ausstreckten und seinen Namen riefen, wurden in Haufen um ihn zerschmettert, und was in die weiten Gassen eintrat, die der Tod unaufhörlich in sein Heer riß, das waren junge Leute, manche gute Kraft, viel schlechtes Volk. Der König gebrauchte sie, wie die andern auch, strenger, härter. Auch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der schlechteren Masse gab sein Blick und Wort Tapferkeit und Hingebung, aber er wußte doch, wie dies alles nicht retten würde; kurz und schneidend wurde sein Tadel, sparsam sein Lob. So lebte er fort, fünf Sommer und Winter kamen und gingen, riesig war die Arbeit, unermüdlich sein Denken und Entwerfen neuer Pläne, das Fernste und Kleinste übersah prüfend sein Adlerauge, und doch keine Änderung, und doch nirgend eine Hoffnung. Der König las und schrieb in den Stunden der Ruhe, gerade wie früher, er machte seine Verse und unterhielt brieflichen Verkehr mit Voltaire und Algarotti, aber er war gefaßt, alles das werde nächstens für ihn ein Ende haben, ein kurzes, schnelles; er trug Tag und Nacht bei sich, was ihn von Daun und Laudon frei machte. Der ganze Handel wurde ihm zuweilen verächtlich. — —

So schrieb und trauerte der König, aber er hielt aus. Und wer durch die finstere Energie seines Entschlusses erschüttert wird, der möge sich vor der Meinung hüten, daß in ihr die Kraft dieses wunderbaren Geistes ihren höchsten Ausdruck finde. Es ist wahr, der König hatte einige Augenblicke der Betäubung, wo er die Kugel des Feindes für sich forderte, um nicht selbst den Tod in der Kapsel suchen zu müssen, welche er in den Kleidern trug; es ist wahr, er war fest entschlossen, den Staat nicht dadurch zu verderben, daß er als Gefangener Österreichs lebe; insofern hat, was er schreibt, eine furchtbare Wahrheit. Aber er war auch von dichterischer Anlage, war ein Kind aus dem Jahrhundert, welches sich so sehr nach großen Taten sehnte und in dem Aussprechen erhabener Stimmungen so hohe Befriedigung fand; er war im Grunde seines Herzens ein Deutscher mit denselben Herzensbedürfnissen, wie etwa der unendlich schwächere Klopstock und dessen Verehrer. Das grübelnde Nachdenken und das entschlossene Aussprechen seines letzten Plans machten ihn innerlich freier und heiterer. Auch seiner Schwester von Bayreuth schrieb er darüber in dem unheimlichen zweiten Jahre des Krieges, und dieser Brief ist besonders bezeichnend. Denn auch die Schwester ist entschlossen, ihn und den Fall ihres Hauses nicht zu überleben, und er billigt diesen Entschluß, dem er übrigens in seinem düstern Behagen über die eigenen Betrachtungen wenig Beachtung gönnt. Einst hatten die beiden Königskinder im strengen Vaterhaus heimlich die Rollen französischer Trauerspiele miteinander hergesagt, jetzt schlugen ihre Herzen wieder in dem einmütigen Gedanken, sich durch einen antiken Tod aus dem Leben voll Täuschung, Verirrung und Leiden zu befreien. Aber als die aufgeregte und nervöse Schwester gefährlich erkrankte, da vergaß Friedrich alle seine Philosophie aus der Schule der Stoa, und in leidenschaftlicher Zärtlichkeit, die noch fest am Leben hing, sorgte und grämte er sich um die, welche ihm die Liebste seiner Familie war. Und als sie starb, da wurde sein lauter Jammer vielleicht noch durch die Empfindung geschärft, daß er zu tragisch in das zarte Leben der Frau gegriffen hatte. So mischt sich auch bei dem größten von allen Deutschen, welche aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts heraufkamen, poetische Empfindung und der Wunsch, schön und groß zu erscheinen, seltsam in das ernsthafte Leben der Wirklichkeit. Der arme kleine Professor Semler, welcher in der tiefsten Rührung noch seine Körperhaltung studiert und seine Komplimente überlegt, und der große König, welcher in kalter Erwartung seiner Todesstunde noch über den Selbstmord

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in schöngeformten Sätzen schreibt, beide sind die Söhne derselben Zeit, in welcher das Pathos, welches in der Kunst noch keinen würdigen Ausdruck findet, wie eine Schlingpflanze um das wirkliche Leben wuchert. Der König aber war größer als seine Philosophie. In der Tat verlor er gar nicht seinen Mut, die zähe trotzige Kraft des Germanen und nicht die stille Hoffnung, welcher der Mensch bei jeder starken Arbeit bedarf.
Und er hielt aus. Die Kraft seiner Feinde wurde geringer, auch ihre Feldherren nutzten sich ab, auch ihre Heere wurden zerschmettert, endlich trat Rußland von dem Bündnis zurück. Dies und die letzten Siege des Königs gaben den Ausschlag. Er hatte überwunden, er hatte das eroberte Schlesien für Preußen gerettet, sein Volk frohlockte, die treuen Bürger seiner Hauptstadt bereiteten ihm den festlichen Empfang, er aber mied die Freude der Menschen und kehrte allein und still nach Sanssouci zurück. Er wollte den Rest seiner Tage, wie er sagte, im Frieden für sein Volk leben. (Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, 1859/1867.)

KATHARINA VON ZERBST, KAISERIN VON RUSSLAND

Die große Frau bestieg den Thron und behauptete ihn unter Gefahren, Aufruhren und Siegen, unter großen Arbeiten und weiten Entwürfen des Ehrgeizes bis an ihren Tod. Sie starb bewundert und verflucht, das Schicksal der meisten großen Menschen, und hinterließ den russischen Staat mit einer Gigantengröße, vor welcher die Russen selbst zittern müssen. Nie hat ein Weib in so gefährlichen Lagen so schlau, mutig und despotisch geherrscht, und schwerlich ist die Beständigkeit weiblicher List, mit männlichem Mut vereint, weiter getrieben. Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit, Strenge und Grausamkeit, Stärke und Schwäche wußte das große Weib immer klug zu mischen und herrschte so über alle, indem manche sie zu beherrschen schienen; den Schein hat die Tat widerlegt. Selbst die Gerechtigkeit, die heiligste, die Aufklärung, die erlauchteste von allen Erlauchtigkeiten, die Lüge der Gnade, wo sie mit langsamer List betrog und unterdrückte — alles verstand die Mächtige zu gebrauchen. Dunstwolken hat sie den Zeitgenossen vorgeworfen, sie sind noch nicht zerflossen, aber ihre Blitze leuchteten durch, und sie wurden zugleich geblendet und betrogen. (Ernst Moritz Arndt, Geist der Zeit I, 1806.)

JOSEPH II. ÜBER SICH SELBST

Wenn es einstens Neronen und einen Dionys gab, der über die Schranken seiner Macht hinausging, wenn Tyrannen gewesen, die einen Mißbrauch von der Gewalt gemacht, die ihnen das Schicksal in die Hände gab, ist es darum billig, daß man unter dem Vorwand von Besorgnissen, die Rechte einer Nation für die Zukunft zu bewahren, einem Fürsten alle möglichen Hindernisse in seinen Regierungsanstalten in Weg gelegt, die nichts andres als das Wohl und das Beste seiner Untertanen zum Endzweck haben?
Ich habe seit dem Antritt meiner Regierung mir jederzeit angelegen sein lassen, die Vorurteile gegen meinen Stand zu besiegen; mir Mühe gegeben, das Zu-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

trauen meiner Völker zu gewinnen; und seit ich den Thron bestiegen, habe ich mehrmalen Beweise davon abgelegt, daß das Wohl meiner Untertanen meine Leidenschaft sei; daß ich zur Befriedigung derselben keine Arbeit, keine Mühe und selbst keine Qualen scheue, und daß ich genau die Mittel überlege, die mich den Absichten näherbringen, die ich mir vorgesetzt habe; und demohngeachtet finde ich in den Reformen allenthalben Widersetzlichkeiten von solchen, von welchen ich es am wenigsten vermuten konnte.

Als Monarch verdiene ich das Mißtrauen meiner Untertanen nicht; als Regent eines großen Reiches muß ich den ganzen Umfang meines Staats vor Augen haben, den ich mit einem Blick umfasse, und kann auf die separaten Stimmen einzelner Provinzen, die nur ihren engen Kreis betrachten, nicht allzeit Rücksicht nehmen.

Das Privat-Beste ist eine Chimäre, und indem ich es auf einer Seite verliere, um meinem Vaterland damit ein Opfer zu bringen, kann ich auf der andern Seite an dem allgemeinen Wohl Anteil nehmen! — Aber wie viele denken daran!

Wenn ich unbekannt mit den Pflichten meines Standes, wenn ich nicht moralisch davon überzeugt wäre, daß ich von der Vorsehung dazu bestimmt seie, mein Diadem mit all der Last von Verbindlichkeiten zu tragen, die mir damit auferlegt worden, so müßte Mißvergnügen, Unzufriedenheit mit dem Los meiner Tage und der Wunsch: Nicht zu sein, diejenige meiner Empfindungen sein, die sich unwillkürlich meinem Geiste darstellte. Ich kenne aber mein Herz; ich bin von der Redlichkeit meiner Absichten in meinem Innersten überzeugt und hoffe, daß, wenn ich einstens nicht mehr bin, die Nachwelt billiger, gerechter und unparteiischer dasjenige untersuchen und prüfen, auch beurteilen wird, was ich für mein Volk getan. (Joseph II., Brief von 1787.)

JUSTUS MÖSER

Daß Mösers Charakter vorzüglich gewesen sei, erhellt schon daraus, daß er bei den schwierigsten Geschäftsführungen viele Jahre lang das allgemeine Vertrauen bis an sein Ende genoß in einem Lande und in einer Verfassung, wo das allgemeine Vertrauen zu erhalten eben nicht leicht ist; aber wie vorzüglich sein Charakter gewesen, wer wagt es so auseinanderzusetzen, daß es ganz deutlich wäre? Der Mann war redlich, bieder, patriotisch, uneigennützig im höchsten Grade, menschenfreundlich, wahr, zuverlässig, fest ohne Eigensinn, nachgebend ohne Schwachheit, unverzärtelt ohne Rauhigkeit, gutherzig ohne Unbesonnenheit, froh und munter ohne Leichtsinn, gleichmütig ohne Gleichgültigkeit, seines Wertes sich bewußt ohne Egoismus, frugal ohne Geiz, mildtätig ohne Prahlerei, gastfrei ohne Verschwendung. — Alles höchst wahr; im allgemeinen! Der du damit nicht zufrieden bist, der du genauer geschildert verlangst, wie alle diese herrlichen Eigenschaften sich individuell zu einem noch herrlichern Ganzen vereinigten, sage mir erst, wie der schneeweiße Honig schmeckt, den Preußens Bienen aus den vollen Blüten hundertjähriger Linden saugen und mit deren Süßigkeit auch den holden Duft in ihren Honig übertragen. Oder, hast du ihn gekostet, vergeistige das Bild, wenn du kannst; und du hast Mösers Charakter! — —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In seinem ganzen Wesen war Ernst mit Freundlichkeit verbunden. Sein Mund lachte selten; aber fast beständig schwebte auf seiner heitern Stirn und auf seinem ganzen Antlitze das unauslöschliche Lachen, das Homer seinen Göttern zuschreibt. Er war gastfrei und hielt ein ansehnliches Haus; er selbst war mäßig. Der Vorfall in seinen Kinderjahren, da er sich selbst in die Lage gesetzt hatte, jemanden um eine Gabe ansprechen zu müssen, hatte in ihm den Entschluß hervorgebracht, niemals einem Bettler eine Gabe zu versagen. Da ich bei unsern jährlichen Zusammenkünften in Pyrmont gemeiniglich bei ihm blieb, bis er abreiste, so habe ich ihn oft gesehen, ehe er wegfahren wollte, umringt mit Bettlern, denen er mit zutraulicher Miene und oft mit teilnehmenden Worten einem nach dem andern mit größter Geduld austeilte, so lange noch einer da war.

Er war nichts weniger als habsüchtig; aber er ist in jüngern Jahren eine ziemliche Zeitlang daran gewesen, Gold machen zu wollen; worüber er auch mit dem bekannten Metallurgen Kramer in Braunschweig korrespondierte, der ebenfalls an die Möglichkeit des großen Werks glaubte. Die Liebe zu seinem jüngern Bruder Johann Zacharias, welcher, um das Geheimnis, den Stein der Weisen, zu erfahren, sich ein Jahr in Algier und Tripolis aufgehalten hatte, bewog ihn, an diesen kostbaren Versuchen teilzunehmen. Er lächelte selbst drüber, wenn er im Vertrauen davon erzählte, und setzte hinzu: Was wäre man für ein Mensch, wenn man nicht einmal einen vergeblichen Wunsch gehabt hätte! Dies war bedeutend gesagt von dem Manne, der immer in weiser Zufriedenheit lebte, der sich nie von Mißvergnügen plagen ließ, daher sich auf solche Wünsche einschränkte, deren Erfüllung er in seiner Gewalt hatte.

Möser gehörte auf keine Weise zu den Männern, die im Rufe mehr gewinnen und dagegen verlieren, wenn man sie in der Nähe sieht. Er gewann vielmehr sehr, man mochte ihn in kleiner oder großer Gesellschaft sehen. Sein Charakter war wahr, aber nicht von der rauhen Wahrheit, welche andern lästig wird. Er trug in Gesellschaft jeden andern und drückte niemand. Er wußte das Eigentümliche und das Beste jedes Charakters, der ihm in Gesellschaft vorkam, bald zu entwickeln und suchte ihn demgemäß zu unterhalten. Man erzählt von Hume, er sei still und trocken gewesen, wenn ihn die Gesellschaft, in welcher er war, nicht interessiert habe. Möser, obgleich in ungewünschter Gesellschaft etwas ernsthaft, war immer aufmerksam und für jede Unterredung gegenwärtig, nie abwesend oder zerstreut. Doch bemächtigte er sich, selbst unter Freunden, nie herrisch des Gesprächs, verteidigte nie seine Meinungen hartnäckig, hatte nie das Ansehen, belehren zu wollen, sondern nur Gedanken zu wechseln; und da belehrte er oft am meisten, wegen des Werts seiner Gedanken. Er kannte seinen eigenen Wert, trug ihn aber nie zur Schau, von Stolz oder Dünkel ganz rein. Sein Witz war treffend, aber urban, so wie sein Scherz; seine Satire milde, nie bitter. Er urteilte nicht nach Laune, aber oft skeptisch. Seine Urteile von einzelnen Menschen waren weder heftig noch hämisch, aber treffend wahr, sobald es sich tun ließ, seine Meinung ganz zu sagen. Er sprach nie beleidigend und hielt sich durch Worte oder Widerspruch nie beleidigt; und wenige hätten auch einen solchen Menschen beleidigen können, der gegen alle, die er um sich sah, indulgent, nur gegen sich selbst streng war.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

So lebte er in beständiger Beobachtung seiner Pflichten und in ungestörtem Geistesgenusse glücklich in seinem Hause, in der Stadt und im Lande verehrt und geliebt, seinem eigenen Ausdrucke nach, erfreut durch vieles, betrübt durch weniges, gekränkt durch nichts. (Friedrich Nicolai, Leben Justus Mösers, 1843.)

PRINZ LOUIS FERDINAND

Prinz Louis von Preußen. Er war der preußische Alcibiades. Die etwas wüsten Sitten hatten den Kopf nie zur Reife kommen lassen. Gleichsam als wäre er der erstgeborene Sohn des Mars, besaß er einen unermeßlichen Reichtum an Herzhaftigkeit und kühner Entschlossenheit; und wie gewöhnlich Majoratsherren, stolz auf ihren Reichtum, das andere vernachlässigen, so hatte auch er für eine ernstliche Bildung und Entwicklung seines Geistes nicht genug getan. Die Franzosen nannten ihn un crâne; wenn sie damit einen geistlosen Tollkopf bezeichnen wollten, so war das Urteil sehr verfehlt. Sein Mut war keine brutale Gleichgültigkeit gegen das Leben, sondern ein wahres Bedürfnis nach Größe, ein wirklicher Heroismus. Er liebte das Leben und genoß es nur zu sehr, aber die Gefahr war ihm zugleich ein Lebensbedürfnis. Sie war seine Jugendgespielin; konnte er sie nicht im Kriege aufsuchen, so ging er ihr nach auf der Jagd, auf großen Strömen, auf tollen Pferden. Er war in hohem Grade geistreich, von feiner Lebensbildung, voll Witz, Belesenheit und Talenten mancher Art, unter anderen für die Musik, denn er konnte auf dem Klavier für einen Virtuosen gelten.

Er war einige 30 Jahre alt, groß, schlank und schön gebaut, hatte feine und edle Züge, hohe Stirn, wenig gebogene Nase, kleine blaue Augen von einem dreisten Blick, lebhafte Farben, blondes gelocktes Haar. Er hatte eine vornehme Haltung, einen festen Gang und eine Art, Brust und Kopf zu tragen, worin von Stolz und Selbstgefühl gerade so viel war, wie dem Prinzen und dem verwegenen Soldaten geziemt.

Ein ungezügelter Lebensgenuß hatte in seine edlen Züge Spuren einer frühzeitigen Zerstörung getragen, doch war darin nichts von gemeiner Sinnlichkeit zu finden, und sein Ausdruck war nicht, wie man glauben könnte, der eines vornehmen Wüstlings, weil sich in ihm zu viel große Ideen regten, und das innere Bedürfnis nach Ruhm und Größe wie ein veredelnder Schein in sein Äußeres trat.

Geboren mit so herrlichen Eigenschaften und in großen Verhältnissen, hätte er notwendig ein großer Feldherr werden müssen, wenn ein langer Krieg ihn dazu erzogen hätte oder wenn mehr Ernst des Charakters, weniger unbekümmerte Sorglosigkeit ihm im Frieden ein nachhaltiges Betrachten und Prüfen der großen Lebensverhältnisse gestattet hätte. Er war nicht, wie die meisten Männer, die wir hier zu schildern haben, unbekannt geblieben mit den Erscheinungen der neueren Zeit in Kriegs- und Verwaltungswesen; er hing nicht mit blindem Köhlerglauben an der Überzeugung, daß das Preußentum sich notwendig über alles erheben müsse, und daß der preußischen Taktik nichts widerstehen könne. Die großen Ereignisse der Welt beschäftigten ihn lebhaft, die neuen Ideen und Erscheinungen, von seinem lebhaften Geist angezogen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

rauschten durch seinen Kopf; er spottete der Kleinlichkeit und Pedanterie, mit der man Großes tun wollte; er suchte den Umgang der ausgezeichnetsten Köpfe aller Fächer; aber — es war in seinem Leben keine Stunde ernsten, ruhigen, selbsttätigen Nachdenkens, und folglich auch in seinem Innern kein eigener kerniger, gesunder Gedanke, keine zum konsequenten Handeln führende abgeschlossene Überzeugung. Der Umgang mit den ausgezeichnetsten Köpfen schadete ihm mehr, als er ihm half, denn er schöpfte ihre Ideen von der Oberfläche ab und nährte seinen Geist damit, ohne je selbst eine zu erzeugen. Das überwiegende Gefühl des Mutes gab ihm dabei eine falsche Sicherheit. So kam es denn, daß er auch über den Krieg wie über andere Dinge keine klaren Vorstellungen hatte, daß die Art, wie er jetzt geführt werden müsse, ihm dennoch fremd geblieben war, und daß er, als es zum Handeln kam, bei Saalfeld am Ende nichts Besseres zu tun wußte, als was ihm die Revueplätze von Berlin, Potsdam und Magdeburg gelehrt hatten. Wie zu erwarten war, schlug er dabei die Wirkungen seines Mutes zu hoch an; er wollte das Unmögliche. Er erlag der eisernen Notwendigkeit, weil er nicht mit dem Verstande, sondern bloß mit dem Herzen hatte widerstehen wollen. Er fand den Tod, weil er wie Talbot von der Erde, die zum Schlachtfelde diente, wie von seinem Schilde nicht lassen wollte — und dies ist der letzte und unumstößliche Beweis seiner gerechten Ansprüche auf Ruhm und Größe. — — Es gab in der preußischen Monarchie kein Mittel, einen so ausgezeichneten jungen Prinzen auf irgendeine Art zu brauchen oder zu beschäftigen.

So lebte er denn sein lustiges Leben fort, machte große Schulden, zerstreute seine Kräfte in lauter Genüssen, hatte mitunter nicht die beste Gesellschaft, ging aber dennoch in diesen Dingen nicht unter, sondern erhob sein Haupt wie ein guter Schwimmer und blieb mit seinem Geiste stets in edleren Regionen, nämlich stets angezogen von den großen Angelegenheiten des Staates und Vaterlandes, und immer dürstend nach Ruhm und Ehre. Als Frankreich mit dem 19. Jahrhundert anfing, den übrigen europäischen Mächten sein Übergewicht mit Übermut fühlen zu lassen, fing man auch in Preußen an, einzusehen, daß die politische Rolle, welche die Regierung seit dem Baseler Frieden spielte, weder sehr ehrenvoll, noch sehr klug und vorsichtig genannt werden könne. Diese Meinung verstärkte sich mit jedem Jahre und erreichte ihren höchsten Grad im Jahr 1805, als die Österreicher an Frankreich den Krieg erklärten. Freilich gab es auch in Preußen mehrere Stimmen, Prinz Louis gehörte zu denen, welche den Widerstand gegen Frankreich für unerläßlich und einen frühen Widerstand für weiser als einen späten hielten. Sein Ehrgefühl als preußischer Prinz und als Neffe Friedrichs des Großen, sein ungestümer Mut, selbst sein sorgloser Leichtsinn mußten ihn in dieser Richtung fortstoßen.

Wenn ruhigere Menschen von ernsterem Charakter und tieferem Denken derselben Meinung zum Teil aus besseren Gründen waren, so hinderte das nicht, daß sie sich mit ihm darin enge verbanden, und er gewissermaßen an die Spitze derjenigen Partei kam, die den Krieg gegen Frankreich für die notwendigste Pflicht hielt. (Carl von Clausewitz, Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe, herausgegeben 1888.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

BLÜCHER

In unseren Kreis kam zuweilen auch der alte General Blücher, der auch bei fröhlichen Gelagen etwas vom Feldmarschall hatte. Trotz seines Alters trug er eine herrliche Gestalt, groß und schnell, mit den schönsten rundesten Gliedern vom Kopf bis zum Fuß, seine Arme, Beine und Schenkel noch fast wie die eines Jünglings scharf und fest gezeichnet. Am meisten erstaunte sein Gesicht. Es hatte zwei verschiedene Welten, die selbst bei Scherz und Spaß, welchen er sich ganz frisch und soldatisch mit jedem ergab, ihre Farben nicht wechselten: auf Stirn, Nase und in den Augen konnten Götter wohnen, um Kinn und Mund trieben die gewöhnlichen Sterblichen ihr Wesen. Daß ich es sage: in jener oberen Region waren nicht allein Schönheit und Hoheit ausgedrückt, sondern auch eine tiefe Schwermut, die ich der schwarzdunklen Augen wegen, die der finsteren Meeresbläue glichen, fast eine Meerschwermut nennen möchte, denn wie freundlich diese Augen auch zu lachen und zu winken verstanden, sie verdunkelten sich oft auch plötzlich zu einem fürchterlichen Ernst und Zorn. War der alte Held ja auch nach dem Unglück von 1806 und 1807, als er in Hinterpommern befahl, eine Zeitlang durch seinen dunklen Zorn verrückt gewesen und hatte auf alle Fliegen und schwarzen Flecke an der Wand mit dem Rufe Napoleon mit dem gezückten Schwert gestoßen. Mund und Kinn aber gaben einen ganz anderen Eindruck, obgleich in den äußeren Formen mit den oberen Teilen des Gesichts in Übereinstimmung. Hier saß immer die Husarenlist gesammelt, deren Zügenspiel bisweilen sogar bis in die Augen hinauf lief, und etwas wie von einem Marder, der auf seinen Fang lauscht. (Ernst Moritz Arndt, Erinnerungen aus dem äußeren Leben, 1840.)

SCHARNHORST

Schlank und eher hager als wohlbeleibt trat er, ja schlenderte er sogar unsoldatisch einher, gewöhnlich etwas vornübergeneigt. Sein Gesicht war von edler Form und mit stillen edlen Zügen ausgeprägt, sein blaues Auge groß, offen, geistreich und schön. Doch hielt er das Visier seines Antlitzes gewöhnlich geschlossen, selbst das Auge halb geschlossen, gleich einem Manne, der nicht Ideen in sich aufjagt, sondern über Ideen ausruht. Doch tummelten sich die Ideen in diesem hellen Kopfe immer herum; er hatte aber gelernt, seine Gefühle und Gedanken mit einem nur halb durchsichtigen ruhigen Schleier zu umhängen, während es in seinem Inneren kochte. Doch wie sicher und fest geschlossen er sein Angesicht und die Gebärden desselben auch hielt, er machte den Eindruck des schlichten besonnenen Mannes. So war sein Wesen, er hatte es wohl gewonnen durch sein Schicksal sowohl als durch seinen Verstand. Er hatte sich aus niederem Stande emporgerungen und von unten auf viel gehorchen, auch der Not gehorchen lernen müssen. Seine Stellung in Preußen war bei aller Anerkennung seiner Verdienste durch seinen König und durch viele Edle doch die eines Fremdlings, eines beneideten Fremdlings geworden: denn in der bösen Zeit, seit den Jahren 1805 und 1806, hatte er, von den Eigenen und Fremden be-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lauert und den welschen Spähern längst verdächtig, auch wo er Großes und Kühnes schuf und vorbereitete, immer den Unscheinbaren und Unbedeutenden spielen, sich freiwillig gleichsam zu einem Brutus machen müssen. Auch seine Rede war diesem gemäß: langsam und fast lautlos schritt sie einher, sprach aber im langsam dehnenden Ton kühnste Gedanken oft mit sprichwörtlicher Kürze aus. Schlichteste Wahrheit in Einfalt, geradeste Kühnheit in besonnener Klarheit: das war Scharnhorst. Er gehörte zu den wenigen, die glauben, daß man vor den Gefahren von Wahrheit und Recht auch keinen Strohhalm breit zurückweichen soll. Soll ich noch erinnern, daß dieser edle Mensch, durch dessen Hände als des stillen und geheimen Schaffers und Bereiters Millionen hingeglitten waren, auch nicht den Schmutz eines Kupferpfennigs daran hatte kleben lassen? Er ist ein Vir innocens im Sinn der großen Alten gewesen: er ist arm gestorben.
Solche war die Art und Gebärde dieses ernsten und tugendhaften Mannes, der tiefer als irgendeiner des Vaterlandes Weh gefühlt und mehr als irgendeiner zur Heilung desselben gestrebt und gewirkt hat. Wenn er so dastand, auf seinen Stock gelehnt, sinnend und überschauend, gesenkten Hauptes und halb verschlossenen Auges und doch zugleich kühnster Stirn, hätte man meinen mögen, er sei der Todesgenius, der über den Sarkophag der preußischen Glorie gelehnt, den Gedanken verklärte: Wie herrlich waren wir einst! (Ernst Moritz Arndt, Erinnerungen aus dem äußeren Leben, 1840.)

ERNST MORITZ ARNDT

Als ein Greis lebt Arndt im Gedächtnis der Deutschen weiter, als der „alte Arndt", obwohl seine größte Wirkenszeit zwischen sein 30. und 45. Jahr fällt. Aber erst spät, nachdem er aus der Glorie der Freiheitskriege in die Wolken der Demagogenhetze und der Verfassungsnöte getreten war, hob seine ritterliche Gestalt sich deutlich ab von der Masse der schwankeren, dünneren, flacheren Zeitgenossen. Unter den Stein und Scharnhorst, Goethe und Humboldt, Schelling und Fichte ragte er nicht so erstaunlich hervor. Neben den Metternich und Gagern, Heine und Börne, Herwegh und Freiligrath erschien er ein Vermächtnis der verschollenen Heldenzeit. Seine Unbilden gaben ihm noch einen Märtyrerglanz. Immer gleich feurig und lauter, treu und mutig, selbstlos und sachlich, entschieden und hingebend, überragte er als Einzelner das Parteigetriebe und verkörperte inmitten der Streber und Lärmer, Mächler und Schwärmer das Ideal des getreuen Eckehart, mehr gehört und geehrt als befolgt. Vor allem, er hat etwas von dem Blut und Eisen der Blücherzeit über die Bürokraten-, Demagogen- und Professorenjahre in die Bismarckzeit übergeleitet. Das Werk Bismarcks, böser, härter, enger und ungeistiger als Arndts Gedanken, enthält doch viel von ihrer Kraft und Vernunft. Arndt ist der einzige undoktrinäre Volksmann, der zwischen Stein und Bismarck Gewicht hatte, und hält am würdigsten den Übergang zwischen dem deutschen Preußen von 1813 und dem preußischen Deutschland von 1870. In ihm vereinigt sich zum letztenmal die Bildungsfülle unserer klassisch-romantischen Jahrzehnte mit staatswilligem Manntum und geradem Erdverstand.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Seit Luthers Tagen haben wir keinen solchen Volksmann gehabt, keinen wortgewaltigeren Warner und Lebenswart, keinen geisterfüllteren Zeitkritiker, keinen herzvolleren Erzieher. Er war kein Mann vom Ausmaß unserer klassischen Dichter, kein Urgeist mit neuen Schöpfer- oder Wendegedanken, aber unter den Deutern der ursprünglichen Kräfte, unter den Mittlern zwischen schöpferischer Natur und erzieherischer Bildung ist er der volkhaftigste, der mannhaftigste, der verständigste . . . einer der wenigen nicht nur maßgebenden oder wirksamen, sondern auch vorbildlichen Deutschen. (Friedrich Gundolf, Ernst Moritz Arndt, Rede von 1920.)

METTERNICH

Das Erbgut einer längst verschwundenen Zeit hat ihn bis ans Ende geleitet: Vernunft und Weltbürgertum. Er hatte als Politiker einem Weltprinzipe gelebt und durfte nach dem bittersten Tage, dem 13. März 1848, mit Recht schreiben, er habe sein Leben der Aufrechterhaltung einer Sache und überdies dem Erhalten eines großen Reiches gewidmet, das immer dieser Sache gedient habe. Der Realismus des Nationalstaates verdrängte sein staatliches Gleichgewichtssystem: es berührt wie ein Sinnbild der Wende zweier Zeiten, daß Bismarck im Jahre 1851 den alten europäischen Mann auf Schloß Johannisberg besucht hat. „In wessen Händen", so fragt Metternich einmal, „liegt das Schwert, welches den Knäuel zu durchhauen vermag?" Bismarck zerbrach die Einigkeit der deutschen Mittelmächte, er löste die deutsche Frage ohne und gegen Österreich und löste das für Metternich unlösbare Rätsel, wie man ein deutsches Parlament über deutsche Parlamente stellen könne. Und in Brüssel kam zu dem Flüchtling ein anderer, gleichfalls in die Zukunft weisender Mann: Louis Blanc, ein Herold der Nivellierung der Gesellschaft, des Radikalismus, als dessen Vorläufer Metternich den Liberalismus stets befehdet, des sozialen Umsturzes, dem er das Prinzip des gesellschaftlichen Erhaltens gegenübergestellt hatte. So traten ihm die beiden großen Ideenmächte, verkörpert in Einzelpersonen wie einst in Canning und Palmerston, entgegen, und das Hasten der verkehrs- und wirtschaftsreichen neuen Zeit gemahnte ihn am Rheine an „Ahasverus, der nie zur Ruhe kommt, das Vorbild der heutigen Welt."

Hemmend und fördernd hatte er das Werden dieser Welt zu leiten gesucht, nun war ihr Bild seinem Wesen fremd. Denn er hatte schwer geirrt. Er hat in neuen politischen Ideen die positiven Werte nicht erkannt und zum Aufbau benützt, er hat zu oft nur das geschichtlich Erwachsene, nicht das Erwachsende als berechtigt angesehen und hat sich vom gesunden Konservatismus getrennt durch das Bewahren des Erstorbenen und Sterbensreifen, durch die Scheu auch vor der notwendigen Änderung und die Anwendung unnatürlicher Zwangsmittel gegen den Fortschritt, dessen organische Natur er verkannte; er hat nur Staaten, Kabinette und führende Männer, nicht aber die Völker und in ihnen die wertschaffende Kraft des Mittelstandes beachtet, er hat die blinde Masse gefürchtet und doch haltgemacht vor dem einzigen wahren Hilfsmittel gegen Revolution, der zeitgerechten National- und Sozialform und der Erzie-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

hung des Volkes zur Arbeit für den Staat. Dürfen ihm deshalb echt staatsmännische Gedanken und Taten bestritten werden? Er war nicht nur ein Virtuose des diplomatischen Kunsthandwerkes; gerade dadurch, daß er mit unerreichter Meisterschaft die systematischen Gedanken des philosophischen Jahrhunderts, des Jahrhunderts der Staatengesellschaft, tief in das neue Jahrhundert hineinführte, sicherte er unbewußt durch langen äußeren Frieden den Völkern ein allmähliches Hineinwachsen in die Welt des nationalen und sozialen Dranges und ermöglichte bewußt wirtschaftliches, geistiges und künstlerisches Aufblühen, indem er dem stürmischen Durchbruche des Revolutionsgeistes Schranken entgegenstellte.
Wenn Österreich das Opfer des Nationalitätenkampfes wurde: Metternich hatte den Weg zur Ausschaltung dieser Zerstörungsgefahr wenigstens zum Teile gewiesen. Als Leiter der äußeren Politik hat Österreich keinen seinesgleichen gehabt, selbst Kaunitz nicht. Und soweit die Lockerung des rechtlichen, wirtschaftlichen und geistigen Zusammenhanges dieses Staates mit dem großen deutschen Volkskörper um sich griff, so groß die Abneigung des liberalen Teiles des deutschen Volkes gegen das konservative Österreich wurde, die Verschließung seiner besten Lebensquelle, die Verdrängung Österreichs aus dem deutschen Mitteleuropa und seine Verweisung nach dem Osten hat Metternich stets bekämpft. Das ist das Werk der neuen Realpolitik. Metternich aber ist für Europa und für Österreich der letzte und der große Vertreter eines universalen politischen Gedankens, so universal wie seine Gegnerin, die große Revolution: der Gemeinschaft der christlichen Staaten und ihrer geschichtlich begründeten Gesellschaftsgliederung. (Heinrich Ritter von Srbik, Metternich, 1921.)

BISMARCK

Er war eine geborene Herrschernatur. Schon äußerlich machte er den Eindruck eines olympischen Helden oder germanischen Recken: er war ein Jäger, Reiter, Schwimmer, Fechter, Esser und Trinker, der es mit jedem aufnahm. — — Die Arbeitskraft Bismarcks war überall erstaunlich; sie war auch am Schreibtisch und im Parlament kaum von sonst jemandem zu erreichen; seine Gehilfen, von denen er gleiches forderte, gingen immer rasch an der Überanstrengung zugrunde. Er selbst war schon 1859 durch das Übermaß der Anforderungen an sich selbst ein halbkranker Mann. Aber jede größere Aufgabe schien ihn wieder zu stärken und über sich selbst hinauszuheben, ihn mit noch größerer Tatkraft und Leistungsfähigkeit auszurüsten. Freilich bewegte sich nun auch seine ganze Ministerlaufbahn in dem Gegensatz zwischen körperlicher Erschöpfung und fieberhafter Anstrengung. Seine Willensenergie zeigte sich einmal in der bohrenden Zähigkeit, mit der er an den für richtig erkannten Zielen festhielt und zeitweise alle Fasern und alle Nerven auf das im Moment Wichtigste konzentrierte — dann aber in den orkanartigen Entladungen seiner Kraft, wenn ihm Hindernisse und Feinde in den Weg traten. Sein Haß war so stark wie seine Liebe; hat er doch selbst erklärt, daß ihm der erstere so notwendig zum Leben sei wie die zweite! In den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

parlamentarischen Debatten mit Lasker, mit Windthorst, mit Richter und den Sozialdemokraten hat er oft über Kleinigkeiten, über Dinge, die dem Unbefangenen als Mißverständnisse erscheinen müssen, mit einer Leidenschaft gestritten, daß man nicht mit Unrecht sagte, er habe mit Kanonen nach Spatzen geschossen. Sein Feuergeist konnte, wenn er gereizt war, nur mit Donner und Blitz, mit Keulenschlägen und Dolchstichen antworten. Er hätte sich vieles erleichtert, wenn er im ersten Moment so ruhig und objektiv gewesen wäre, wie er es nachher werden konnte; oft hat er freilich die Leidenschaft für Monate und Jahre festgehalten; aber er wäre ohne solche starken, heftigen Gefühle wohl auch nicht der Held gewesen, der, lange ehe er Minister wurde, sagte, er werde sein todkrankes Vaterland ferro et igni heilen. Diese Ausbrüche der Leidenschaft hingen mit seinem tiefen und reichen Gemütsleben, seinem feinen Nervensystem, seiner überquellenden geistigen Lebenskraft aufs engste zusammen. — —

Daß er die Wärme seiner Empfindungen auf wenige Punkte konzentrierte, steht nicht in Widerspruch, sondern in Übereinstimmung mit der Tatsache, daß er im übrigen die Menschen verachtete und sie mit der Eiseskälte des Schachspielers behandelte, der seine Partie gewinnen will. Große Menschenkenntnis, gesammelt an hoher Stelle, an die sich die Mehrzahl der Menschen schmeichelnd, bettelnd, mit Eitelkeit und allen gemeinen Instinkten heandrängen, hat stets die Menschenverachtung erzeugt. Nur sentimentale Männer ohne Weltkenntnis und weichherzige Weiber, die keine großen Pflichten im engen Kreise erfüllen, haben ein Herz für jedermann. Wer Großes auf irgendwelchem Gebiet erreichen will, muß sein Herz an bestimmter Stelle verschließen, um die Kraft für das Wesentliche zu sammeln. Ohne eine gewisse Kälte und Härte ist ein großer Staatsmann so wenig zu denken, als ohne die Kunst, die Menschen unter Umständen zu täuschen und rücksichtslos die guten und schlechten Mittel für die höchsten Zwecke einzusetzen, mit allen virtuosen Künsten der Diplomatie dem Vaterlande zu dienen. Bismarck gleicht hier ganz Friedrich dem Großen, nur daß er, die hergebrachte Manier diplomatischer Täuschung verschmähend, mit meist verblüffender Offenheit zuwege ging; er verzichtet damit freilich nicht auf die von ihm genial gehandhabte Kunst, die Feinde Preußens zu überlisten und zu überraschen und auch in der inneren Politik seine Gegner und seine Werkzeuge mit überlegener kalter Berechnung so zu behandeln, so ins Garn zu locken, so auszuspielen, wie es für seine Zwecke nötig war. Wer derartiges einem leitenden Staatsmann vorwirft, kennt die Welt nicht. Daß aber mit diesen unentbehrlichen staatsmännischen Eigenschaften gewisse menschliche Schwächen und Einseitigkeiten gegeben sind, wird sich nicht leugnen lassen. Das Wohlwollen gegen andere wird sich meist bei solchen Männern in engen Grenzen bewegen; Anerkennung für fremdes Verdienst ist nicht leicht zu finden; Gerechtigkeit gegen Gegner ist fast nicht möglich; in den Feinden sieht man nur Schurken und Dummköpfe, wie das ein so genauer Kenner Bismarcks, Freiherr von Tiedemann, als wesentliche Charakterzüge hervorhebt. — —

Es liegt vielleicht seine Hauptgröße darin, daß er bei einem titanenhaften Willen und fast herkulischer Leidenschaft maßvoll zu handeln verstand, auf den Höhe-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

punkten des Erfolges nie zu weit ging, immer seine Forderungen ängstlich abmaß und den realen Kräften anpaßte. Er entwaffnete eben hierdurch seine heimischen und fremden Gegner, die er durch anderes Benehmen aufs äußerste getrieben und damit wieder gestärkt hätte. Allein seine Mäßigung gegen Österreich und die süddeutschen Staaten hat den Weltfrieden so lange erhalten und das Deutsche Reich möglich gemacht. Allein seine taktvolle Vorsicht gegenüber den kleinen Dynasten hat diese aus Feinden der deutschen Einheit zu ihren Stützen gemacht. Allein seine Mäßigung in der Verfassungsfrage hat den Verfassungskonflikt so glücklich beendigt, daß man heute sagen kann, dieser habe die Monarchie und die Verfassung zugleich befestigt. Er erscheint so häufig als ein vorsichtiger, weiser Kunktator. Im rechten Moment ein kämpfender Löwe, tritt er im folgenden wieder als ein harmlos friedlicher Makler, Nachbar und konstitutioneller Minister auf. Diese seltene Eigenschaft, durch die er seinem Könige und seinem Vaterlande, wie gesagt, vielleicht am meisten nützte, hing ebenso mit der Struktur seines Intellekts als mit dem Wesen seiner Willens- und Gemütskräfte zusammen.

Bismarck wußte unglaublich viel. Er hatte an schöner, historischer, allgemeiner Literatur unendlich viel gelesen; er hatte das staunenswerteste Gedächtnis, das ihn bis in sein hohes Alter nie verließ; er hatte das lebendigste, anschaulichste Denken. Daher der Reichtum seiner Bilder, das Lebensvolle seiner Briefe und Denkschriften; er wird einer der größten Prosaisten des 19. Jahrhunderts bleiben. Aber seine Schule war das Leben gewesen, nicht das Lesen in den Akten und Büchern. Alles abstrakte Denken und Schließen war ihm fremd, ja unbehaglich. Er hatte als Student nicht hinter den Büchern gesessen, hatte dann als Landedelmann sich seines Daseins gefreut — wie oft rühmt er sich jener göttlichen Faulheit, mit der er die Zeit in Wald und Wiese durchträumt habe; die Tintenscheu erscheint ihm als die natürliche Eigenschaft des vornehmen, gebildeten Mannes. Er war fast 40 Jahre alt, als er sie in seiner Eigenschaft als Gesandter gründlich überwinden mußte. Alle Menschen, die von Jugend auf nur Bücher studierten, schrieben, drucken ließen, vom Schreiben lebten, mit allgemeinen Ideengängen die Welt lenken zu können glaubten, erschienen ihm verdächtig, auf falschen Wegen. Von ihrer Herrschaft die Welt oder wenigstens den preußischen Staat zu befreien, war ihm eine der wichtigsten Lebensaufgaben. Ich möchte sagen, er habe — im besten Sinne des Wortes — einen Bauernverstand gehabt. Was er nicht selbst gesehen, nicht mit Händen getastet hatte, das existierte gar nicht für ihn. Bei den Beratungen im Staatsrat, wobei ich die einzige Gelegenheit hatte, ihn stunden- und tagelang zu beobachten, war der Haupteindruck für mich der, wie gänzlich wirkungslos die schönsten, auf allgemeine Theorie aufgebauten Reden von Gneist und anderen an ihm abprallten. Derartiges machte so wenig Eindruck auf ihn, als wenn die Betreffenden chinesisch gesprochen hätten, während ein einziges praktisches Beispiel, zumal ein solches aus der Sphäre seiner Lebenserfahrung, ihn sofort überzeugte. Die praktische Erfahrung war ihm alles, in der Theorie sah er nie summierte Erfahrung, sondern wertlose Abstraktion, irrende Spekulation. Er hielt eben deshalb nie an irgendeiner Theorie und Meinung starr fest, das praktische Leben und seine Beob-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

achtung änderte und modelte seine Überzeugungen bis ins Alter immer wieder um. Es gab wohl keinen zweiten Mann in Europa, der über einen solchen Reichtum von Beobachtungen und Erfahrungen verfügte. Denn wer kannte wie er fast alle Länder Europas, ihre Regenten und Minister, ihre leitenden Kreise, wer hatte so offenen Auges alle denkbaren Zustände, Sitten, Institutionen, alle Spielarten des Volkscharakters, des Klassengeistes so beobachtet? — Das ermöglichte ihm nun eben, stets rasch jede neue Erfahrung in den Schatz des Vorhandenen einzufügen, Menschen und Verhältnisse richtig zu beurteilen und entsprechend zu handeln. Ein starkes Selbstbewußtsein und eine stets schlagfertige, oft mehr durch genialen Instinkt als Überlegung geleitete Entschlußfertigkeit machten ihn dann zu dem handelnden Staatsmann, der in zwei Minuten erledigte, worüber seine Ministerkollegen tagelang gesessen, ohne zu einem Entschluß zu kommen. (Gustav Schmoller, Vier Briefe über Bismarcks sozialpolitische und volkswirtschaftliche Stellung und Bedeutung, 1898.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

2. GEISTIGE MENSCHEN

MATHILDES TOD

Als Erzbischof Wilhelm vernommen hatte, daß seine Großmutter Mathilde zu Quedlinburg schwer erkrankt darniederliege und ihre baldige Auflösung drohe, hatte er sich auf den Weg gemacht, um ihr den letzten Trost zu bringen. Hoch war Mathilde darüber erfreut, sie beichtete dem Enkel ihre Sünden, empfing die Absolution, ließ sich von ihm mit dem heiligen Öl salben und das Abendmahl reichen. Wilhelm hielt sich noch drei Tage zu Quedlinburg auf, denn er glaubte, in jedem Augenblicke werde der Tod eintreten; als aber die Sterbestunde sich zu verzögern schien, ging er zu ihr, sich zu verabschieden. Lange sprachen sie miteinander bei diesem letzten Abschiede. Als dann Wilhelm aufbrechen wollte, rief Mathilde ihre treue Dienerin Richburg, die sie zur Äbtissin des in Nordhausen begründeten Klosters bestellt hatte, zu sich und fragte sie, ob sie nichts wüßte, was sie ihrem Enkel noch zum Andenken geben könnte. „Nichts ist da," sagte Richburg, „alles hast du bereits den Armen gegeben." — „Doch wo sind die Decken," erwiderte Mathilde, „die ich für meine Bestattung zurückzulegen befahl? Laß sie bringen, daß ich sie als Liebeszeichen dem Enkel auf den Weg gebe, er wird ihrer eher als ich bedürfen, denn er hat eine beschwerliche Reise zu machen. Wer kann auch wissen, was der folgende Tag bringt? Und sollte ich sterben, so wirds schon werden, wie die Leute sagen: Hochzeitskleid und Leichenhemde finden wohl die Angehörigen." Da brachte Richburg die Decken, und die alte Königin schenkte sie Wilhelm, der noch einmal die Großmutter segnete und dann von ihr schied. Indem er das Gemach verließ, wandte er sich zu den Umstehenden und sprach: „Ich gehe von hier nach Radulfsrode und lasse einen Geistlichen zurück, daß, wenn der Tod der Königin bald erfolgen sollte, jener zu mir eile und es mir melde, ich will dann sogleich umkehren und die Bestattung in würdiger Weise besorgen." Die alte Königin hatte jedoch diese Worte gehört, richtete ihr Haupt empor und sprach: „Es ist nicht nötig, daß du den Boten hier läßt, denn du wirst auf deiner Reise eher seiner bedürfen. Geh in Christi Namen, wohin sein Befehl dich ruft." So entfernte sich Wilhelm von Quedlinburg und begab sich nach Radulfsrode, einem Orte am Harze, unfern Quedlinburg. Hier fühlte er sich bald unwohl, nahm eine Arznei, die ihm aber keine Linderung mehr schaffte. Die Kräfte verließen ihn plötzlich, und ganz unerwartet den Seinen starb er am 2. März 968. Die Worte der greisen Königin waren prophetisch gewesen. Sogleich eilten Boten nach Quedlinburg mit der Trauernachricht, die man der sterbenden Königin mitzuteilen zögerte. Als sie aber die entsetzten Mienen der Umstehenden sah und ihr geheimnisvolles Flüstern hörte, sagte ihr der Geist, was geschehen war. „Warum", sprach sie, „wollt ihr es mir verhehlen? Erzbischof Wilhelm ist tot. Lasset die Glocken läuten und rufet die Armen zusammen und gebet ihnen Almosen, daß sie zu Gott für seine Seele beten." Zwölf Tage überlebte noch Mathilde ihren Enkel, dann kam die Stunde auch ihrer Erlösung. Sie endete an einem Sonnabend um die neunte Stunde des Tags, wo sie sonst die Armen um sich zu sammeln pflegte,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

um ihre milde Hand im Andenken an König Heinrich, der an demselben Wochentage verstorben war, jedem zu öffnen. Kaum hatte sie die Augen geschlossen, als ein Geschenk ihrer Tochter, der Königin Gerberga, eintraf, eine prächtige mit Gold gestickte Decke, die nun ihr Leichentuch werden sollte. In der Kirche zu Quedlinburg zu seiten ihres Gemahls König Heinrich, wie sie es immer gewünscht hatte, ruhen ihre Gebeine. Sie hatte beinahe das achtzigste Jahr erreicht, und nach einem langen und überaus reichen Leben war ihr ein seliges Ende beschieden.

Viele Jahrhunderte noch hat Mathildens Name in höchsten Ehren in ihren zahlreichen Stiftungen fortgelebt, und mit dem vollsten Rechte. Denn selten hat sich weltlicher Ruhm und irdische Höhe so wahr und aufrichtig dem Dienste des Herrn ergeben, als es in dieser ausgezeichneten Frau der Fall war. Ihr Beispiel und ihre unermüdliche Tätigkeit hat für die Gesittung und christliche Erweckung des Sachsenvolkes mehr getan, als man sagen kann. Nicht zu Sitzen träger Ruhe und stolzen Überflusses wollte sie ihre Stiftungen zu Quedlinburg, Pöhlde, Nordhausen und Engern machen, sondern zu umfriedeten Burgen und Pflanzstätten heiligen christlichen Lebens und Strebens in einer vielbewegten Zeit, der es an roher Sinnlichkeit nicht fehlte. Hier sollte die verfolgte Unschuld Rettung, die Not Hilfe, das verlangende Herz Glaubenstrost finden; von hier sollte sich überdies über das ganze Sachsenland höhere geistige Bildung verbreiten, und zwar jene Bildung, die, aus heiligen Quellen strömend, zugleich geistliche Weihe gibt. Wie Mathilde in diesen Klöstern und Schulen — denn sie waren beides in einem — gewirkt wissen wollte, zeigte sie an ihrem eigenen Beispiel. Die Kraft des Lebens und aller Tätigkeit nahm sie aus dem Gebet, noch in ihren letzten Jahren stand sie stets, ehe es tagte, vom Lager auf und ging zum Gebet in die Kirche, hier sah man sie täglich andächtig dem Gottesdienste beiwohnen; aber sonst war sie unermüdlich bei der Arbeit und allem müßigen Feiern von Herzen feind. Wo sie auch sein mochte, daheim oder auf der Reise, suchte sie die Armen auf und sorgte für sie, unterstützte die Wanderer, trat selbst an das Lager der Kranken, unterrichtete selbst ihre Diener und Mägde in nützlichen Dingen, namentlich in der damals noch seltenen Kunst des Lesens; mit ängstlicher Sorgfalt bedachte sie zugleich den Haushalt und alle Bedürfnisse ihrer Stiftungen; und doch genügten ihr alle diese Werke der Liebe noch nicht, wenn sie nicht täglich noch mit eigenen Händen etwas arbeitete und fertig schaffte.

Keine unter allen Tugenden Mathildens war größer als ihre Demut; wo sie helfen konnte, war ihr keine Arbeit zu schlecht und zu gering; aber selbst bei den niedrigsten Werken konnte sie nie die ihr angeborene Hoheit und Würde verleugnen. Widukind sagt von ihr mit freier Anwendung eines Schriftwortes: „Wie eine Königin saß sie inmitten des Volks, aber sie tröstete alle, die Leid trugen." Mit ehrfurchtsvoller Bewunderung sah die Welt auf sie, die Gemahlin König Heinrichs, die Mutter des großen Kaisers Otto, des tapfern Heinrich, des weisen und heiligen Brun; mit Freude und Stolz muß der Deutsche noch jetzt ihren Namen nennen, denn mit demselben innigst verknüpft sind die schönsten und rühmlichsten Erinnerungen unserer Geschichte. (Wilhelm Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, 1855/1888.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wolfgang war ein edler Schwabe von Geburt, schon als Knabe gab er in der heimischen Klosterschule Reichenau, als Jüngling in der neubegründeten Stiftsschule von Würzburg Proben ungewöhnlichen Geistes, früh auch trat er in die Kreise Ottos des Großen, mit dessen bischöflichen Vettern Heinrich von Trier und Poppo von Würzburg ihn Jugendliebe, mit dessen Bruder Bruno von Köln ihn Mannesfreundschaft verband. Vor allem als Lehrer ragte er hervor, als Lehrer nämlich des strengen gemeinsamen Lebens im Geiste, das durch Zucht und Hingabe zum Wissen führte. Er liebte das Wissen, aber wenn er klügere Schüler zum Schwierigsten emporgeführt hatte, wandte er sich auch gern den einfältigen zu und belehrte sie aus der heiligen Geschichte — so sehr, urteilt sein Biograph, bändigte er sich unter den Zöglingen. Nachdem er, eines höheren Rufes harrend, mehrfach die Erhebung zum Bischof ausgeschlagen, trat er vierzigjährig in den Orden des heiligen Benedikt, und erst nach ein paar weiteren Jahren hielt er sich für bereitet, die Priesterweihe zu empfangen. Er versuchte sich dann als Missionar unter den Ungarn. Aber empfindend, daß dies sein Weg nicht sei, übernahm er 972 den Bischofstab von Regensburg; in seiner Diözese starb er 994, ein Jahr nachdem sein Zögling Heinrich von Bayern neben seinem Vater zum Herzog erhoben ward. Was er in seinem geistlichen Fürstentume geleistet, kann keine kurze Schilderung erschöpfen. Sein erstes Hauptwerk war die Verjüngung der bayrischen Klöster und die Regulierung des Weltklerus in gemeinsamem Leben. „Hätten wir nur Mönche," sagte er, „alles andre würde reichlich genügen." Er fand die Klöster durch die Ungarn verheert, durch die weltliche Gewalt teils gemindert, teils zu außergeistlichen Zielen in Anspruch genommen, daher denn auch in Beobachtung der Regel lax. Er schuf dagegen äußere Ordnung, weckte aber zugleich den inneren Sinn der heiligen Gebundenheit. Da er das Regensburger Kloster Sankt Emmeram mit der Kathedralkirche so verknüpft fand, daß der Bischof zugleich Abt war, womit sich notwendig die Pflichten von Priestern und Mönchen verwirrten, verzichtete er für sein Bistum auf die Einkünfte des Klosters um der Ordnung willen. Zugleich aber widmete er sich mit allem Eifer der Bildung seines Klerus: er begründete Schulen und überwachte sie, er sorgte für Bücher und baute für Sankt Emmeram eine Bibliothek, er unterredete sich womöglich täglich mit seinen Jüngern über geistliche Fragen. Dabei reichte sein Blick frei über die Grenzen seines Kreises hinaus. Als er das Bistum erhielt, gehörte ganz Böhmen zu seiner Diözese, ihm entging nicht, daß die Mission in Böhmen ohne ein eigenes Bistum gelähmt war. Da nun die Errichtung des Bistums Prag unter der Metropole Mainz, deren Macht den Zusammenhang mit Deutschland festigen sollte, zur Frage kam, stimmten alle Kapitulare und Vasallen von Regensburg gegen solche Minderung. Wolfgang dachte an das Ganze und stimmte dafür: er wolle für das Haus Gottes sich und das seine opfern. Solch eine Gesinnung hatten damals wohl die Kaiser, die das Ganze überschauten; Bischöfe fast nie. Dabei nahm ihm seine fromme Geistigkeit nichts von der männlichen Tatkraft. Derselbe Heilige, den Tränen fast bis zur Lebensgefahr erschütterten,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

weil Priester seines Bereiches die Messe, des Weines ermangelnd, mit Wasser begangen hatten, derselbe, der bei einer Hungersnot die Speicher öffnete, damit die Dürftigen sich selber nähmen, sprang auch bei einem Heereszug als erster in einen aufgeschwollenen Fluß, vor dem die Krieger scheuten, durch sein Beispiel wirkend, daß alle hinübergelangten; und sein anderes Hauptwerk neben dem der Erziehung war das staatsmännisch-praktische, daß er die dünnbevölkerte, von Kultur noch wenig berührte bayrische Ostmark durch Ansiedelung deutscher Bauern dem Deutschtum und Christentum endgültig erschloß.

Im Kreise dieses Mannes entwickelte der junge Heinrich, der letzte der Sachsenkaiser, seine Anschauungen von geistlicher Ordnung und Bildung, ja wohl von der deutschen und der allgemeinen Kirche und vom christlichen Geiste überhaupt. Hier auch fand er Freunde, die ihm später das Reich tragen halfen, vor allem seinen Tagino, den Wolfgang noch im letzten Abschiedskuß als echten Erben bezeichnet hatte: „Lege, o Sohn, deinen Mund auf meinen Mund und empfange von Gott die Einhauchung meines Geistes . . .“ Von diesem Tagino heißt es, Heinrich habe ihn wegen der Keuschheit seines Sinnes und Leibes geliebt, und so gab er ihm als König den ersten freien Erzstuhl Magdeburg. Als dann nach neun Jahren gemeinsamer Taten Tagino sein Ende fühlte, ließ er sich sacht in die Kammer des Königs tragen, der eben schlief, hob seine Kappe vom Haupt und sprach: „Würdigen Dank erstatte dir, Herr, mein liebster, der allmächtige Gott wegen all der Barmherzigkeiten, mit denen du mich Pilger so lange heimgesucht und getröstet hast.“ So schied er und starb vier Tage darauf. (Wolfram von den Steinen, Kaiser Heinrich II., 1924.)

DIE HEILIGE HILDEGARD VON BINGEN

Da in Mitte des Getümmels der Zeiten dem stillen, ernsten, in sich gekehrten Sinne derjenigen, die an ihm keinen Gefallen fanden, so zahlreiche Zufluchtsstätten geöffnet waren, mußte wohl die Mystik in ihnen gedeihlichen Fortgang nehmen und zu ihrer höchsten Entwicklung gelangen. Als Ausdruck des neuen Aufschwunges, den sie im Laufe dieses Zeitalters genommen, mag uns recht im Eingange desselben die heilige Hildegardis gelten. Sie, 1098 geboren, war mit acht Jahren im Kloster des Dysibodusberges beschlossen worden, wo sie unter der Zucht der frommen Jutta erwuchs. Schon in ihrer frühesten Jugend war der Durchbruch geschehen; als sie kaum drei Jahre alt gewesen, hatte, wie sie später dem Priester Vibert selbst erzählt, eine solche Fülle des inneren Lichtes sie durchgossen, daß sie, bei seinem Anblicke, in ihrem Herzen erzitterte; sie hatte damals aber keine Worte gefunden, um, was ihr begegnet, auszusprechen. Vom achten Jahre bis zum fünfzehnten mehrten sich die Gesichte, und sie sprach darüber in ihrer Einfalt aus: so, daß die, welche sie reden hörten, sich wunderten, woher ihr das gekommen und wer es ihr in den Mund gelegt. Sie wurde nun ihrerseits gleichfalls aufmerksam und wunderte sich, daß, während sie innen in der Seele schaue, doch auch das Äußerliche ihr sichtbar bleibe und daß nichts Ähnliches von andern ihr zu Ohren komme; deswegen sie denn ihre Gesichte vor den Menschen sorgfältig zu ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bergen anfing. Viel Äußeres blieb ihr dabei unbekannt, der häufigen Krankheiten wegen, denen sie von der Mutterbrust her unterworfen gewesen und die sie zerrütteten und entkräfteten. Von ihren Zweifeln beunruhigt, hatte sie sich einst an ihre Pflegerin mit der Frage gewendet, ob auch sie neben den äußerlichen Dingen sonst noch etwas erblicke; die aber wußte nichts zu sagen, weil sie nicht sehend war. Darüber wurde Hildegard von Furcht befallen und wagte nicht, ihren inneren Zustand kundzugeben; doch fuhr sie fort, von Zukünftigem manches mitzuteilen, wenn die Gesichte in Fülle über sie kamen: ließen sie aber wieder in etwas nach, dann kam ihr Scham an, weil sie sich wie ein Kind gehalten. Sie brach auch wohl in Tränen aus und hätte lieber ganz geschwiegen, aber Jutta hatte manches aufgeschrieben und es einer andern Schwester mitgeteilt. Im Buche Scivias setzt sie diesen Aufschlüssen hinzu: als sie zweiundvierzig Jahre sieben Monate alt gewesen, habe vom offenen Himmel ein feuriges Licht ihr Gehirn, Brust und Herz durchfahren, einer Flamme gleich, nicht brennend, sondern erwärmend, wie die Sonne zu tun pflegt, wenn sie einen Gegenstand erleuchtet. Von dem Augenblicke an habe sie das Verständnis und die Auslegung der Bücher, nämlich des Psalters, der Evangelien und anderer Abteilungen der heiligen Schriften alten und neuen Testaments erlangt, ohne jedoch darum die Bedeutung der einzelnen Worte darin, die Teilung der Silben oder die Kenntnis der Beugfälle oder die sonstigen Regeln der Grammatik zu besitzen. Auch der Gesang und die Melodie zum Lobe Gottes und der Heiligen war ihr nun, ohne eines Menschen Unterricht, gegeben: denn Jutta hatte sie nur notdürftig die Psalmen singen gelehrt, und sie kannte kaum die Buchstaben.

Man sieht deutlich aus diesen ihren Mitteilungen, wie die Erzählende, von frühester Jugend an im Reiche der Natur hellsehend, im allmählichen Vorschritte klösterlicher Askese, ins Reich der Gnade übergegangen, und wie die letzte Katastrophe den Moment völliger Aufnahme in diese höhere Ordnung der Dinge für sie bezeichnet. Nun nimmt aber auch ihre Lebensführung einen ernsteren Charakter an. Die Gesichte dauern fort, ihre Seele, von Gott getragen, wie eine leichte Feder von der Luft, wird nach seinem Willen zur Höhe des Firmamentes erhoben, steigt in verschiedene Regionen der Atmosphäre auf und breitet sich auch im Raume über ihr, in wie immer so ferne Gegenden und Völker, aus, und sie sieht das alles nun, je nach seinen Unterschieden, nicht mit äußeren Augen, und hört es nicht mit ihrem äußeren Ohre, sondern tief in der Seele, zu jeder Tageszeit wie in der Nacht, bei vollkommen wachen Sinnen, ohne alle Verzückung, bei ganzem Bewußtsein. Nun aber wird auch eine Stimme in ihr laut, die ihr gebietet, was sie sehe und höre, niederzuschreiben. Sie, aus weiblicher Geschämigkeit und Furcht vor dem Urteile der Menschen, zögert und wird dann von einer heftigen Krankheit niedergeworfen, so lange, bis sie ihrem Beichtvater sich entdeckt, wo dann, als dieser ihr Gehorsam rät und sie zu schreiben angefangen, Kräfte und Gesundheit wiederkehren. Ebenso wird ihr im Gesichte der Rupertsberg bei Bingen gezeigt, und es ergeht ein Gebot an sie, mit den Schwestern, die das Kloster auf dem Dysibodusberge nicht länger fassen will, dahin auszuwandern; wie sie aber auch hier vor den Schwierigkeiten und dem Widerspruche der Menschen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

erschrickt, wird die Geißel der Krankheit abermal über sie geschwungen. Der Augen Licht schwand ihr dahin, und solche Schwere überfiel ihre Glieder, daß sie sich nicht aufrecht zu erhalten vermochte und in großen Schmerzen niederlag; so lange, bis sie den bisher verschwiegenen Namen des neuen Aufenthalts genannt; worauf sie ihr Gesicht, aber keineswegs die volle Gesundheit wiedererhielt. Als nun Abt und Konvent und alles Volk der Ausführung heftig widersprachen und sie für eine Törin hielten, kehrten ihre Widerwärtigkeiten wieder, und der Starrkrampf hielt sie eng gebunden. Dreißig Tage lag sie einst anhaltend darnieder; in der Glut erdorrte ihr das Blut in den Adern und das Mark in den Gebeinen; und wie sie auf einem Cilizium also auf der Erde sich wand, harrten die Schwestern umher ihres Todes. Sie aber sah im Gesichte eine Schar Engel, von denen, die mit dem Drachen gestritten; einer aus diesen redete zu ihr: Eia Adelar! warum schläfst du in der Weisheit? entringe dich dem Zweifel, und du wirst schauen! O Gestirn, scheinend im Glanze, alle Adler werden dich sehen; die Welt wird trauern, die Ewigkeit aber jubeln. Darum, Morgenröte, erhebe dich zur Sonne! Die Schar fiel bald mit lieblicher Stimme ein: Botschaft der Freude! die Boten haben geschwiegen; noch ist die Zeit des Hingangs nicht gekommen, darum, Jungfrau, stehe auf! Sogleich kam sie zu Sinnen; ihre Kräfte kehrten wieder, und sie gewann wieder leidliche Gesundheit. Es fügte sich nun alles mit der Einwanderung; sie schrieb ihre Gesichte auf, wie sie dieselben gesehen, und in den Worten, die sie gehört; ein Vertrauter ordnete diese Worte nach den Regeln der Grammatik, ohne etwas hinzuzutun oder hinwegzunehmen; und das Geschriebene wurde erst dem Erzbischof von Mainz, dann in Trier dem Papst Eugen III. vorgelegt. Der heilige Bernhard hatte zuvor ihren Geist und Wandel aufs genaueste gegeprüft, und die Schriften wurden nun, nach geschehener Untersuchung, gutgeheißen. Ermutigt durch solchen Beifall schrieb sie nun das Buch Scivias, enthaltend ihre Gesichte; dann eine Auslegung der Evangelien, andere typische Deutungen der heiligen Schriften, dazu noch mancherlei über die Natur der Elemente, des Menschen und der verschiedenen Kreaturen, und worin sie dem Menschen nützlich seien. Was sich mit ihr begeben, hatte durch den Ruf sich schnell verbreitet; von allen Seiten sah sie sich bald von solchen angegangen, die kamen, um Trost, Rat, Unterricht und Hilfe bei ihr zu suchen: sie aber las leicht in der Seele der Kommenden und wurde ihren Zeitgenossen bald im Reiche der Gnade, was die Alrunen des Heidentums den ihren im Reiche der Natur gewesen. Vielfach wurde sie in Briefen angegangen, deren noch 138 vorhanden sind; Päpste, Eugen, Anastasius, Hadrianus und Alexander; Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte finden sich unter der Zahl derer, die Briefe geschrieben und an die Antworten gerichtet. Ebenso Kaiser und weltliche Fürsten jeden Ranges; unter den ersten Kaiser Konrad und Barbarossa, der sich erinnert, daß er sie im Kaiserpalast in Ingelheim gesehen, sowie dessen, was sie ihm vorausgesagt. Sie aber erwidert, wie sie ihn im Gesichte in mancherlei Irrungen wahrgenommen, und fordert ihn zur Sorgfalt und Vorsicht auf, damit er den Herrscherstab führe nach Gebühr; und wie diesem, so weiß sie jedem andern ein warnendes, erhebendes, begeisterndes Wort zu sagen. Ihre Gesichte erscheinen durchaus in dem höheren prophetischen Stile des Alten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Testaments und der Apokalypse, in großen symbolischen Bildern und starken Kontrasten ausgeführt. Bald sind es die sieben Todsünden, die in Gestalt von ebenso vielen Bestien sich erheben: dort als Pfau, der bald zur Erde niederschaut, bald Gott lästert; nun als Schlange, die, Gift brütend, sich in ihren Ringen windet; nun als Schwein, das, im Schlamme sich wälzend, Gott angrinst, während der Geiz als Kamel die Schätze der Kirche davonträgt, die Gewalttätigkeit aber in Form eines Ebers daherwütet. Dann schaut sie wieder über der Finsternis, die die Tiere in sich beschließt, den Himmel, den Thron des Alten der Tage in Mitte von Licht umglänzt, von einem Regenbogen umgürtet; zur Rechten des Vaters einen Mann im Glanze der Jugend, darüber schwebend die Taube, und wie die beiden Gestalten abwechselnd umeinander aufleuchten, ertönen die Himmel von dem Gesange und die vier prophetischen Tiere bewegen sich um den Thron. Da aber regt sichs und bewegt sichs in der Finsternis; die Nacht qualmt auf zur Himmelshöhe, und die Bestien erheben sich zum Sturme; die Posaune ertönt, und die Heere rüsten sich zum letzten Streite. Aber das Lamm kommt Erbarmen flehend zu dem Throne; das gezückte Schwert wird wieder in die Scheide zurückgetrieben und der Erde eine neue Frist gegeben, deren Nacht das Auge der Seherin dann durchdringt und die in ihr verborgenen Schicksale bis in die fernsten Zeiten hinaus erkennt. So ist sie die Biene Debora des Mittelalters, sitzend zwischen Bethel, dem Hause des Herrn, und Rama, der Höhe, und den Honig der Weissagung sammelnd und ihn eintragend in den Bau. (Görres, Geschichte der Mystik, 1836.)

ALBERT DER GROSSE

Um Weihnachten, bei vielem Schnee und heftiger Kälte, kam König Wilhelm nach Köln, um am Tage der heiligen drei Könige auf deren Grab die feierliche Königsgabe darzubringen und mit den daselbst versammelten Fürsten und Bischöfen seiner Partei die Reichsgeschäfte zu beraten. Zu dieser Zeit wohnte im Dominikanerkloster zu Köln Bruder Albertus, Lesemeister daselbst, „groß in der Magie, größer noch in der Philosophie, am größten in der Theologie". Dieser bat den König inständig, er möge am Tage der heiligen drei Könige im Kloster das Mittagsmahl einnehmen; Wilhelm, irgendein hübsches Wunder erwartend, sagte ihm den Besuch zu. Nach dem Gottesdienst im Dom ging er mit seinem Gefolge zu den Dominikanern. Bruder Albertus empfing ihn am Tor und führte ihn in seinen Garten. Hier lag zwar Eis und Schnee; gleichwohl erschienen zierliche Diener und bereiteten eine große Tafel zum Gastmahl zu. Man setzte sich trotz der großen Kälte unter freiem Himmel zu Tische und jeder dachte bei sich selbst: Was soll daraus werden? Bruder Albertus aber saß neben dem Könige. Wie nun alle frierend der Speisen harrten, da verschwand auf einmal Eis und Schnee, eine milde Sommerwärme verbreitete sich, die Erde trieb in einem Augenblick frisches Gras und schöne Blumen, die kahlen Bäume erschienen reich belaubt und schwer von Früchten, blühende Weinranken verbreiteten den herrlichsten Duft und trieben zugleich volle, prächtige Trauben hervor, und ein Chor von Vögeln sang von allen Zweigen herab. Es wurde immer wärmer, die erstaunten Gäste zogen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Oberkleider aus und lagerten sich unter den Bäumen; die Diener setzten ihnen geschäftig vor. Da geriet der König und alle Anwesenden in die fröhlichste Heiterkeit. Aber sowie das Mahl zu Ende war, verschwanden plötzlich die Diener wie Schatten, der Gesang der Vögel verstummte, die Bäume wurden kahl, die Blumen verdorrten und grimmige Kälte brach mit Schnee und Eis wiederum herein, so daß alle ins Kloster an die Kaminfeuer flohen. Ehe die Gesellschaft sich vom Erstaunen erholt hatte, trat Bruder Albertus zu König Wilhelm hin und bat ihn, bei seiner bevorstehenden Reise nach Utrecht dem Predigerorden daselbst die Baustelle zu einem Kloster zu schenken. Der König gewährte die Bitte, nach wenigen Tagen nahm er Abschied von den versammelten Herren, reiste den Rhein hinunter und kaufte in Utrecht nicht nur die Baustelle, sondern beschenkte auch das neue Kloster mit großer Freigebigkeit.

Und wer war nun dieser Bruder Albertus? Auch der kürzeste Abriß seines reichen, großartigen Lebens und seiner Leistungen würde die Grenzen dieser Arbeit und meiner Kräfte weit überschreiten. Wenige, kurze Züge müssen hier genügen.

Albert, aus dem Geschlecht der Grafen von Bollstädt, ward geboren zu Lauingen an der Donau (zwischen Ulm und Donauwört) im Jahre 1193, ein Jahr früher als Kaiser Friedrich II. Aus seiner Jugendzeit ist nur weniges bekannt. Frühe finden wir ihn mit philosophischen, mathematischen und medizinischen Studien beschäftigt; auch Venedig besuchte er damals. — Eine Predigt des Dominikaner-Generals Jordanus bewog im Jahre 1223 den jugendkräftigen Mann, aus dessen Händen das weiße und schwarze Gewand des damals neu aufstrebenden Ordens zu nehmen; ein größeres Mitglied hat letzterer nie gewonnen. Albertus gab sich nun in Italien der Theologie hin und trat dann seinen Beruf an; er lehrte nacheinander in Hildesheim, Freiburg im Breisgau, Regensburg, Straßburg und Köln, wahrscheinlich um 1236 auch in Paris, und die größten Gelehrten seiner Zeit nannten sich gerne seine Schüler, so Thomas von Champré, Humbert, Johann von Freiburg und andere mehr. — In Köln schloß sich 1244 der junge Thomas von Aquino an ihn an, den ihm Bruder Johann der Deutsche, Ordensmeister der Dominikaner, zugeführt hatte. Vom Jahre 1245 bis in den Sommer 1248 war er nebst Thomas wiederum in Paris, vielleicht zur Erlangung des Magistergrades; seine Rückkehr nach Köln trifft mit der Gründung des Domes gerade in dieselbe Zeit.

Es ist schon öfter die Vermutung ausgesprochen worden, Albertus habe den Kölner Dom entworfen; eine alte einheimische Sage bestätigt es. — —

Derselbe Mann war es auch, welcher den Realismus zuerst in ein geordnetes System brachte und durch seinen Schüler Thomas von Aquino einen unermeßlichen Einfluß auf die Wissenschaft der folgenden Jahrhunderte ausgeübt hat, der zugleich einer der tiefsten Philosophen und einer der gelehrtesten Theologen seiner Zeit war, der es noch früher als Roger Baco unternahm, eine freisinnige Naturforschung zur Grundlage der Philosophie zu machen und darob der Zauberei beschuldigt wurde. Albertus hat in letzter Beziehung, so gut wie Baco, weit über seine Zeit hinausgegriffen, und wir dürfen uns deshalb nicht wundern, wenn seine Schüler die Naturforschung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wieder sorgfältig beiseiteschoben. Sehr schön spricht sich dies Verhältnis aus in der bekannten Anekdote vom Automaten des Albertus; — Thomas von Aquino geriet eines Abends in die Zelle seines Meisters, da kam ihm die Figur entgegen und sprach: Salve Thoma! — Thomas aber, in der Meinung, es sei ein Teufelsspuk, schlägt das kostbare Werk mit einem Stabe in Trümmer; — er ist der Wagner dieses Faust gewesen.

Die einundzwanzig Foliobände, welche Peter Jammy in Lyon 1651 und in den folgenden Jahren herausgegeben hat, umfassen bloß die theologischen und philosophischen Schriften des Albertus, und auch diese bei weitem nicht vollständig; viel mehr als die Hälfte dessen, was Albertus geschrieben, ist noch nicht ediert oder verloren und bloß dem Titel nach bekannt. Wie vieles Licht würde auf die Kulturgeschichte jener Zeit fallen, wenn wir Alberts Schriften über die Musik, über die Arithmetik, über die Einheit der Form, über die Bildung des Menschen im Mutterleibe, über die Kunst des Predigens, über die Astronomie, die Heilkunst, den Ackerbau, die Jagd, die Schiffahrt, ja selbst über die menschliche Physiognomie noch besäßen! Doch vor allem beklagenswert ist der Verlust der Abhandlungen Alberts über die Geometrie, über das Theaterwesen und über die Perspektive, aus welchen wohl seine Stellung zur bildenden Kunst am klarsten hervorgehen würde. Jedenfalls ist Albertus ein Mann der Wissenschaft im größten Sinne gewesen. Groß erscheint er auch als Mensch. Wie oft ist er als Friedensstifter zwischen der unruhigen Stadt und dem ehrgeizigen Erzbischof aufgetreten! Seine Zelle im Dominikanerkloster zu Köln zog er allen Ehren und Würden vor, vergebens suchte ihn Papst Alexander IV. im Jahre 1255 in Rom zu fesseln; ein Jahr lang las er dort vor einem Auditorium der ersten Prälaten und Kardinäle über das Evangelium Johannis und die Episteln „auf wundersame und unerhörte Weise", dann zog er sich wieder nach Köln zurück und legte (1259) selbst das Provinzialat seines Ordens nieder. Nur durch die Pflicht des Gehorsams ließ er sich im Jahr 1260 durch den Papst bewegen, das Bistum Regensburg anzunehmen, aber die kriegerische, unruhige Stellung eines Landesherrn zur Zeit des Interregnums sagte ihm nicht zu; schon 1263 dispensierte ihn Urban IV. auf sein inständiges Bitten hin von seinem Amte. Freudig kehrte er nach Köln zurück, jubelnd empfing ihn die Stadt. Erzbischof Engelbert II. verlieh ihm alsobald das Ehrenrecht, überall in dem kölnischen Erzsprengel in bischöflichem Gewande Gottesdienst zu halten und bischöfliche Funktionen auszuüben, ein gleiches taten auch die Bischöfe von Straßburg und Basel, daher sind so viele Kirchen und Altäre von ihm geweiht. — Als einundachtzigjähriger Greis besuchte er noch 1274 das zweite Konzilium von Lyon, und drei Jahre später machte er sich noch einmal auf den Weg nach Paris, um die von der Schule von St. Amour (den älteren Scholastikern) angefochtene Lehre seines Schülers Thomas (und des neuen Bettelordens überhaupt) persönlich zu verteidigen, wie er schon 1255 in Rom getan. Nicht lange darnach, als er wieder in Köln war, wurde ihm während eines Vortrages das Gedächtnis untreu, unter gottseligen Übungen bereitete er sich auf seinen Tod vor und verschied in seinem siebenundachtzigsten Jahre den 15. November des Jahres 1280. (Jacob Burckhardt, Conrad von Hochstaden, 1843.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nicht treibt die Not und Unruhe des vielspältigen Daseins diesen Mystiker in Vielheitsflucht zum grundlosen Meer, der stillen Wüste der Gottheit; sondern sein Sehnen, seine Liebe zu allem was ist, bleibt ungestillt, solange Vielheit herrscht und Gegensatz. „Wo zwei sind, da ist Gebreste. Warum? Eines ist das andre nicht; das Nicht, das da macht Unterschied, das ist Bitterkeit." So soll das „Nicht" vergehn, nicht aber die Fülle, der Reichtum in aller Mannigfaltigkeit. Die Welt des weiten Raumes wird verlassen um dessentwillen, was an ihr „Enge" ist und hemmendes Abschließen; in der Gotteinheit und ihrer „innersten Inwendigkeit" ist Weite ohne Weite, sie ist „weiter dann die Weite, unbegriffener Weite ein Umbering". Ebenso ist im ewigen Jetzt dieser Einheit die „Fülle der Zeit" beschlossen, ein ewig Grünen und Blühen, wie nie etwas „müde und alt", nie Vergangenheit wird. „Tut das Nicht von allen Kreaturen, so sind alle Kreaturen eins" — „in Gott ist nicht Nicht", in ihm sind „alle Ding in all und all geeinigt". Das Eine also ist nicht abstrakte Leere des Nichts, sondern in der Vernichtung aller Unterschiede gerade die konkrete Fülle. Gott ist nicht Gegensatz zur Welt, sondern die Einheit ihrer Gegensätze; in ihm sind alle Kreaturen, alle Dinge zumal und ungeteilt. Die „widersatzunge, lieb und leit, wiz und swarz" durchdringen einander, verlieren die Fremdheit, zerschmelzen in der einen Wesensfülle. Vor allem Vielheitssein liegt diese allbeschließende Einheit als das Absolute.

Wie aber wird daraus die Welt? Ist Vielheit Abfall, Spaltung, die ins Dunkel führt, dem Licht den Kampf aufzwingt? Treibt das Geschiedne, treibt die Kreatur nach ihrem Wesen ab vom Gottesstrom, der Ungeschiedenheit ist und bleibt? So daß nun doch ein Gegensatz wieder entsteht, der unaufheblich bleibt: Gott und die gottentfremdete Welt? — Ekkehardt knüpft an die alten Lehren von der Trinität, die den Gedanken vom Abfall zuerst überwunden hatten, an. Da ist schon, in gewissem Sinne, Vielheit — vor der Welt, vor aller Schöpfung; das Miteinander der Personen, die doch eins sind. Hier ist es offenbar, daß solcher „Ausfluß" aus der Ureinheit nicht Gottentfremdung ist, Hinuntersteigen in eine andere Ebene. Vielmehr (und darauf hatten viele Denker seit den Kirchenvätern hingewiesen): in dieser Trennung — die doch keine Trennung wirklich ist — kommt erst die Eine Gottheit zu sich selbst, erkennt im Sohn den Vater, offenbart sich! So ist für Ekkehardt dies jetzt ein innergöttlicher Prozeß, ein ewiger Fluß, der in sich selbst zurückfließt. „Gottes Gewerden ist sein Wesen." Daß die eine Gottheit, die in ihrer stillen Wüste noch „sich selber Unbekannte", zu sich selbst kommt, sich erkennt und „ausleuchtet mit Offenbarungen" im Sohn, der das Bild des Vaters ist, — das ist der hohe Sinn dieses ewigen Geschehens der Trinität, dieser Dreiheit, die nicht Verlust bedeutet, Abfall, Abschwächung, sondern die erst das Wesen Gottes ganz zum Austrag bringt. Evolution und Emanation fallen hier gleichsam zusammen: ein Werden und doch kein Aufstieg aus dem Niederen; ein Ausstrahlen aus der Einheitsfülle und doch kein Absteigen. —

Und nun ist dies die große Wendung in der Fassung des Weltbegriffes: daß der Gedanke unverkürzt sich überträgt auch auf die „Kreaturen", auf die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Welt. Evolution und Emanation schließen nun noch sich zusammen mit der Schöpfung. — An keinem Punkte ist das Ringen Ekkehardts um Begriff und Wort so schwer, die Auseinandersetzung mit der Tradition, von der er doch nicht losgerissen sich fühlen mochte, so mühevoll und also seine Aussprüche so vieldeutig wie hier in dieser folgeschwersten Wendung. Die pantheistische Gefahr: daß zwischen Gott und Welt der Unterschied sich gar verwischt, umdroht den neuen Weg. Und dennoch kommt es zuweilen klar und scharf heraus: „Der Vater sprach sich und alle Kreaturen in dem Sohn"; „Sohn und heiliger Geist und alle Kreaturen, das ist nur ein Spruch in Gott". — Danach ist also auch das Sein der Dinge sinnvoll für das Leben Gottes, in seinem Selbst-sich-Offenbaren mitgegeben: „Der Vater sieht auf sich selber, da sieht er gebildet alle Kreaturen." „Gott könnte sich nimmer erkennen, er erkennte denn alle Kreaturen." Zu dem sich offenbarenden Gewerden Gottes selbst gehört die Welt und jede Kreatur! Bekannt ist jener Spruch des Angelus Silesius (des letzten großen Ausläufers dieser mystischen Spekulation im 17. Jahrhundert): „Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu mag leben; bin ich zunicht, er muß von Not den Geist aufgeben"; derselbe Sinn ist schon ganz klar bei Ekkehardt: „Gott mag nicht gewerden ohne die Seele", „Gott kann sich nicht verstehen ohne die Seele"; ganz schroff: „Daß Gott ist, dessen bin ich ein Ursach." Es bliebe eben ohne die Kreatur, die Welt, die eins sind mit dem Sohn, die „Gottheit" ungewortet in der stillen Wüste, würde nicht „Gott" der Offenbarte, sich in sich selbst durchleuchtend! (Heinz Heimsoeth, Die sechs großen Themen der abendländischen Metaphysik, 1922.)

ERASMUS

Erasmus, der Voltaire des 16. Jahrhunderts, hat ein Menschenalter hindurch die Geister beherrscht und die antikirchliche Bewegung geleitet. Von seiner Geburt ab war ihm Unglück und Druck von den Mönchen gekommen: dann hatte er dieselben im Kloster gründlich kennen und hassen gelernt. Er wandte sich der aufgehenden Sonne der humanistischen Wissenschaft zu und fühlte im Fortschreiten bald, daß er zum Schriftsteller geboren war. Alle Formen wandte er an, Poesie und Prosa, Dialog, Abhandlung und Brief, überall flüchtig, ein Improvisator; aber jedes seiner Werke ist erfüllt von dem Gefühl dessen, was die Zeit bedurfte. Wie er das neue Latein der Humanisten gebrauchte, ohne Pedanterie, mit unvergleichlichem Sprachgefühl, schmiegte sich diese Weltsprache allen Ideen und Stimmungen der Zeit an. Alles klang in ihm an, was die Zeit Widersprechendes hegte: die Neigung einer überkräftigen, männlichen Generation zum derben Scherz über die Sinnlichkeit, die Freude am Sonnenaufgang der Wissenschaften, der Haß eines ganz unabhängigen Geistes gegen die Kirchen und doch die ernstgemeinte Vertiefung in die theologischen Probleme der Zeit: er war wie ein Dämon mit hundert Angesichtern von ganz verschiedenem Ausdruck und Mienenspiel: und gerade deswegen hafteten an ihm fragend, zweifelnd, bezaubert die Augen der Zeitgenossen. Ein unermeßliches Verdienst erwarb er sich durch sein Eintreten für die religiöse Toleranz; es war das eigenste Wesen des zarten, kleinen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

immer kränkelnden Mannes mit den halbgeschlossenen blauen beobachtenden Augen, als einzige Waffe im religiösen Streite das Wort anzuerkennen. In politischen Dingen verfocht er die liberalen Ideen der Zeit. Darin lag nun aber das Philosophische und Universelle dieser Natur, daß sie der Prüfung des Denkens alles unterwarf. Die Freude des selbstgewissen Intellektes an seiner Souveränität durchleuchtet in übermütigem Witz wie in gelehrtem, kritischem Ernst seine ganze Person. Den höchsten Ausdruck findet dies sein Lebensgefühl in seinem genialsten und wirksamsten Werke, dem „Lob der Narrheit". In diesem erhebt sich Erasmus über seine Vorbilder zu wahrem Humor. Er stellt die Seite des Lebens dar, in welcher leicht eine gute Portion Narrheit gefunden werden kann, Liebe, Fortpflanzung, Heroismus, und ohne welche doch alles höchst Verständige in dieser Welt gar nicht da wäre oder nicht bestehen könnte. Dies tut er in wahrhaft humoristischer Einkleidung. Frau Narrheit hält eine Lobrede auf sich selbst, und ihre Zuhörer sind auch lauter Narren. Alle Schwächen der Zeit, zumal der Kirche und der Wissenschaften, werden in beispielloser Kühnheit vor das Gericht des Verstandes und Witzes gezogen. Bald leichtfertig, bald schwermütig spricht diese Schrift das Gefühl von der Zweideutigkeit des Lebens aus. Eine Stimmung, welche gleich der Petrarcas so noch von keinem Modernen geltend gemacht worden war. (Wilhelm Dilthey, Auffassung und Analyse des Menschen im 15. und 16. Jahrhundert, 1891/1893.)

DÜRER

Dürer sieht in der Welt die Ordnung, das Gesetzliche als die eigentliche Form des Lebendigen. Das spürt man in der Zeichnung einer einzelnen Blume wie in der Zeichnung eines Grasbüschels. Es gibt da zwar keine tektonischen Linien, keine reinen Horizontalen und Vertikalen, aber die ganze Darstellung ist erfüllt von einem Geist des Geordneten, der gleicher Art ist, wie er uns aus den großen tektonischen Konfigurationen entgegentritt.

Und diese Welt des Geordneten ist nun auch die Welt des Sittlichen. Die Erscheinung von Roß und Reiter im Blatt von Ritter, Tod und Teufel mag etwas Starres haben, aber liegt nicht auch für uns noch in dieser Gebundenheit ein Teil der sittlichen Kraft des Mannes? Der ehrenhafte Mann ist der senkrechte Mann. Das ist cum grano salis zu verstehen, aber bis hinauf zu den Monumentalfiguren der vier Apostel geht diese Symbolik. Umgekehrt: das Wilde und Willkürliche ist für Dürer das Böse, das Nicht-sein-Sollende.

Fast ist man versucht, auch von einer Sittlichkeit des Sehens, wie er es verstand, bei Dürer zu sprechen. Es ist sein Verdienst, einen Begriff der absoluten Klarheit der Darstellung verwirklicht zu haben, der dem Herkommen und Brauch gegenüber etwas völlig Neues bedeutete. Wenn man über die malerische Armut Dürers klagt, so bedenkt man zu wenig, durch welche positiven Werte er diesen Mangel ausgleicht. Gewiß, er richtet sein Augenmerk hauptsächlich auf die greifbare Form, aber innerhalb dieser Richtung ist er so stark, daß man durchaus versteht, wie alles, was nicht plastischer Natur ist, alles, was man als Stofflichkeit, malerische Beleuchtung, malerische Behandlung der Farbe bezeichnet, bei ihm absterben konnte. Licht und Farbe

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stehen ganz nur im Dienste der plastischen Formklarheit und führen kein Leben für sich. Die starke Reaktion von plastischer Vorstellung beim Beschauer zu erzwingen, ist aber nur das Elementare, die höhere künstlerische Absicht ist darauf gerichtet, die Dinge nach ihrer eigentlichen und wesentlichen Natur erschöpfend zur Darstellung zu bringen. Diese Sachlichkeit darf man das sittliche Sehen bei Dürer nennen. Sie ist gewiß mit Opfern erkauft worden. Es ist einleuchtend, wie sehr er gerade in den Reizen der malerischen Verflechtung, in den unfaßbaren Bewegungsinhalten eines malerischen Bildganzen etwas Feindliches erkennen mußte, und trotzdem war er Deutscher und konnte diesen Wirkungen ihr Recht unmöglich ganz abstreiten.

Aber man wirft ein: er war eben zu wenig Deutscher! Und es wird auch hier die Nachahmung italienischer Vorlagen verantwortlich gemacht, daß Dürer manchmal so kahl und kalt wirkt. Wir wollen nicht bestreiten, daß hier und da sein natürliches Gefühl Schaden gelitten habe, aber das Wesentliche hat er nicht als Nachahmender übernommen. Wohl fand er in der italienischen Kunst eine Klarheit und Schaubarkeit, die ihm wie eine Erfüllung dessen vorkam, was er selbst suchte, aber ohne daß er etwas gesucht hätte, hätte er auch nichts gefunden. Es muß ihm ein Genuß gewesen sein, den der Nichtkünstler kaum ganz nachempfinden kann, die Dinge vollständig in Sehwerte aufzulösen, das Sichtbare, soweit es für ihn Bedeutung hatte, restlos in Darstellung überzuführen. So selten diese Tendenz in der deutschen Kunst sein mag — auch sie ist ein Merkmal klassischer Gesinnung —, so kommt sie bei uns doch nicht nur einmalig vor, und es geht nicht an, sie als eine vom Ausland hereingetragene Sache abzutun. Es wird immer noch ein Unterschied bleiben zwischen deutscher und italienischer Klassizität, und es genügt, darauf hinzuweisen, wie klar Dürer das selbst in seinem letzten Werk dargetan hat, jenen vier Aposteln in München, die in der Erscheinung so ganz und gar unitalienisch sind.

Und jedenfalls haben wir kein Recht, die Armut der Welt, wie er sie sah, zu beklagen. Nur ist es eine andere Art von Empfindung, die er den Dingen entgegenbringt, als jene Maler sie gehabt haben, die mit ungeheuerlichen Formsteigerungen ihren Eindruck der Welt wiedergeben. Dürer tritt ganz hinter der Sache zurück. Aller Subjektivismus war ihm im Grunde der Seele verhaßt. (Heinrich Wölfflin, Albrecht Dürer, 1905.)

REUCHLIN

Wie alles unterm Monde, so geht auch der Drang und die Not der Zeit vorüber, mithin das, was Geistern Bedürfnis und Form gab, was sie in Kampf, Gefahr, Arbeit verflocht, was ihre Verdienste und Taten weckte. Das kommt uns oft so federleicht vor, was jenen Schweiß verursachte: was sie als Chaos vorfanden, ist uns entwickelt, warum sie kämpften, darum mögen oder dürfen wir keinen Finger regen, und statt daß wir ihnen nun danken sollten, uns in die Behaglichkeit gesetzt zu haben, verkennen wir ihr Verdienst und beurteilen sie nach der Leichtigkeit, die wir jetzt haben, ihnen nachzusprechen, nachzulallen, nachzugaukeln.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Fange ich von Reuchlin an: „Johann Reuchlin zu Pforzheim geboren, von Jugend auf der Sprachen und schönen Wissenschaften beflissen, in denen er einen so guten Grund legte." — Wer kann die entweihten Worte fortschreiben oder fortlesen? Sie sind zu unserer Zeit ohne allen Nachdruck, sind oft so elend gebraucht, daß sie leider! uns gerade das Gegenteil bedeuten, was sie bei Reuchlin bedeuten sollen. — —

Fahre ich fort: „Er befliß sich des reinen lateinischen Stils, las die Griechen und verstand sie, lernte in späteren Jahren das Ebräische mit unsäglichem Fleiße —", welcher verdumpfte Schulmeister wird nicht schnell einfallen: „Das kann, das tue, treibe ich auch!" Ego et Reuchlinus! —

Heißts endlich: „Er nahm sich der jüdischen Schriften, die, außer der Bibel, alle verbrannt werden sollten, mit unsäglichem Eifer an, schrieb Deduktionen für die Güte und Unschuld, focht einen langen Prozeß darüber aus und dergleichen." — Welche Plattitüde, kann ein Narr rufen, von Güte und Verdienst? als ob das nicht jeder wüßte und könnte? obs dazu eines Reuchlins brauchte? Und wenn der Reuchlin nun gar seine gute Sache etwas jüdisch und kabbalistisch verfocht, wenn er de verbo mirifico und de arte cabbalistica Bücher schreiben, im Talmud und den ebräischen Buchstaben Geheimnisse finden konnte und ferneres — kein aufgeklärter, mit Hausenblas' aufgeklärter und mit Bimsstein abgeriebener Bube, der sich nicht über ihm dünkte und ausriefe: „käm er nur damit zu unserer Zeit, wir wollten ihn ‚rezensieren'!"

Ruh also in Frieden, lieber Schatten, ich will dich nicht stören, nicht den kleinen Trupp deiner Schriften, „eine ebräische, eine griechische Grammatik, ein ebräisch und lateinisch Wörterbuch, einige lateinische Knabenspiele, kabbalistische Schriften und Verteidigungen der jüdischen Bücher" wie auf dem Trödelmarkte hervorrufen, und sie weder mit Oh! noch Ach! zieren.

Wenn nach Yoriks Klassifikation die Leser neugieriger Gattung fragen sollten: „Wer war der Mann, also gestaltet?" so dient ihnen allenfalls zur Antwort: Er war kaiserlicher Rat, aus besonderer Achtung des Kaisers für sich und seinen Bruder und beider Geschlecht geadelt: Gefährte des Herzogs Eberhard von Württemberg in Rom, Wien, und in Wien mehr als einmal: Gesandter zu Rom nachher in einer sehr wichtigen Sache des Herzogs von Bayern, die er beim Papst glücklich ausfocht, endlich im Namen des Kaisers und der Reichsstände erster Bundesrichter in Schwaben, in allen diesen wichtigen Stellen der Liebling der Großen und Geringen, mit denen er umging, die Ehre seines Landes und seines Standes. Kaiser Friedrich III. freute sich, ihm ein Geschenk in seinem Sinne übermachen zu können (der ebräische Kodex, der anitzt in Karlsruhe noch seinen Namen führet). Fürsten, Edle, zuletzt gar Bischöfe und Kardinäle, Maximilian selbst freuten sich, für ihn sprechen, schreiben, entscheiden zu können. Die besten Männer seiner Zeit, Franz von Sickingen, Pirkheimer, Hutten, Graf Neuenar fochten für ihn und mit ihm. Erasmus, der nicht fechten wollte, lobte glimpflich, Luther segnete ihn als einen Gottesmann und Helden, Melanchthon ehrte ihn als Vater, die ganze aufblühende Welt besserer Zeiten als ihren Mitstifter, geborne Griechen in Italien beneideten ihn um sein Griechisch, und einer von ihnen rief aus:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Griechenland ist über die Alpen gezogen!" da er Reuchlin hörte. Geborene Römer hörten ihn, einen Schwaben, mit Lust Latein sprechen. Nach Orient hin hat er uns die Türe geöffnet, zu den verschlossenen Heiligtümern des Worts Gottes und der morgenländischen Weisheit den verödeten Weg wieder gebahnet, Morgenland nicht bloß wiedergefunden, sondern auch verfochten bis ans Ende seines Lebens, und es von dem ihm gedroheten Untergange als ein Held, der sich aufopferte, gerettet. — — Wem dies alles noch zu wenig sein möchte, einen Mann von solchem äußern Verdienst zu ehren, dem würde alle Predigt über seine innere Größe wenig behagen.

Und doch bleibt diese wohl der edelste Zug seines Charakters: die Seele nämlich, womit er all jene Verdienste sich erwarb und beseelte. Es herrscht in seinen Aufsätzen, selbst bis auf seine Vorreden (zum Beispiel zu seinem ebräischen Wörterbuch an seinen Bruder), seine Verteidigungen der Kabbala und der Rabbinen, eine Stille und Tiefe des Geistes, die da zeigt, daß er die Perle funden habe, und über die Schalen und Hüllen der Wissenschaft ihren Kern gekostet. Seine Briefe und sein Betragen zeigen eine außerordentliche Mischung tiefer Stärke und heldenmäßiger Bescheidenheit, nachgeben zu können, als ob er nichts wäre, und ein unüberwindlicher Fels zu sein für Recht und Wahrheit. Er sah die Literatur, zumal die morgenländische, an, wofür man sie ansehen sollte, hatte tiefes Gefühl für ihre innere Kraft, Gottheit und edle Einfalt. Selbst wo er, zu nahe den Rabbinen und der damals blühenden platonisch-pythagoreischen Philosophie, uns überspannt scheint, sieht man den Menschen von Kraft und Weisheit. Auch den Streit gegen die Pfefferkorne und Konsorten hielt er nicht als Gelehrter aus, sondern als Mann von Recht, Pflicht, Wahrheitsliebe und mildem Vatergefühle. (Herder, Zu Reuchlins Bilde, 1777.)

LUTHER · ZWINGLI · CALVIN

Luther hatte nicht jene Universalgelehrsamkeit, womit Erasmus glänzte, aber er hatte und erwarb noch die zu einer Kirchenreformation nötige Kenntnis der Religionsquellen und einen Sinn für das Wahre, der ihn in seiner Gradheit weiter brachte als die mühsamsten Untersuchungen, dabei eine feurige, kraftvolle Imagination, nicht Werk der Erinnerung gelesener Dinge, sondern seines Gefühls, eine sehr populäre Beredsamkeit, eine Gewalt im Gebrauch der deutschen Sprache, wie keiner seiner Zeitgenossen; dabei war er voll Vaterlandsliebe und in Behauptung erkannter Wahrheit ein Held. Auch gab er halb Deutschland eine neue Seele. Dieser so heftige Mann war, solange er lebte, der Schutzengel des Friedens, kaum war er tot, als der Religionskrieg ausbrach. Seine Freimütigkeit gab ihm bei allen Fürsten seines Glaubens das größte Ansehen, er verhehlte nie, was ein Hof gegen das Wohl seines Landes vorzunehmen schien, seine Lehre für den Adel und den Bauer war den Pflichten eines jeden Standes gemäß. Den sanften Melanchthon, seinen Mitarbeiter, liebte er und bewunderte dessen größere Gelehrsamkeit. Gegner mochte er verdammen, aber er erlaubte sich nicht, wie Calvinus, sie zu verfolgen. Unüberwindlich standhaft vor Kaiser und Reich und gegen alle Macht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und List Roms, war er im Privatleben ein guter Mann, ein munterer Gesellschafter und so uneigennützig, daß er fast nur Schulden hinterließ.
Meister Ulrich Zwingli von Wildenhaus im Toggenburg, Pfarrer bei Unser Lieben Frauen Stift in den Einsiedeln und nachmals zu Zürich, hatte schon früher gegen die herrschenden Mißbräuche gezeuget, aber ohne Luthers verzehrenden Eifer und ohne desselben immer erneuerten Stoß auf den gemeinschaftlichen Feind würde der Schweizer mit anderen wohlmeinenden Predigern der Wahrheit unbemerkt oder doch ohne revolutionäre Wirkung geblieben sein. Zwingli hatte eine patriotische, republikanische Seele, die er nicht weniger in bürgerlichen als in religiösen Arbeiten zeigte: denn er begnügte sich nicht, seine Kirche auf den Weg der Wahrheit zu leiten, wenn er nicht auch dem Vaterland alle für die Freiheit erforderlichen Sitten und Grundsätze gäbe. Für bürgerliche Ordnung, häusliche Tugend, für jene unschuldige Politik eines ewigen Friedens war er so eifrig als in den Kontroversen. Seine Reden machten das lebhafte Gefühl der Notwendigkeit einer Reform eindringend.
Später als beide erhob sich der Reformator der französischen Kirche, Meister Johann Chauvin (Calvinus) von Noyon in der Picardie, Lehrer zu Genf. Dieser hatte den Geist eines alten Gesetzgebers, ein Genie und Eigenschaften, welche ihm zum Teil unverkennbare Vorzüge gaben, und Fehler, die nur das Übermaß der Tugenden waren, vermittelst deren er sein Werk durchsetzte. Auch er hatte einen unermüdeten Fleiß in standhafter Hinsicht auf einerlei Zweck, eine unerschütterliche Festigkeit in Grundsätzen und Pflicht, in seinem Leben und sterbend den Ernst und die Würde eines altrömischen Zensors. Zu der Freiheit seiner Stadt Genf trug er ungemein viel bei, sein Ansehen gab den oft uneinigen Vorstehern gleichen Sinn. Durch seine Lage und Sprache trug er zur Beschleunigung der Fortschritte des menschlichen Geistes vornehmlich und mehr bei, als er selbst vorsah. Denn unter den Genfern und in Frankreich wurde der Grundsatz freier Prüfung, auf den er sich anfangs gründen mußte und welchen zu beschränken er sich nachmals vergeblich bemühte, weit fruchtbarer an Folgen, als bei Nationen, die weniger inquisitiv als die Genfer und nicht so kühn wie die Franzosen sind. Hieraus entwickelten sich nach und nach philosophische Ideen, die, wenn sie auch von den Leidenschaften und Absichten der Urheber noch nicht rein genug sind, doch eine große Menge Vorurteile verbannt und für die Zukunft Aussichten auf echte Lebensweisheit und besseres Glück eröffnet haben. (Johannes von Müller, Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten, 1811.)

LUTHER

Der Bauernaufstand des Geistes. — Wir Europäer befinden uns im Anblick einer ungeheuren Trümmerwelt, wo einiges noch hoch ragt, wo vieles morsch und unheimlich dasteht, das meiste aber schon am Boden liegt, malerisch genug — wo gab es je schönere Ruinen? — und überwachsen mit großem und kleinem Unkraute. Die Kirche ist diese Stadt des Untergangs: wir sehen die religiöse Gesellschaft des Christentums bis in die untersten Fundamente erschüttert, — der Glaube an Gott ist umgestürzt, der Glaube an das christ-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lich-asketische Ideal kämpft eben noch seinen letzten Kampf. Ein solches lang und gründlich gebautes Werk wie das Christentum — es war der letzte Römerbau! — konnte freilich nicht mit einem Male zerstört werden; alle Art Erdbeben hat da rütteln, alle Art Geist, die anbohrt, gräbt, nagt, feuchtet, hat da helfen müssen. Aber was das Wunderlichste ist: Die, welche sich am meisten darum bemüht haben, das Christentum zu halten, zu erhalten, sind gerade seine besten Zerstörer geworden — die Deutschen. Es scheint, die Deutschen verstehen das Wesen einer Kirche nicht. Sind sie dazu nicht geistig genug? nicht mißtrauisch genug? Der Bau der Kirche ruht jedenfalls auf einer südländischen Freiheit und Freisinnigkeit des Geistes und ebenso auf einem südländischen Verdachte gegen Natur, Mensch und Geist — er ruht auf einer ganz andren Kenntnis des Menschen, Erfahrung vom Menschen, als der Norden gehabt hat. Die Lutherische Reformation war in ihrer ganzen Breite die Entrüstung der Einfalt gegen etwas „Vielfältiges", um vorsichtig zu reden, ein grobes, biederes Mißverständnis, an dem viel zu verzeihen ist, — man begriff den Ausdruck einer siegreichen Kirche nicht und sah nur Korruption, man mißverstand die vornehme Skepsis, jenen Luxus von Skepsis und Toleranz, welchen sich jede siegreiche, selbstgewisse Macht gestattet . . . Man übersieht heute gut genug, wie Luther in allen kardinalen Fragen der Macht verhängnisvoll kurz, oberflächlich, unvorsichtig angelegt war, vor allem als Mann aus dem Volke, dem alle Erbschaft einer herrschenden Kaste, aller Instinkt für Macht abging: so daß sein Werk, sein Wille zur Wiederherstellung jenes Römer-Werkes, ohne daß er es wollte und wußte, nur der Anfang eines Zerstörungswerks wurde. Er dröselte auf, er riß zusammen, mit ehrlichem Ingrimme, wo die alte Spinne am sorgsamsten und längsten gewoben hatte. Er lieferte die heiligen Bücher an jedermann aus — damit gerieten sie endlich in die Hände der Philologen, das heißt der Vernichter jeden Glaubens, der auf Büchern ruht. Er zerstörte den Begriff „Kirche", indem er den Glauben an die Inspiration der Konzilien wegwarf: denn nur unter der Voraussetzung, daß der inspirierende Geist, der die Kirche gegründet hat, in ihr noch lebe, noch baue, noch fortfahre, sein Haus zu bauen, behält der Begriff „Kirche" Kraft. Er gab dem Priester den Geschlechtsverkehr mit dem Weibe zurück: aber drei Viertel der Ehrfurcht, deren das Volk, vor allem das Weib aus dem Volke fähig ist, ruht auf dem Glauben, daß ein Ausnahme-Mensch in diesem Punkte auch in andren Punkten eine Ausnahme sein wird — hier gerade hat der Volksglaube an etwas Übermenschliches im Menschen, an das Wunder, an den erlösenden Gott im Menschen, seinen feinsten und verfänglichsten Anwalt. Luther mußte dem Priester, nachdem er ihm das Weib gegeben hatte, die Ohrenbeichte nehmen, das war psychologisch richtig: aber damit war im Grunde der christliche Priester selbst abgeschafft, dessen tiefste Nützlichkeit immer die gewesen ist, ein heiliges Ohr, ein verschwiegener Brunnen, ein Grab für Geheimnisse zu sein. „Jedermann sein eigener Priester" — hinter solchen Formeln und ihrer bäurischen Verschlagenheit versteckte sich bei Luther der abgründliche Haß auf den „höheren Menschen" und die Herrschaft des „höheren Menschen", wie ihn die Kirche konzipiert hatte: — er zerschlug ein Ideal, das er nicht zu erreichen wußte, während er die Entartung dieses Ideals zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bekämpfen und zu verabscheuen schien. Tatsächlich stieß er, der unmögliche Mönch, die Herrschaft der homines religiosi von sich: er machte also gerade das selber innerhalb der kirchlichen Gesellschafts-Ordnung, was er in Hinsicht auf die bürgerliche Ordnung so unduldsam bekämpfte, — einen „Bauernaufstand". — Was hinterdrein alles aus seiner Reformation gewachsen ist, Gutes und Schlimmes, und heute ungefähr überrechnet werden kann, — wer wäre wohl naiv genug, Luthern um dieser Folgen willen einfach zu loben oder zu tadeln? Er ist an allem unschuldig, er wußte nicht, was er tat. Die Verflachung des europäischen Geistes, namentlich im Norden, seine Vergutmütigung, wenn mans lieber mit einem moralischen Worte bezeichnet hört, tat mit der Lutherischen Reformation einen tüchtigen Schritt vorwärts, es ist kein Zweifel, und ebenso wuchs durch sie die Beweglichkeit und Unruhe des Geistes, sein Durst nach Unabhängigkeit, sein Glaube an ein Recht auf Freiheit, seine „Natürlichkeit". Will man ihr in letzter Hinsicht den Wert zugestehn, das vorbereitet und begünstigt zu haben, was wir heute als „moderne Wissenschaft" verehren, so muß man freilich hinzufügen, daß sie auch an der Entartung des modernen Gelehrten mitschuldig ist, an seinem Mangel an Ehrfurcht, Scham und Tiefe, an der ganzen naiven Treuherzigkeit und Biedermännerei in Dingen der Erkenntnis, kurz an jenem Plebejismus des Geistes, der den letzten beiden Jahrhunderten eigentümlich ist, und von dem uns auch der bisherige Pessimismus noch keineswegs erlöst hat, — auch die „modernen Ideen" gehören noch zu diesem Bauernaufstand des Nordens gegen den kälteren, zweideutigeren, mißtrauischeren Geist des Südens, der sich in der christlichen Kirche sein größtes Denkmal gebaut hat. Vergessen wir es zuletzt nicht, was eine Kirche ist, und zwar im Gegensatz zu jenem „Staate": eine Kirche ist vor allem ein Herrschafts-Gebilde, das den geistigeren Menschen den obersten Rang sichert und an die Macht der Geistigkeit soweit glaubt, um sich alle gröberen Gewaltmittel zu verbieten, — damit allein ist die Kirche unter allen Umständen eine vornehmere Institution als der Staat. (Nietzsche, Die fröhliche Wissenschaft, 1881/1886.)

MELANCHTHON

Melanchthon gehört zu den von der Nachwelt meist unterschätzten Personen, welche ohne schöpferisches Vermögen doch eine unermeßliche Wirksamkeit zu entfalten vermocht haben. Er war kein Erfinder. Und neben Luther hat er selber das noch stärker empfunden als andere. Aber von Kindesbeinen an war in ihm ein universeller Wissenstrieb. Sein frühreifes Lerngenie kann nur mit dem von Leibniz verglichen werden. Der vierzehnjährige Knabe verließ gekränkt Heidelberg, weil man ihn dort seiner Jugend wegen nicht zum Magister machen wollte, mit siebzehn Jahren hielt er in Tübingen Vorlesungen, und er war einundzwanzig Jahre alt, als er in Wittenberg Luther zur Seite trat und bald Tausende von Studierenden dorthin zog. Was ergriff diese nun an ihm und machte sie ihm zu eigen? Sie blickten zu ihm als einer Verkörperung des gesamten Wissens der Zeit empor. Die Bahnen der Gestirne, der grammatische Bau der drei Sprachen der Alten, die Finessen der Dialektik, die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dornenhecken der Theologie, die Probleme des römischen Rechts: das ganze Wissen der Zeit umspannte der Geist dieses bleichen, zarten Jünglings. Und unter seiner Hand wurden alle Fragen einfach und plan. Seine wasserklare lateinische Prosa floß in Rede und Schrift eben und geordnet dahin: ihre kurzen Sätze haben einen eigenen magistralen Nachdruck; ihre Gliederung ist logisch meisterhaft. Ihm wird alles einfach. Auch der Zusatz von Trivialität fehlt ihm nicht, den stets eine Masse von Hörern bedarf. Im Sammeln, Sichten, Verbinden, Vereinbaren und Formulieren hatte Melanchthon zu allen Zeiten wenige seinesgleichen. Es bezeichnet seine didaktische Natur, daß die meisten seiner Schriften aus den Vorlesungen entstanden. Er warf sie eilig hin; dann erst gab er ihnen von Auflage zu Auflage die Vollendung. Dabei war in ihm eine ihrer selbst unbewußte wissenschaftliche Kühnheit, auf unangebrochenem Boden über alle Schwierigkeit vorwärts zu schreiten. So entstanden die didaktisch vollkommensten Lehrbücher, welche bis dahin in Deutschland gemacht worden waren. Er suchte in ihnen nur abzuschließen, was die vorhandenen Leistungen boten. So lehnte er an Aristoteles, die Tradition und Agricola seine Dialektik an. Wir wissen jetzt, daß auch seine griechische Grammatik nicht neuen Ergebnissen, sondern ihrer didaktischen Trefflichkeit den durchschlagenden Erfolg verdankte. Aber er führte alles, was er anfaßte, zu einer einfachen Vollendung, als wäre nun nachher nichts mehr an dem Gegenstande zu tun.

So außerordentliche Gaben standen bei ihm im Dienst des schönsten Talents, sittliche Wirkungen still, doch unwiderstehlich zu üben. Und zwar hatte er stets im Sinne der sokratischen Schule, zumal des Aristoteles und Cicero, durch Aufklärung des Verstandes ruhige und gediegene sittliche, ich möchte sagen sittigende Wirkungen auszuüben getrachtet. Die Studien waren diesem friedlich beschaulichen Geiste der Weg zur sittlichen Bildung, waren doch er selbst und seine liebsten Freunde, vor allem sein Camerarius diesen Weg gegangen. Nur von diesem Grundzug seines Wesens aus versteht man ihn ganz in seinen Stärken und auch in seinen Schwächen. Die Sittigung Deutschlands durch eine ideale Auffassung der menschlichen Dinge, wie das Studium der Alten und ein einfach inniges Christentum sie gewähren: das war das ganze Ziel aller erschöpfenden Arbeit dieses großen Lebens. Diesem Ziel ist er nachgegangen in der einfachen Schulstube, auf dem Katheder, als Schriftsteller, als Diplomat und Vertreter der Protestanten in Religionsgesprächen und auf Reichstagen unter mächtigen Fürsten. Ihm war es gleichviel, wie und wo er daran arbeitete. Und jede Arbeit tat er, als wäre er für sie geboren. Neigung, Gabe und Schicksal machten ihn in diesem höchsten Sinne zum „Lehrer Deutschlands" (Praeceptor Germaniae). Er nahm die ganze Nation in seinen Unterricht. In dieser Lehre ging er von einer universalen teleologischen Betrachtung aus, durch welche die Welt ihm zum Hause Gottes wurde. Und das Ziel solchen Unterrichts war eben die fortschreitende Sittigung der Welt. Das war die Form, in welcher das neue Lebensideal des deutschen Protestantismus, die Gegenwart Gottes im Leben und in der wirkenden selbstmächtigen Person, seine Seele erfüllte. Wie in Holzschnitten Dürers das Christkind das schlichte enge Bürgerhaus und alle harte Arbeit darin verklärt: so strahlt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nach Melanchthons Herzensglauben von der reinen Lehre der Alten und den heiligen Schriften ein Licht von Einsicht, Glauben und sittlicher Kraft aus, welches das ganze Leben und Wirken erfüllen, alle Barbarei verscheuchen, alle dunklen Affekte überwinden und das Weltbeste unaufhaltsam herbeiführen wird. „Ich bin mir bewußt," sagt er einmal, „daß ich aus keinem anderen Grunde je Theologie getrieben habe, als um das Leben zu versittlichen." (Wilhelm Dilthey, Das natürliche System der Geisteswissenschaften im 17. Jahrhundert, 1891/1893.)

RUDOLF AGRICOLA

Roelef Huisman, der nachmalige Rodolphus Agricola, war von bescheidener Herkunft und hat niemals eine äußerlich glänzende Stellung eingenommen. Geboren in einem Dorfe bei Groningen (1443), sollte er als ein aufgewecktes und frühreifes Kind, wie sich das beinahe von selbst verstand, geistlich werden. Nachdem er in Löwen und Paris scholastische Philosophie und Theologie studiert hatte, zog er, statt die Früchte dieser Studien zu ernten und sich eine gesicherte Existenz zu gründen, nach Italien. Sein bereits in Löwen erwecktes Interesse an der klassischen Literatur führte ihn über die Alpen, und hier fand er, was seiner innersten Natur entsprach, eine glückliche Verbindung von Arbeit und Genuß, von Wissenschaft, Kunst und schöner Geselligkeit. Die entscheidenden Lebensjahre, vom Ende der Zwanziger bis über die Mitte der Dreißiger, brachte er in Italien zu, hauptsächlich in Pavia, wo er eigentlich Jurisprudenz studieren sollte, und am Hofe zu Ferrara. Hier trat er als trefflicher Orgelspieler in die herzogliche Kapelle, während er sich zugleich mit Feuereifer auf das Griechische warf und durch die Eleganz seines lateinischen Vortrages selbst die anspruchsvollen Italiener entzückte. Es waren keine Geister ersten Ranges, die damaligen Rhetoren, Poeten und Philosophen Ferraras, aber als Agricola endlich in die Heimat zurückkehrte, empfand er doch den Abstand sehr tief und mußte wie Dürer und mancher andere Nordländer „nach der Sonnen frieren". Vergebens suchte man hier und dort, in Groningen, Antwerpen, am burgundischen Hofe, den berühmten Landsmann zu fesseln, bis es den Bemühungen eines Dalberg gelang, ihn nach Heidelberg zu ziehen. Hier wirkte er, vom Kurfürsten Philipp hochgeehrt, nicht ganz drei Jahre, zurückgekehrt von einer Romreise, die er mit seinem Gönner Dalberg unternahm, starb er am 28. Oktober 1485.

„Die Götter oder die Gestirne", sagt echt humanistisch der Italiener Jovius, „haben diesen reich begabten Menschen der Erde nur gezeigt und mitten in seiner herrlichsten Entfaltung wieder entrissen." Den Eindruck einer vornehm angelegten Natur, den wir aus den spärlichen Überresten von Agricolas Korrespondenz empfangen, schöpften die Zeitgenossen unmittelbar schon aus seiner äußeren Erscheinung. Hierauf legte das starke künstlerische Gefühl der Renaissance einen sehr hohen Wert, auch Agricola bekennt sich in seiner Biographie Petrarkas offen zu der Ansicht, daß die Leiblichkeit des Menschen durchaus nichts Gleichgültiges sei, innere Trefflichkeit könne durch Schönheit noch gehoben werden, wogegen man die von der Natur Gezeich-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

neten zu meiden habe. Er war eine echt friesische Gestalt, hochgewachsen, breitschultrig, mit großen, nicht eben schönen, aber energischen Gesichtszügen. Sein Heidelberger Biograph vergißt nicht, hinzuzufügen, daß er kastanienbraunes, etwas dünnes Haar und sehr schöne Hände hatte. Agricolas leidenschaftliche Hingabe an die Studien ging niemals so weit, daß er die körperliche Ausbildung darüber versäumt hätte. Im Steinstoßen, in allen Arten der Fechtkunst, im Ballspiel übte er seine Kraft und Gewandtheit bis zur Meisterschaft. „Sein Gliederbau war vom Kopf bis zu den Füßen tadellos proportioniert und die ganze Gestalt durchaus ansehnlich", sein Antlitz voll Würde und Freundlichkeit.

Das ganze Auftreten des Mannes, diese Verbindung von natürlicher Anmut mit einer gewissen Nachlässigkeit, vereint eine musica natura, wie man damals sagte, wir würden sagen eine Künstlernatur. Sein ungewöhnliches Formtalent äußerte sich auf den verschiedensten Gebieten. Er beherrschte eine Reihe von Sprachen; seine Lebensarbeit galt dem Lateinischen und Griechischen, zuletzt auch dem Hebräischen, aber daneben machte er sich das Hoch- und Niederdeutsche, das Französische, mehrere Dialekte des Italienischen mit der größten Sorgfalt zu eigen, und zwar nicht, wie man sie gewöhnlich zu lernen und zu üben pflegt, um sich im täglichen Leben durchhelfen zu können, sondern er vermochte sie alle in gebundener wie in ungebundener Rede frei und elegant zu handhaben. Die Reinheit seiner lateinischen Aussprache und die vollendete Kunst seines Vortrags schützte ihn vor dem Spott der Italiener, der sonst den lateinisch redenden Barbaren unfehlbar traf und selbst einen Meister wie Erasmus abhielt, sich in Italien öffentlich hören zu lassen. Agricola war nun freilich durch und durch musikalisch, Virtuos auf der Orgel, Laute und Flöte, ein trefflicher Sänger, der sogar das Hindernis eines rauhen und empfindlichen Organs zu überwinden verstand, ein gewiegter Theoretiker und beliebter Komponist, gelegentlich wohl gar Orgelbauer.

Seine Jugendübung in der Kalligraphie bahnte ihm den Weg zur Malerei, die er wie die Musik mit wahrer Leidenschaft betrieb. Die Lobsprüche nordischer und italienischer Freunde berechtigen uns doch zu der Annahme, daß er in dieser bei Gelehrten höchst seltenen Kunst wirklich Tüchtiges geleistet habe. Agricola besaß ein Formengedächtnis wie wenige; er liebte es, unterwegs, ohne Nachhilfe einer Skizze, seine Eindrücke zu sammeln und im Kopf nach Hause zu tragen. Wenn er einen Menschen malen wollte, sagt sein Biograph, beobachtete er ihn heimlich in der Kirche während der Messe mit gespannter Aufmerksamkeit und warf dann zu Hause eine sprechend ähnliche Kohlenzeichnung hin: „man glaubte, in diesen stummen Konturen der Glieder den Körper leben und sich bewegen sehen" . . . Beachten wir die Äußerung des Heidelberger Biographen, schon seine Beschäftigung mit der Malerei sei ein mehr als genügender Beweis für sein Genie. Wir sehen, daß in seiner Umgebung die Kunst nicht mehr als eine Spielart des Handwerks, sondern als eine höchst vornehme Tätigkeit betrachtet wurde. Agricola selbst aber nennt sie etwas Göttliches und Unvergängliches. — —

Agricola hat sein Ideal einer beata tranquillitas, eines völlig ungestörten Daseins nirgends gefunden. Überall mußte er seine Freiheit bedroht sehen, denn

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schon der Schatten eines Anspruchs, den andere auf seine Zeit und Tätigkeit erheben konnten oder durften, war ihm unerträglich. Aber man würde diesem Liebhaber der Ruhe, des Noli me tangere, doch sehr Unrecht tun, wollte man ihn neben den Zeitgenossen, die sich ihr Leben lang in der Schule und im Amt plagten und durchschlugen, für einen weichlichen Egoisten halten. Er war der treueste Freund, der gefälligste wissenschaftliche Berater, der liebenswürdigste Gesellschafter. Daß er sich dabei, wie wir sehen, gegen seine innersten Neigungen zwingen und zusammennehmen mußte, erhöht nur den Wert dieser Vorzüge. Er, dem jede Rücksicht auf andere im Grunde peinlich war, ist geradezu ein Opfer seiner Pietät geworden; denn mit schwerem Herzen riß er sich von Rom, dem Gegenstand seiner Sehnsucht, rasch wieder los, nur um mit Dalberg zusammen die Rückreise nach Heidelberg anzutreten, die ihm den Tod brachte. Er gewann es nicht über sich, seinem Gönner einen Wunsch vorzutragen, der diesen unangenehm berühren konnte.

Selten wohl hat sich deutsches Wesen mit einer fremden Kultur so glücklich verschmolzen, wie in dieser Persönlichkeit. Daß er aber bei allem Verständnis und aller Vorliebe für die höhere Kultur Italiens immer deutsch geblieben ist, das müssen wir ihm hoch anrechnen. Das Herz des Friesen hat sich auch im Ausland niemals von der Heimat abgewendet: Germania nostra ist sein Losungswort, ein siegreicher Kampf Deutschlands mit Italien um die geistige Hegemonie der Traum seines Lebens. (Friedrich von Bezold, Rudolf Agricola, 1884.)

KONRAD CELTIS

Die Doppelleidenschaft, die den echten Humanisten erfüllte, jenes untrennbare Gemisch von Ruhmesliebe und Erkenntnisdrang, gestaltete die Jugend des Celtis wie so vieler Zeitgenossen zur aufregenden Wanderschaft. Den ersten Anstoß hatte freilich nur die Abneigung gegen den väterlichen Beruf und der Wunsch gegeben, sich höheren Dingen widmen zu können. Als der achtzehnjährige Konrad Pickel seinem Vater, einem Weinbauern zu Wipfeld, entlief, um auf der Universität Köln zu studieren (1477), hatte ihn sein Jugendunterricht bei einem Geistlichen der Heimat wohl zum „lateinischen Menschen", aber noch nicht zum Humanisten gemacht. Sonst hätte er sich nicht nach dem höchst konservativen Köln gewendet, nicht die Scholastik, die Führerin zur theologischen Bildung und geistlichen Karriere, zum Gegenstand seiner Studien gewählt. Übrigens war seine eifrige Beschäftigung mit Albertus Magnus, dem er zeitlebens hohe Verehrung bewahrte, keineswegs fruchtlos, schon damals scheint ihn der Reichtum naturwissenschaftlicher Überlieferung und Beobachtung in Alberts Schriften besonders angezogen zu haben. Den entscheidenden Schritt vollzog er aber erst durch die Übersiedelung nach Heidelberg (1484), wo der Kanzler Dalberg und sein edler Freund Agricola seit kurzem ihren in Deutschland einzigen Musenhof aufgeschlagen hatten. Von einem Mann wie Agricola, der das gesamte Wissen und Können seiner Zeit zu umfassen strebte, mußte der lebhafte Celtis mächtig angeregt werden, so spärlich die Zeit ihres Verkehrs auch zugemessen war. Im Jahre 1485

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

starb Agricola und verließ der junge Dichter Heidelberg, um jahrelang lehrend und lernend ganz Deutschland zu durchziehen, Polen, Böhmen und Ungarn kennenzulernen, Italien aufzusuchen. Sein Aufenthalt im Vaterland des Humanismus war jedoch nur von äußerst kurzer Dauer und hinterließ ihm offenbar keine angenehmen Eindrücke, während ihn das wissenschaftliche und gesellige Leben in Krakau ein paar Jahre zu fesseln vermochte. Schon im Jahre 1487 hatte ihm Kaiser Friedrich zu Nürnberg den Lorbeer aufs Haupt gesetzt, einige Jahre später bemühte man sich vergebens, ihn an der Universität Ingolstadt festzuhalten, aber erst 1497 fand der Ruhelose seine bleibende Stätte in Wien, wo er bis zu seinem Tod (Februar 1508) als Universitätslehrer eine segensreiche Tätigkeit entfaltete und zugleich seine bedeutendsten literarischen Arbeiten schuf oder zum Abschluß brachte. Was der gelehrte Wanderer erstrebt und gesehen, wie er das Leben genossen und seine Tücken empfunden hat, das künden uns oft in höchster Naivität seine Poesien, vor allem die vier Bücher Amores und die Oden. — —

Die Sehnsucht nach Unsterblichkeit seines Namens treibt den fahrenden Schüler in die Ferne und läßt ihn alle Mühsale seiner Irrfahrten verschmerzen. Leuchtende Vorbilder sind ihm die Geisteshelden des Altertums, die aus Liebe zur Weisheit Vaterland und Familie aufgaben, aber auch göttlicher Ehren und ewigen Nachruhms teilhaftig wurden.

„O heilige und gewaltige Arbeit der Sänger," ruft Celtis, „du allein vermagst alles dem Verhängnis zu entreißen, Staub und Asche unter die Sterne zu versetzen!" Das stolze Gefühl, für sich und andere unumschränkter Verwalter des Nachruhms zu sein, ihn gewähren oder weigern zu können, muß den heimatlosen Dichter über Entbehrungen und Enttäuschungen aller Art hinwegheben. „Laß den väterlichen Herd und schaue fremde Gestirne, wenn du himmlische Pfade wandeln willst. Wo du stirbst, ist einerlei, überall führt der gleiche Weg von der Erde in Jupiters Saal."

Unter den Menschen, die sich zwecklos um nichtige Dinge abmühen, schreitet der „heilige Seher" in einsamer Erhabenheit auf ungewohnten Bahnen zur Unsterblichkeit, vom Himmel stammt ihm das Genie, zum Himmel strebt sein Geist zurück, und diese göttliche Natur äußert sich im Wohllaut seiner Rede. — — Ein Leben in fröhlicher Armut und freiwilligem Zölibat, ohne Seßhaftigkeit und feste Verpflichtungen, mußte mit seinen Reizen und Gefahren den „Weisen" der Einförmigkeit eines geregelten berufsmäßigen Daseins ganz entfremden. So erklärte der feinfühlende und sittenstrenge Agricola die Schule für einen Kerker, die Ehe für unerträglichen Zwang, sein eigenes höchst ungebundenes Verhältnis zu dem großen Mäzen Dalberg für drückende Sklaverei. Bei Celtis vollends sind die Wirkungen der unersättlichen Wanderlust auf den Charakter noch deutlicher zu erkennen: er gehört in seinen besten Jahren nicht nur äußerlich unter „die fahrenden Leute" und führt, wenn er irgendwo etwas länger verweilt, ein ewiges Studentenleben. Daher jene merkwürdige Leichtfertigkeit, womit er sein Lehramt an der Universität Ingolstadt behandelt, er schließt ohne weiteres seine Vorlesungen, weil ihn ein österreichischer Freund zur Weinlese eingeladen hat, und von der geringschätzigen Verdrossenheit, womit er zu Zeiten seiner Pflicht nachkam, zeugt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

jener grobe Anschlag seiner Zuhörer. Sie werfen ihm vor, daß er sie, von deren Geld er doch lebe, unaufhörlich Barbaren, Dummköpfe und Wilde schimpfe, daß er sich nicht die Mühe nehme, verständlich zu sprechen, sondern nur vor sich hin murmele, „das träge Haupt auf den Arm gestützt". Damals fühlte er sich noch im Sattel wohler als auf dem Katheder, und im Kreise guter Freunde, beim Wein und Gesang, konnte ihn niemand schläfriger Teilnahmlosigkeit anklagen. Er war, wie er selbst zugestand, ein unruhiger Geist und zum Wandern geboren, spottend verweist er dem Plumulus, dem Freund des Federbetts, das unrühmliche Stillsitzen im warmen Nest. Daß er die gewöhnlichen Erfahrungen eines Reisenden jener Zeit durchmachte, daß er niedergeworfen und ausgezogen wurde, seine fahrende Habe durch Unredlichkeit eines Fuhrmanns einbüßte, ließ sich wohl verschmerzen. Schlimmere Folgen waren die Gewöhnung an ungeordnete Verhältnisse und die gebrochene Gesundheit, die ihm am Ende seiner Wanderschaft blieben. Die poetische Verachtung des allbeherrschenden Nummus und die Einfachheit des „philosophischen Haushalts", wie ihn Celtis in einer Reihe von Epigrammen schildert, vermochten Schulden und mannigfachen Ärger nicht ganz fern zu halten. Wenn er einmal Geld in die Hand bekam, war es mit Hilfe lustiger Genossen bald wieder verschwunden, und damit verschwanden auch die Freunde, von denen nur wenige dem geselligen Dichter in Fällen der Bedrängnis zur Seite standen. Celtis selbst scheint übrigens seinen nächsten Angehörigen nicht mehr Rücksicht geschenkt zu haben, denn ein Brief seines Neffen vom Jahre 1499 schildert die Lage seiner hochbejahrten Mutter als eine wahrhaft jammervolle, die Schuld davon trug ein Bruder des Dichters, der alles durchgebracht und dann die Mutter im Elend verlassen hatte. Diese häusliche Zerrüttung verleiht der candida libertas, der humanistischen Ungebundenheit, einen düstern Hintergrund. Ebenso das vorzeitige Alter, das dem flotten Wanderer nicht erspart blieb. Das wenig schmeichelhafte Bild, welches der vierzigjährige von sich entwirft, mag absichtlich übertrieben sein, aber daß er wie Hutten und so viele hervorragende Zeitgenossen der furchtbaren Modekrankheit anheimgefallen ist, steht durch sein eigenes Zeugnis außer Zweifel. Und so deutlich er die deutsche und nordische Unsitte des Vollsaufens rügt, so meint er doch selbst einmal, die Musen geständen ihm neun Kannen Wein zu und die zehnte gäbe Apollo drein. Jedenfalls hat er, der keine 50 Jahre alt wurde, die Empfindung schwindender Kraft und Frische zur Genüge kennengelernt, „ich hadere mit mir selbst", spricht er, „und meine Zeit gefällt mir nicht mehr:

qualis sum nolo, nescio qualis eram."

Dies ist die Kehrseite des freien Lebens.

Das beinahe völlige Fernhalten der Frauen war für die humanistische Gesellschaft in Deutschland noch charakteristischer als in Italien, wo das weibliche Geschlecht damals bereits innerhalb der neuen Lebensformen siegreich seinen Ehrenplatz eingenommen hatte. Diesseits der Alpen waren vor allem die höheren Stände der klassischen Bildung noch wenig zugänglich und gab es überhaupt für das Weib zwischen der klösterlichen Entsagung und der ärgsten Zügellosigkeit selten einen anderen Mittelweg, als die nüchternste Beschränktheit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

auf die kleine Welt des Hauswesens. Was hatte die höfische Frau oder die Patrizierin oder gar die Ehegenossin des kleinen adligen Buschkleppers gemein mit den „Schreibern" und Geistlichen, die das Hauptkontingent der lateinischen Heerschar stellten? In den Kreisen, die der geistreiche Bischof Dalberg oder der wunderliche Abt Trithemius um sich sammelten, konnte ohnedies an eine Beiziehung weiblicher Elemente kaum gedacht werden. Die Herrschaft des männlichen in der antiken Literatur und die naheliegende Erneuerung des klassischen Freundschaftskultus trafen mit dem Einfluß äußerer Lebensverhältnisse zusammen, mit dem geistlichen Stand, mit dem heimatlosen Umherziehen oder mit dem dürftigen und unsicheren Einkommen der „Weisen" und Dichter. Bei einem Mann wie Celtis ist aber gewiß jene Angst vor jeder Beeinträchtigung des freien Individualismus ausschlaggebend. Er blickte als „Vermählter der Philosophie" auf die kleinlichen Sorgen des Familienlebens vornehm herab und sprach gern wie Petrarka von seiner unsterblichen Nachkommenschaft, seinen Geisteskindern. Nicht als ob er deshalb den Verächtern der Frauen beigefallen wäre, deren ja nicht nur die kirchliche Wissenschaft, sondern auch die Literatur der Renaissance, freilich spärlicher aufzuweisen hat. Celtis schätzte den Verkehr mit geistig hervorragenden Frauen sehr hoch, wie vor allem sein freundschaftliches Verhältnis mit der edlen Charitas Pirkheimer zeigt, die ihn von der verderblichen Beschäftigung mit weltlicher Weisheit und schönen Fabelgöttern abzuziehen wünschte. Auch die schöne und sittsame Virtuosin Anna, „in der Kunst Musika, auch mancherlei Saitenspiel hochberühmt, daß ihresgleichen weder in deutscher noch welscher Nation von niemand gehört und erfahren ist", scheint ihm, der die früh Verstorbene wiederholt verherrlicht, ein Gegenstand reiner Neigung gewesen zu sein. Neben diesen Nürnberger Frauen feiert er noch die friesische Dichterin, Philosophin und Juristin Agnula und die Frau seines Freundes Telicornus, die lateinisch sprach und sogar Reden hielt. Seine Veröffentlichung der Werke Roswithas bot ihm Gelegenheit, weiblicher Begabung und vor allen den edlen Frauen deutscher Nation einen Lobspruch zu halten. (Friedrich von Bezold, Konrad Celtis, „der deutsche Erzhumanist", 1883.)

JOHANN KEPLER

Wenn man Keplers Lebensgeschichte mit demjenigen, was er geworden und geleistet, zusammenhält, so gerät man in ein frohes Erstaunen, indem man sich überzeugt, daß der wahre Genius alle Hindernisse überwindet. Der Anfang und das Ende seines Lebens werden durch Familienverhältnisse verkümmert, seine mittlere Zeit fällt in die unruhigste Epoche, und doch dringt sein glückliches Naturell durch. Die ernstesten Gegenstände behandelt er mit Heiterkeit und ein verwickeltes mühsames Geschäft mit Bequemlichkeit.

Gibt er schriftlich Rechenschaft von seinem Tun, von seinen Einsichten, so ist es, als wenn es nur gelegentlich, im Vorbeigehen geschähe, und doch findet er immer die Methode, die von Grund aus anspricht. Andern sei es überlassen, seine Verdienste anzuerkennen und zu rühmen, welche außer unserm

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gesichtskreise liegen; aber uns ziemt es, sein herrliches Gemüt zu bemerken, das überall auf das freudigste durchblickt. Wie verehrt er seinen Meister und Vorgesetzten Tycho! Wie schätzt er die Verdienste dieses Mannes, der sich dem ganzen Himmel gewachsen fühlte, insofern er sich durch die Sinne fassen und durch Instrumente bezwingen ließ. Wie weiß er diesen seinen Lehrer und Vorgänger auch nach dem Tode gegen unfreundliche Angriffe zu verteidigen! Wie gründlich und anmutig beschreibt er, was an dem astronomischen Baue schon geleistet, was gegründet, was aufgeführt, was noch zu tun und zu schmücken sei! Und wie arbeitet er sein ganzes Leben unverrückt an der Vollendung!

Indes war Tycho bei allen seinen Verdiensten doch einer von den beschränkten Köpfen, die sich mit der Natur gewissermaßen im Widerspruch fühlen und deswegen das komplizierte Paradoxe mehr als das einfache Wahre lieben und sich am Irrtum freuen, weil er ihnen Gelegenheit gibt, ihren Scharfsinn zu zeigen; da derjenige, der das Wahre anerkennt, nur Gott und die Natur, nicht aber sich selbst zu ehren scheint, und von dieser letzten Art war Kepler. Jedes klare Verdienst klärt ihn selbst auf; durch freie Beistimmung eilt er, es sich zuzueignen. Wie gern spricht er von Copernikus! Wie fleißig deutet er auf das einzig schöne Aperçu, was uns die Geschichte noch ganz allein erfreulich machen kann, daß die echten Menschen aller Zeiten einander voraus verkünden, aufeinander hinweisen, einander vorarbeiten. Wie umständlich und genau zeigt Kepler, daß Euklides copernikisiere!

Ebenso verhält er sich zu seinen Zeitgenossen. Dem Johann Baptist Porta erteilt er die anmutigsten Lobsprüche, den herzlichsten Dank für die Entdeckung der Camera obscura, für die dadurch auf einmal erweiterte Einsicht in die Gesetze des Sehens.

Wie sein Sinn, so sein Ausdruck. Geübt im Griechischen und Lateinischen, fehlt es ihm an keiner Kenntnis des Altertums, des gründlichen sowohl als des schönen, und er weiß sich nach Belieben auszudrücken. Manchmal läßt er sich zu Unwissenden, ja zu Dummen herab, manchmal sucht er wenigstens allgemeinverständlich zu werden. Bei Erzählung von natürlichen Ereignissen ist er klar und deutlich, bald aber, wenn er wirken, wenn er lebhaftere Eindrücke, entschiedenere Teilnahme hervorbringen will, dann fehlt es ihm nicht an Gleichnissen, Anspiegelungen und klassischen Stellen.

Da er die Sprache völlig in seiner Gewalt hat, so wagt er gelegentlich kühne, seltsame Ausdrücke, aber nur dann, wenn der Gegenstand ihm unerreichbar scheint. (Goethe, Zur Farbenlehre, 1810.)

MARTIN OPITZ

Wie jedes rechte Gesetzbuch ist die Teutsche Poeterey des Opitz zugleich bewußte Auswahl bisherigen Gebrauchs und Forderung eines künftigen. Er entfernt sich nie zu weit vom Sprachgefühl seines damaligen Volks und will es veredeln durch Zuwachs des Bewährtesten, was er aus der Geschichte kannte. Dabei übte er Willkür aus Verkennung der geschichtlichen Gründe für die verschiedenen Formen, durch Übertragung fremden Geschmacks. Begeistert

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

für seine Aufgabe, durchdrungen von ihrer Notwendigkeit, mit sachlichem Eifer und persönlichem Ehrgeiz übernahm er von Vorgängern — besonders Scaliger und Ronsard — Kenntnisse und Grundsätze, und die Sprüche der Alten bald als Orakel, bald als Zierat: doch alles ist selbständig ausgewählt und zweckmäßig ausgeführt, der deutschen Sachlage angepaßt, klar, leicht, überlegen bis zur Ironie und trotz schulmeisterlichem Zeitton lebhaft, beinahe jugendlich . . das bedeutende Zeugnis einer dürftigen Zeit, die nichts „Schöpferisches" wollte, sondern Anweisungen zum richtigen Gebrauch geistiger Anlagen. Das hat Opitz für die deutsche Sprache zuerst grundsätzlich geleistet, und der unhistorisch gedachte Vorwurf der Oberflächlichkeit oder Kompilation tut ihm so unrecht wie etwa dem Cicero. Beide hatten Bildung nicht zu schaffen, sondern zu übertragen. Dazu gehört nicht Tiefe, sondern Takt, Überblick und Verstand. Was seiner Zeit nötig und möglich war, hat er verwirklicht: nach schlaffer Verwilderung ohne Fülle eine gewisse Zucht und Würde. Kraft und Schönheit lassen sich nicht rufen. Doch aus einem Bildungswirrwarr Muster und Ansprüche holen, den Sinn für Farben- und Formfeinheiten wenigstens wecken, für sprachliche Gediegenheit, den Anschluß des krausen Deutsch an den europäischen Geist wenigstens versuchen: das war auch etwas, und vier Menschenalter haben es Opitz gedankt, wie wir noch heute Lessing danken, daß er uns den Sinn geschärft für Maße, Zwecke, Grenzen, Gründe, auch wo seine Maße und Zwecke uns fremd, seine Gründe irrig, seine Grenzen zu eng sind.

Keine zweite Schrift der deutschen Literatur, die sich nur an den Verstand wendet, hat so eindringlich und nachhaltig gewirkt wie das Buch von der Teutschen Poeterey. Die deutsche Alexandrinerpoesie bis in Goethes Jugenddramen hinein wird davon beherrscht, alle deutsche Kunsttheorie bis Lessing einschließlich davon bedingt. Erst Klopstock und Herder haben den Bann gebrochen. — —

Wie sein Buch von der Poeterey die Regel, so gaben seine Poemata die Muster. Die von ihm gepflegten Gattungen bestimmten ganze Poetengeschlechter, nicht nur im Lehr- und Anlaßgedicht, in den sogenannten „Wäldern" hat er fortgewirkt: selbst eine zufällige Arbeit, wie seine Dafne, ein Festspiel nach italienischem Muster, zur Musik von Heinrich Schütz, ward das Vorbild der deutschen Oper, mit ihrer Verknüpfung von Mythologie, Sprachziererei und Klangreiz gleichsam das erste „Gesamtkunstwerk", die erste Geburt aus der Ehe zwischen Musik und Literatur. Noch war der Poet hier der Führer des Musikers: er gedachte nicht nur das Gelehrte, sondern auch das Reizende des Spiels selbst zu liefern. Mit der Wortkunst, nicht mit der Tonkunst, beginnt die Geschichte der deutschen Oper, und erst allmählich überwucherte der Reiz den Sinn, der Klang das Wort.

Wo Opitz hintrat, blieben in der deutschen Verskunst seine tiefen Spuren. Kaum Goethe hat so allanerkannt als „Meister" gewirkt. Fleming, der Opitz nicht nahstand, und den er nicht gefördert, ruft ihm ins Grab nach:

Du Pindar, du Homer, du Maro unsrer Zeiten!
O ewiglicher Schatz und auch Verlust der Welt,
Die Welt hat wahrlich mehr nichts Würdigs zu beschrieben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dies ist die ehrliche und einhellige Ansicht der Schriftsteller dieser Zeit. Rist nennt Opitz den „Erretter deutscher Sprache". Der männliche Logau, weder Schmeichler, noch Nachbeter, rühmt:

Im Latein sind viel Poeten, immer aber ein Vergil,
Deutsche haben einen Opitz, Dichter sonsten eben viel.

Der arme, von ihm vernachlässigte Simon Dach verherrlicht ihn als das „Wunder der Deutschen", den „Ausbund und Begriff aller hohen Kunst und Gaben". Jede Vorrede zu Gedichtbänden des 17. Jahrhunderts huldigt ihm. Noch Haller verteidigt sich 1748 mit des Opitz unangefochtenem Muster, und Gottsched hielt ihm hundert Jahre nach seinem Tod eine abstrichlose Lobrede als dem Gesetzgeber, Dichter, Sprachschöpfer, Gelehrten und Weisen. Kaum, daß sein süddeutscher Rival Harsdörffer und sein Übertreiber Hofmannswaldau ihm die Originalität der Erfindung vorsichtig absprachen — als Sprachmeister und Formenmuster haben auch sie ihn rückhaltlos anerkannt. Opitz bestimmt den Stil, die Gesinnung, die Gattungen, fast den Stoff der weltlichen deutschen Verskunst im 17. Jahrhundert und ist, wenn nicht ihr menschlich liebenswertester und dichterisch reinster Vertreter, so doch ihr geschichtlich wichtigster. — — Vielleicht liegt sein Verdienst weniger in dem, was er geschaffen, als was er verhütet: die Flucht deutschen Geistes aus der europäischen Bildung. Er hat eine Brücke gebaut zwischen Petrarca und Goethe über den von Luther gerissenen Abgrund hinweg. Manche werden diesen Abgrund heilsamer finden und wir könnten uns schönere Brücken denken. Aber so wie es gekommen, trägt sie seinen Namen. (Friedrich Gundolf, Martin Opitz, 1923.)

JOHANN SEBASTIAN BACH

Mit wie universaler Meisterschaft auch Bach Arie und Arienabwandlungen, Opern und Tanzformen des von ihm abgeschlossenen Zeitalters beherrschte, mit welch anmutiger Leichtigkeit er sie auch in den Dienst seines engen protestantischen Kirchentums zu stellen vermochte — das Herz seines Schaffens schlägt im Rhythmus der Fuge, der sinnlich greifbare Träger oder Erreger seiner unendlichen Klangträume ist die Orgel. Bach übernimmt das Erbe vieler Organistengeschlechter, nicht nur handwerklich, sondern auch blutmäßig, da ja seine leiblichen Ahnen und Ohme auch seine Vorgänger und Lehrer waren. Aber während diese sich vollkommen in ihr Amt und ihre Zeit einordnen, sprengt Bach (zum erstenmal in der Musikgeschichte) alle Grenzen, die durch irdische Anlässe gegeben sein können. Nur seine Seele, seine persönliche unsterbliche Seele, ist Gesetz und Grenze seines Werkes, ihr unablässiges Kreisen um Gott der Atem seiner Töne. Freilich empfindet diese Seele ihre Loslösung von der irdischen Welt nicht oder drückt sie nicht aus, da sie allein auf die mystische Versenkung in des Unsichtbaren Geheimnis gerichtet ist. Darum ist keine Spur von Gewaltsamem oder Eigenwilligem oder Sprengendem in ihrem Klange, vielmehr ist ihrer erhabenen Demut gemäß, sich allen überlieferten Gesetzen aufs strengste zu fügen, so daß wir hier

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den unbegreiflichen Anblick einer letzten und höchsten Erfüllung des christlichen Gesetzes durch eine ganz freie und gelöste christliche Seele haben. In den Orgelformen kann sich diese Spannung großartig lösen, weil sie die schwierigsten Aufgaben stellt. Aber wenn Bach in seinen Passionen und Kantaten mit menschlichen Stimmen, in seinen Konzerten und Suiten mit Instrumentalstimmen arienhafte Spiele treibt, so ist er zwar nicht so gedrängt, aber dem Wesen nach nicht minder innig in Gottesglut verstrickt, als bei den Tönen der Orgel. Auch in seinen leichtesten weltlichen Tönen, in deren Anmut er alles Rokoko übertrifft, ist kein einziger Ton, der nicht von religiöser Entzückung bebte. Auch im Technischen drückt sich diese grundchristliche Ergriffenheit aus. Bach beherrscht natürlich alle ihm durch seine Zeit überlieferten harmonischen Formen und Regeln. Aber ohne jede bewußte Absicht, nur der innersten Wucht seines Wesens folgend, drängt er zu der rein christlichen polyphonen Bewegungsmusik zurück. Er führt die Zweiheit von Generalbaß und Singstimme wieder in das untrennbare Bewegungsspiel der Einzelstimmen hinein. Hiermit soll nicht gesagt sein, daß er in der greifbaren Form Änderungen hervorruft und etwa das harmonische Gefühl aufgibt, ebensowenig wie Josquin die organischen Stimmen äußerlich in die pneumatischen zurückverwandelte. Aber ebenso wie dieser durch die meisterhafte Beherrschung der Zeitmittel renaissancehaft die altchristliche Leichtigkeit erneuerte, so vermag Bach den ihm gegebenen Klangkörper durch seine persönliche Kraftfülle noch einmal ganz zum Träger vielstimmiger Bewegung umzudeuten. Dabei kann es dann vorzüglich in seinen Orgelwerken oft nicht an der kühnsten Gleichgültigkeit gegen harmonische Gewöhnungen fehlen. Aber die heutigen Harmoniker und Bachliteraten mißverstehen solche Kühnheiten im Kerne, wenn sie darin harmonische Effektabsichten wittern und Bach somit zum Fortführer des harmonischen Stiles stempeln. Ebensogut könnten sie im vorkarolingischen und karolingischen Zusammensingen noch ungehobene harmonische Genüsse entdecken — denn mit diesen ist Bach geheimnisvoll einer Art. Durch alle Zeit- und Sittenferne hat er sich etwas von der germanischen Grundspannung erhalten und sich nicht durch spätere Rücksicht auf Akkordfarben in den höchsten Schwüngen ursprünglichen Zusammensingens hemmen lassen. Damit wurde er zur einsamsten und unverstandensten Figur der Musikgeschichte. Von einem recht engen Kreis von Zeitgenossen kaum mehr als äußerlich bewundert, wurde er nach seinem Tode mit unheimlicher Schnelligkeit vergessen, und auch nicht die leiseste Wirkung seines Stiles ist irgendwo zu verspüren. Selbst seine musikalisch so begabten Söhne müssen in seinem Zauberkreis aufgewachsen sein, ohne auch nur einen Hauch davon zu ahnen: denn gerade sie haben die von Bach wie durch Abgründe getrennte Gesellschaftsmusik ihrer Zeit glänzend weitergeführt. Also ist Bach, an Fruchtbarkeit wohl der größte Musiker aller Zeiten, der einzige, dessen Töne nur für ihn selber erklangen. In diesem Schicksal sehen wir die wunderbare Bestätigung seines ganzen Wesens. Durch die Kraft seiner Seele hat er das christlich-germanische Menschentum zum letzten Male in seiner tönenden Ganzheit heraufbeschworen, als Einzelner die katholische Kirche erfüllt. Protestant mußte er sein, da auch der erstarrteste Katholizismus keiner Person gestatten

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

konnte, in sich die umfassende Ganzheit zu bieten. Aber er hat nichts vom protestantischen Pathos — sondern wertet die Einzelformen der lutherischen Frömmigkeit nur, insofern sie der kräftige Ausdruck ursprünglichster Christlichkeit sind. Ja, wir wagen zu denken, daß in diesem thüringischen Orgelmeister das gesamte Christentum seine irdische Laufbahn vollendete. Nachdem sich das Reich Gottes zur Erde gesenkt und dort Entzückung und Verzweiflung, höchsten Schwung und tiefste Zerknirschung erregend eine Fülle menschlicher Lebensformen befruchtet und erzeugt hatte, scheint es sich wieder aus den sinnlichen Banden zu lösen und zu seinem reinen und stillen Lichte zurückzuwallen. In der Seele des Schlichten und Starken, des Innigen und Glühenden begeht es seinen irdischen Abschied unter Klängen und verliert sich, heimlich und unbemerkt wie eine leise Flamme, aus den menschlichen Wechselchören in den ewig sicheren Gang der Gestirne. (Erich Wolff und Carl Petersen, Das Schicksal der Musik von der Antike zur Gegenwart, 1923.)

LEIBNIZ UND THOMASIUS

Es kann kaum einen merkwürdigeren Gegensatz geben, als den zwischen Leibniz und Thomasius. Beide waren reformatorische Genies, aber von der verschiedensten Art. Leibniz hatte bei seinen Reformplänen immer ein großes Ganzes vor Augen, die Nation, die Wissenschaft, die Menschheit oder gar das unendliche Reich der Geister, die „Stadt Gottes", — Thomasius beschäftigte sich vorzugsweise mit dem einzelnen Menschen, seinen Leidenschaften, seinen Bedürfnissen, seinem Fortkommen und Wohlergehen in diesem irdischen Leben. Leibniz strebt überall nach positiven, organischen Schöpfungen und wendet seinen ganzen Scharfsinn daran, das Neue mit dem Alten zu vermitteln und das Bestehende zugleich fortzubilden und zu erhalten, — Thomasius hat seine Hauptstärke in der Kritik, in dem Raumschaffen für neue Bildungen, in dem Durchbrechen und Niederreißen der beengenden Schranken, welche Herkommen, Vorurteil und blinder Autoritätsglaube dem vorwärtsstrebenden Menschengeiste setzen. Leibniz glaubte noch an die Möglichkeit einer Wiederbelebung und Kräftigung des hinsterbenden deutschen Reichskörpers, und seine eifrigsten, freilich auch erfolglosesten Bestrebungen gingen nach dieser Seite hin, — für Thomasius gab es ein so hohes Ziel schon nicht mehr; seine Bemühungen richten sich nur auf das Nächste, gleichsam vor den Füßen liegende, auf Verbesserungen der Einzelzustände in Bildung, Gesittung, Wissenschaft und Rechtspflege. Leibniz erscheint als der letzte Repräsentant einer Zeit, in welcher der Gedanke nationaler Einheit und großer Gemeininteressen auf den Gebieten des öffentlichen Lebens, wenn schon in den äußeren Schicksalen der Nation bereits zuschanden geworden, doch in den Gemütern einzelner Höhergesinnter sich noch immer mit der ganzen Macht einer wertgehaltenen Tradition behauptete und gegen den hereinbrechenden Sieg des Partikularismus und der Gesinnungslosigkeit den letzten, verzweifelten Kampf wagte, — mit Thomasius dagegen beginnt eine Periode unseres deutschen Kulturlebens, für welche diese Fragen völlig abgetan sind und wo der ganze Drang des Reformierens sich auf das geistige,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ideale Gebiet der Denkfreiheit, der Aufklärung, der geistigen Entwicklung des Individuums zurückgezogen hat.

Daher haben die Bestrebungen dieser beiden Männer selbst da, wo sie scheinbar sich in der gleichen Richtung bewegen, dennoch einen wesentlich verschiedenen Charakter. Sowohl Leibniz als Thomasius zeigten sich eifrig bemüht, die deutsche Muttersprache in ihre Rechte wieder einzusetzen, allein, was Leibniz bekämpfte, war vornehmlich die Entstellung des Deutschen durch die Aufnahme fremdartiger Elemente aus andern modernen Sprachen (ein Verfahren, welches seinen Nationalstolz verletzte) — Thomasius eiferte gegen den übermäßigen Gebrauch der alten oder toten Sprachen (mit welchem übrigens auch Leibniz nichts weniger als einverstanden war), und er tat dies, weil er darin ein Zeichen gelehrter Pedanterie und ein Hindernis allgemeiner Verbreitung der Wissenschaften und der Bildung erblickte. Leibniz schrieb selbst zwar kein ganz reines, aber doch ein für die damalige Zeit verhältnismäßig gutes Deutsch, bisweilen von einer Kraft und Einfachheit, welche an die klassischen Zeiten der Reformation erinnert, — der deutsche Stil des Thomasius ist nur zu häufig unschön, nachlässig in der Form, schwerfällig im Periodenbau, altmodisch und doch auch wieder mit ausländischen Phrasen und Wendungen auf ziemlich geschmacklose Weise buntscheckig untermischt. — —

Der nationale Sinn leitete Leibniz bei seinen großartigen geschichtlichen Studien; für ihn war die Geschichte des Reichs und seiner einzelnen Teile sowie eine möglichst stetige Entwicklung der Gegenwart aus der Vergangenheit der wesentlichste Zweck der Geschichtsforschung. Thomasius betrachtete die Geschichte als eine Sammlung von Beispielen oder Beweisstücken zu den Aussprüchen der kritischen Vernunft, und er legte daher auf die Geschichte des menschlichen Geistes, der Religion und der Philosophie einen ungleich größern Wert, als auf die Geschichte der äußern Schicksale der Völker oder der Politik der Kabinette.

Das Ideal Leibnizens auf kirchlichem Gebiete war eine Wiedervereinigung der getrennten Konfessionen, von welcher er zunächst eine Beseitigung der unseligen Spaltung Deutschlands, weiterhin die Verwirklichung seiner hochfliegenden Ideen von einem christlich-germanischen Weltreiche zu erwarten schien. Thomasius ging viel nüchterner, aber viel praktischer zu Werke, indem er Duldung und Gewissensfreiheit für den Einzelnen erstrebte und zu dem Ende auf eine möglichst scharfe Trennung zwischen dem weltlichen und dem geistlichen Gebiete drang. Aus dieser Verschiedenheit der Auffassungsweisen erklärt es sich, daß, obschon beide Männer im lutherischen Glauben erzogen und von Hause aus demselben aufrichtig zugetan waren, doch der eine, von Bewunderung für den organischen Bau der katholischen Kirche ergriffen, beinahe zum Übertritt in dieselbe verleitet ward, während der andere sich je länger je mehr zu den freieren Grundsätzen der Reformierten hinneigte.

Wie in ihren Zwecken, so wichen diese beiden vornehmsten Repräsentanten des deutschen Geistes der damaligen Zeit auch in der ganzen Art und Weise ihres Wirkens wesentlich voneinander ab. Leibniz erblickte den sichersten Weg zur Durchführung großer, gemeinnütziger Reformen teils in dem unmittel-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bar fördernden Eingreifen der Machthaber, teils in der Vereinigung einer Aristokratie von Gelehrten unter der Form von Gesellschaften oder Akademien. Thomasius hielt die Freiheit für einen kräftigeren Hebel des geistigen und wissenschaftlichen Fortschritts, als alle Sozietäten, und leitete aus dem Mangel dieser Freiheit, nicht, wie Leibniz, aus dem Mangel an Protektion der Gelehrten seitens der Vornehmen, das Zurückbleiben Deutschlands hinter anderen Ländern in Wissenschaft und Bildung ab. Daher wandte sich Leibniz immer und überall an die Großen und suchte diese für seine weitumfassenden Pläne zu gewinnen, während Thomasius, darin mehr den republikanischen Sinn des unabhängigen Gelehrten bekundend, nur wenig Verkehr mit Fürsten pflegte und, wo er es tat, kaum je etwas anderes von ihnen begehrte, als Schutz und Gerechtigkeit gegen seine Verfolger.

Leibniz war ebenso rücksichtsvoll nach allen Seiten, wie Thomasius häufig rücksichtslos. Jener erkannte gern andere an, wie er auf Anerkennung bei anderen rechnete, und besaß das seltene Talent, in allen, selbst den abweichendsten Meinungen, irgend etwas zu entdecken, was den seinigen wahlverwandt und zur Anbahnung einer Verständigung geeignet schien — für diesen war steter Kampf ein Lebenselement, und so streng und konsequent verfuhr er in Verteidigung dessen, was er für das Rechte hielt, und in Bekämpfung des Gegenteils, daß er selbst solche, die in manchen Punkten mit ihm übereinstimmten, unerbittlich befehdete, sobald sie an irgendeine Seite seiner Überzeugungen rührten.

Unstreitig war Leibniz an Tiefe, Vielseitigkeit und Originalität des Geistes seinem jüngeren Strebensgenossen bei weitem überlegen, dagegen übertraf ihn dieser an Stärke des Charakters, Energie des Willens, Mut und Selbstverleugnung in Verteidigung der Wahrheit. (Karl Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert, 1854/1880.)

PÖPPELMANN UND GEORG BÄHR

Vom ganzen Jahrhundert unerreicht an schwelgerischer Phantasie ist Matthäus Daniel Pöppelmann, gleich Georg Bähr geborener Sachse und in Dresden tätig. Hier gab die Prunklust Augusts des Starken die glücklichste Gelegenheit zur Entfaltung. Pöppelmann hatte nicht lange Zeit, sich ungehindert auszusprechen — sehr früh griff hier der französische klassizistische Geschmack ein. Um so dankbarer müssen wir sein, daß wenigstens der „Zwinger" uns erhalten ist, ein steingewordener Turnierplatzring, das großartigste Beispiel für die Verewigung einer meist flüchtig gemeinten Dekoration zum Monument. Die ganze Anlage umschloß einen Platz für Ringelstechen und ähnliche festliche Belustigungen — und der gleiche Pöppelmann, der in der herrlichen, nun verschwundenen Elbbrücke ein Meisterstück des Nutzbaues gab, entfesselte hier eine Pracht, die das Höchste an springender geistiger Lust erreicht. Es ist Pracht, aber zugleich Leichtigkeit. Die schäumende Ornamentik ist durch einen großartig klaren Grundriß am Bande gehalten. Einzelne Abbildungen mögen hier täuschen — auf keinen Fall können sie mehr als eine erste Ahnung geben. Man muß das Ganze erleben, um die elastische

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kraft Pöppelmanns zu würdigen. Es ist ein völlig persönlicher Stil, der aus den fremden Elementen eine gänzlich neue künstlerische Stimmung geschaffen hat. Zumal die Pavillons mit Treppen sind von beispiellosem Zauber. Seit dem Freiburger Münsterturme ist eine so gründliche Überwindung der Wand durch frei ineinandergleitende Glieder und Öffnungen nicht dagewesen. Jede Form ist von sprühendem Leben gestrafft, und jedes Glied ist wieder Rahmen und Grenze für ein nächstes. Während die ganze zarte und kostbare Masse in geschmeidig feinen Schwingungen sich nach außen biegt, ist sie zugleich von innen her vollkommen aufgehöhlt, durchbrochen, luftig. Das ist seit 1711 entstanden, ein Dutzend Jahre nach Schlüters Berliner Schloß! Es gehört in der Zeitstufe mit Hildebrandts Belvedere zusammen. Es teilt auch mit ihm die Wärme und Farbigkeit der Erfindung, läßt aber das wienerische Werk noch hinter sich in der fessellosen Grazie der Phantasie. Das alles ist weit älter als das französische Rokoko! Gerade das entwicklungsgeschichtlich Erstaunliche daran war nur in einem Lande individueller schöpferischer Freiheit möglich. Die französische Art läßt gewiß weniger Fehlschläge aufkommen, ihre künstlerische Schulung gibt gewiß selbst dem Schwächeren die Möglichkeit, etwas Verdienstliches zu schaffen. Die deutsche erlaubt nur dem Genie, vollendet zu sein; aber in ihren glücklichen Stunden vollbringt sie dann das fast Unmögliche und ist unmodern auch in dem stolzeren Sinne, daß sie der Zukunft vorgreift und sie überbietet.

In Dresden hätte der deutsche Barock eigentlich seinen schwersten Stand haben müssen. Chiaveris Hofkirche ist unter den italienischen und allen ausländischen Leistungen auf unserem Boden überhaupt eine der allerersten. Trotzdem haben nicht nur Pöppelmanns Werke, Zwinger und Brücke vor allem, die größte Standkraft neben ihr, sondern auch die Werke Georg Bährs, des Ratszimmermeisters von Dresden. In seiner Frauenkirche hat er ein Meisterstück geschlossener Gesamtform geleistet, gerade ohne die Hauptbewegung im Ornamentalen mit ausschwingen zu lassen. Der unsterbliche Wert des Gebäudes liegt doch wohl nicht in der Lösung des Problems einer protestantischen Predigtkirche; er liegt ganz wesentlich im Aussehen, in dem lebensvollen Umriß der Masse, der sich von dem reichen Stadtbilde Dresdens zuletzt doch als das Unvergeßlichste von allem einprägt und weithin in der ganzen Landschaft noch das stärkste Wort spricht. Es ist eine in hohem Grade unabhängige Form von Zentralbau, ganz undenkbar in Frankreich — obwohl die trockeneren Einzelformen unzweifelhaft nordwestlich wirken —, dumpf vorbereitet vielleicht in Pozzos Lateransentwurf, aber im Ganzen völlig neu und etwas ganz Seltenes: nämlich graziös und monumental zugleich. Das Eigenartigste ist der glockenförmige Ablauf der Kuppel gegen den Unterbau — kein gewaltiges Sich-Recken wie bei Michelangelo, sondern ein geschmeidiges Emportauchen, aber doch erst in einer Welt möglich, die durch Michelangelos Willen, auch Riesenmassen wie mit der Hand zu modellieren, umgeformt worden war. (Wilhelm Pinder, Deutscher Barock, 1913.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wieland war ganz eigentlich für die größere Gesellschaft geboren, ja, die größte würde sein eigentliches Element gewesen sein; denn weil er nirgends obenan stehen, wohl aber gern an allem teilnehmen wollte und über alles mit Mäßigung sich zu äußern geneigt war, so mußte er notwendig als angenehmer Gesellschafter erscheinen, ja, er wäre es unter einer leichtern, nicht jede Unterhaltung allzu ernst nehmenden Gesellschaft noch mehr gewesen.

Denn sein dichterisches sowie sein literarisches Streben war unmittelbar aufs Leben gerichtet, und wenn er auch nicht gerade immer einen praktischen Zweck suchte, ein praktisches Ziel hatte er doch immer nah oder fern vor Augen. Daher waren seine Gedanken beständig klar, sein Ausdruck deutlich, gemeinfaßlich; und da er, bei ausgebreiteten Kenntnissen, stets an dem Interesse des Tags festhielt, demselben folgte, sich geistreich damit beschäftigte, so war auch seine Unterhaltung durchaus mannigfaltig und belebend, wie ich denn auch nicht leicht jemand gekannt habe, welcher das, was von andern Glückliches in die Mitte gebracht wurde, mit mehr Freudigkeit aufgenommen und mit mehr Lebendigkeit erwidert hätte.

Bei dieser Art zu denken, sich und andere zu unterhalten, bei der redlichen Absicht, auf sein Zeitalter zu wirken, verargt man ihm nun wohl nicht, daß er gegen die neuern philosophischen Schulen einen Widerwillen faßte. Wenn früher Kant in kleinen Schriften nur von seinen größeren Ansichten präludierte und in heiteren Formen selbst über die wichtigsten Gegenstände sich problematisch zu äußern schien, da stand er unserm Freunde noch nah genug. Als aber das ungeheure Lehrgebäude errichtet war, so mußten alle die, welche sich bisher im freien Leben dichtend sowie philosophierend ergangen hatten, sie mußten eine Drohung, eine Zwingfeste daran erblicken, von woher ihre heitern Streifzüge über das Feld der Erfahrung beschränkt werden sollten.

Aber nicht allein für den Philosophen, auch für den Dichter war bei der neuen Geistesrichtung, sobald eine große Masse sich von ihr hinziehen ließ, viel, ja alles zu befürchten. Denn ob es gleich im Anfang scheinen wollte, als wäre die Absicht überhaupt nur auf Wissenschaft, sodann auf Sittenlehre und was hievon zunächst unabhängig ist, gerichtet, so war doch leicht einzusehen, daß, wenn man jene wichtigen Angelegenheiten des höheren Wissens und des sittlichen Handelns fester, als bisher geschehen, zu begründen dachte, wenn man dort ein strengeres, in sich mehr zusammenhängendes, aus den Tiefen der Menschheit entwickeltes Urteil verlangte, daß man, sag ich, den Geschmack auch bald auf solche Grundsätze hinweisen und deshalb suchen würde, individuelles Gefallen, zufällige Bildung, Volkseigenheiten durchaus zu beseitigen und ein allgemeineres Gesetz zur Entscheidungsnorm hervorzurufen.

Dies geschah auch wirklich, und in der Poesie tat sich eine neue Epoche hervor, welche mit unserem Freunde, so wie er mit ihr, in Widerspruch stehen mußte. Von dieser Zeit an erlebte er manches unbillige Urteil, ohne jedoch sehr davon gerührt zu werden, und ich erwähne dieses Umstands hier ausdrücklich, weil der daraus in der deutschen Literatur entstandene Konflikt noch keineswegs beruhigt und ausgeglichen ist, und weil ein Wohlwollender, wenn er

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wielands Verdienst schätzen und sein Andenken kräftig aufrecht erhalten will, von der Lage der Dinge, von dem Herankommen so wie der Folge der Meinungen, von dem Charakter, den Talenten der mitwirkenden Personen genau unterrichtet sein müßte, die Kräfte, die Verdienste beider Teile wohl kennend und, um unparteiisch zu wirken, beiden Parteien gewissermaßen angehören.

Doch von jenen hieraus entsprungenen kleineren oder größeren Fehden zieht mich eine ernste Betrachtung ab, der wir uns nunmehr zu überlassen haben.

Die zwischen unsern Bergen und Hügeln, in unsern anmutig bewässerten Tälern viele Jahre glücklich angesiedelte Ruhe war schon längst durch Kriegszüge, wo nicht verscheucht, doch bedroht. Als der folgenreiche Tag anbrach, der uns in Erstaunen und Schrecken setzte, da das Schicksal der Welt in unsern Spaziergängen entschieden ward, auch in diesen schrecklichen Stunden, denen unser Freund sorglos entgegenlebte, verließ ihn das Glück nicht; denn er ward, erst durch die Vorsorge eines jungen entschlossenen Freundes, dann durch die Aufmerksamkeit der französischen Gewalthaber gerettet, die in ihm den verdienten, weltberühmten Schriftsteller und zugleich ein Mitglied ihres großen wissenschaftlichen Instituts verehrten.

Er hatte bald hierauf mit uns allen den schmerzlichen Verlust Amaliens zu ertragen. Hof und Stadt waren eifrig bemüht, ihm jeden Ersatz zu reichen, und bald darauf ward er von zwei Kaisern mit Ehrenzeichen begnadet, dergleichen er in seinem langen Leben nicht gesucht, ja nicht einmal erwartet hatte.

Aber so wie am trüben, so auch am heitern Tage war er sich selbst gleich, und er betätigt hiedurch den Vorzug zartgebildeter Naturen, deren mittlere Empfänglichkeit dem guten wie dem bösen Geschick mäßig zu begegnen versteht.

Am bewunderungswürdigsten jedoch erschien er, körperlich und geistig betrachtet, nach dem harten Unfall, der ihn in so hohen Jahren betraf, als er durch den Sturz des Wagens zugleich mit einer geliebten Tochter höchlich verletzt ward. Die schmerzlichen Folgen des Falles, die Langeweile der Genesung, ertrug er mit dem größten Gleichmut und tröstete mehr seine Freunde als sich selbst durch die Äußerung: es sei ihm niemals ein dergleichen Unglück begegnet, und es möge den Göttern wohl billig geschienen haben, daß er auch auf diese Weise die Schuld der Menschheit abtrage. Nun genas er auch bald, indem sich seine Natur, wie die eines Jünglings, schnell wiederherstellte, und ward uns dadurch zum Zeugnis, wie der Zartheit und Reinheit auch eine hohe physische Kraft verliehen sei. (Goethe, Zu brüderlichem Andenken Wielands, 1813.)

WINCKELMANNS GIPFEL UND ENDE

Ungeachtet jener anerkannten und von ihm selbst öfter gerühmten Glückseligkeit, war Winckelmann doch immer von einer Unruhe gepeinigt, die, indem sie tief in seinem Charakter lag, gar mancherlei Gestalten annahm.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Er hatte sich früher kümmerlich beholfen, später von der Gnade des Hofs, von der Gunst manches Wohlwollenden gelebt, wobei er sich immer auf das geringste Bedürfnis einschränkte, um nicht abhängig oder abhängiger zu werden. Indessen war er auch auf das tüchtigste bemüht, sich für die Gegenwart, für die Zukunft aus eigenen Kräften einen Unterhalt zu verschaffen, wozu ihm endlich die gelungene Ausgabe seines Kupferwerks die schönste Hoffnung gab.

Allein jener ungewisse Zustand hatte ihn gewöhnt, wegen seiner Subsistenz bald hierhin, bald dorthin zu sehen, bald sich mit geringen Vorteilen im Hause eines Kardinals, in der Vaticana und sonst unterzutun, bald aber, wenn er wieder eine andere Aussicht vor sich sah, großmütig seinen Platz aufzugeben, indessen sich doch wieder an andern Stellen umzusehen und manchen Anträgen ein Gehör zu leihen.

Sodann ist einer, der in Rom wohnt, der Reiselust nach allen Weltgegenden ausgesetzt. Er sieht sich im Mittelpunkt der alten Welt und die für den Altertumsforscher interessantesten Länder um sich her. Groß-Griechenland und Sizilien, Dalmatien, der Peloponnes, Ionien und Ägypten, alles wird den Bewohnern Roms gleichsam angeboten und erregt in einem, der wie Winckelmann mit Begierde des Schauens geboren ist, von Zeit zu Zeit ein unsägliches Verlangen, welches durch so viele Fremde noch vermehrt wird, die auf ihren Durchzügen bald vernünftig, bald zwecklos jene Länder zu bereisen Anstalt machen, bald, indem sie zurückkehren, von den Wundern der Ferne zu erzählen und aufzuzeigen nicht müde werden.

So will denn unser Winckelmann auch überall hin, teils aus eignen Kräften, teils in Gesellschaft solcher wohlhabender Reisenden, die den Wert eines unterrichteten, talentvollen Gefährten mehr oder weniger zu schätzen wissen.

Noch eine Ursache dieser innern Unruhe und Unbehaglichkeit macht seinem Herzen Ehre, es ist das unwiderstehliche Verlangen nach abwesenden Freunden. Hier scheint sich die Sehnsucht des Mannes, der sonst so sehr von der Gegenwart lebte, ganz eigentlich konzentriert zu haben. Er sieht sie vor sich, er unterhält sich mit ihnen durch Briefe, er sehnt sich nach ihrer Umarmung und wünscht die früher zusammen verlebten Tage zu wiederholen.

Diese besonders nach Norden gerichteten Wünsche hatte der Friede aufs neue belebt. Sich dem großen König darzustellen, der ihn früher eines Antrags seiner Dienste gewürdigt, war sein Stolz, den Fürsten von Dessau wiederzusehen, dessen hohe, ruhige Natur er als von Gott auf die Erde gesandt betrachtete, den Herzog von Braunschweig, dessen große Eigenschaften er zu würdigen wußte, zu verehren, den Minister von Münchhausen, der so viel für die Wissenschaften tat, persönlich zu preisen, dessen unsterbliche Schöpfung in Göttingen zu bewundern, sich mit seinen Schweizer Freunden wieder einmal lebhaft und vertraulich zu freuen, solche Lockungen tönten in seinem Herzen, in seiner Einbildungskraft wieder, mit solchen Bildern hatte er sich lange beschäftigt, lange gespielt, bis er zuletzt unglücklicherweise diesem Trieb gelegentlich folgt und so in seinen Tod geht.

Schon war er mit Leib und Seele dem italienischen Zustand gewidmet, jeder andere schien ihm unerträglich, und wenn ihn der frühere Hineinweg durch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das bergigte und felsigte Tirol interessiert, ja entzückt hatte, so fühlte er sich auf dem Rückwege in sein Vaterland wie durch eine Cimmerische Pforte hindurch geschleppt, beängstet und mit der Unmöglichkeit, seinen Weg fortzusetzen, behaftet.

So war er denn auf der höchsten Stufe des Glücks, das er sich nur hätte wünschen dürfen, der Welt verschwunden. Ihn erwartete sein Vaterland, ihm streckten seine Freunde die Arme entgegen, alle Äußerungen der Liebe, deren er so sehr bedurfte, alle Zeugnisse der öffentlichen Achtung, auf die er so viel Wert legte, warteten seiner Erscheinung, um ihn zu überhäufen. Und in diesem Sinne dürfen wir ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen, daß ein kurzer Schrecken, ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden, die Zerstreuung der Kunstschätze, die er, obgleich in einem andern Sinne, vorausgesagt, ist nicht vor seinen Augen geschehen. Er hat als Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vorteil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen; denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig. Daß Winckelmann früh hinwegschied, kommt auch uns zugute. Von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort und immer fortzusetzen. (Goethe, Winckelmann und sein Jahrhundert, 1805.)

LESSING ÜBER SICH SELBST

Ich bin weder Schauspieler, noch Dichter. Man erweiset mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letzteren zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt; ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir heraufpressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt oder verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachteil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken, und ich schmeichle mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kömmt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann.

Doch freilich, wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, sich von einem Orte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann, so auch die Kritik. Wenn ich mit ihrer Hilfe etwas zustande bringe, welches besser ist, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde: so kostet es mich so viel Zeit, ich muß von andern Geschäften so frei, von unwillkürlichen Zerstreuungen so ununterbrochen sein, ich muß meine ganze Belesenheit so gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, so ruhig durchlaufen können, daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten soll, niemand in der Welt ungeschickter sein kann als ich. (Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 1768.)

KANT

Mit dankbarer Freude erinnere ich mich aus meinen Jugendjahren der Bekanntschaft und des Unterrichts eines Philosophen, der mir ein wahrer Lehrer der Humanität war. Damals in seinen blühendsten Jahren hatte er die fröhliche Munterkeit eines Jünglings, die, wie ich glaube, ihn in sein greisestes Alter begleiten wird. Seine offne, zum Denken gebaute Stirn war der Sitz der Heiterkeit, und die gedankenreichste, angenehmste Rede floß von seinem gesprächigen Munde. Scherz, Witz und Laune standen ihm zu Gebote, immer aber zu rechter Zeit, und also, daß, wenn jedermann lachte, er dabei ernst blieb. Sein öffentlicher Vortrag war wie ein unterhaltender Umgang; er sprach über seinen Autor, dachte aus sich selbst oft über ihn hinaus, nie aber habe ich in den drei Jahren, die ich ihn täglich und über alle philosophischen Wissenschaften gehört, den kleinsten Zug der Arroganz an ihm bemerket. Er hatte einen Gegner, der ihn widerlegt haben wollte, und an den er nie dachte; eine seiner Schriften, die um den Preis gestritten, und ihn (im höchsten Grad) sehr verdient hatte, bekam nur das accessit, welche Nachricht er (ohne Verziehung einer Gebärde) mit der heitern Erklärung empfing, daß ihm nur um die Bekanntmachung seiner Sätze durch eine Akademie, mit nichten aber am Preise gelegen wäre. Ich habe seine Urteile über Leibniz, Newton, Wolf, Crusius, Baumgarten, Helvetius, Hume, Rousseau, deren einige damals neuere Schriftsteller waren, von ihm gehört, den Gebrauch, den er von ihnen machte, bemerkt, und nichts anders als einen edlen Eifer für die Wahrheit, den schönsten Enthusiasmus für wichtige Entdeckungen zum Besten der Menschheit, die neidloseste, nur aus sich wirkende Nacheiferung alles Großen und Guten in ihm gefunden. Er wußte von keiner Kabale; der Partei- und Sektengeist war ihm ganz fremd, sich Jünger zu erwerben oder gar seinen Namen einer Jüngerschaft zu geben, war nicht der Kranz, wonach er strebte. Seine Philosophie weckte das eigene Denken auf, und ich kann mir beinah nichts Erleseneres und Wirksameres hierzu vorstellen, als sein Vortrag war. Seine Gedanken schienen eben jetzt in ihm zu entsprießen, man mußte mit ihm fortdenken, vom Diktieren, Dozieren und Dogmatisieren wußte er nichts. Naturgeschichte und Naturlehre, Menschen- und Völkergeschichte, Mathematik und Erfahrung waren seine Lieblingsquellen des menschlichen Wissens, aus denen er schöpfte, aus denen er alles belebte. Auf sie wies er zurück, seine Seele lebte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in der Gesellschaft, und noch erinnere ich mich der freundschaftlichen Worte, die er mir darüber beim Abschiede sagte. — Dieser Mann hieß Immanuel Kant, so steht sein Bild vor mir. (Herder, Briefe zur Beförderung der Humanität, 1793/1797.)

MOZART ÜBER SICH SELBST

Hier erhalten Sie, lieber guter Herr Baron, Ihre Partituren zurück, und wenn Sie von mir mehr Fenster (kreuzweise angestrichene Stellen) als Noten finden, so werden sie wohl aus der Folge abnehmen, warum das so gekommen ist. Die Gedanken haben mir in der Symphonie am besten gefallen, sie würde aber doch die wenigste Wirkung machen; denn es ist zu vielerlei drinnen und hört sich stückweise an, wie, avec permission, ein Ameisenhaufen sich ansieht; ich meine: es ist Eppes (etwas) der Teufel drin los darinnen. Sie dürfen mir darüber kein Schnippchen machen, bester Freund, sonst wollte ich zehntausendmal, daß ichs nicht so ehrlich herausgesagt hätte, und wundern darf es Sie auch nicht; denn es geht ungefähr allen so, die nicht schon als Buben vom Maestro Peitsche oder Donnerwetter geschmeckt haben, und es hernach mit dem Talent und der Lust alleine zwingen wollen. Manche machen es halb ordentlich, aber dann sinds anderer Leute Gedanken, sie selber haben keine; andere, die eigene haben, können ihrer nicht Herr werden: so geht es Ihnen. Nur um der heiligen Cäcilia Willen, nicht böse, daß ich so herausplatze! Aber das Lied hat ein schönes Kantabile, und soll Ihnen das die liebe Franzl recht oft vorsingen, was ich schon hören möchte, aber auch sehen. Das Menuett im Quatuor nimmt sich auch fein aus, besonders von da, wo ich das Schwänzlein dazu gemalt, Coda wird aber mehr klappen als klingen. Sapienti sat, und auch dem nihil Sapienti, da meine ich mich, der ich über solche Dinge nicht wohl schreiben kann. Unsereiner machts lieber. Ihren Brief habe ich vor Freude vielmal geküßt. — Nur hätten Sie mich nicht so sehr loben sollen; hören kann ich so etwas allenfalls, wo mans gewohnt wird, aber nicht gut lesen. Ihr habt mich zu lieb, Ihr guten Menschen; ich bin das nicht wert, und meine Sache auch nicht. Und was soll ich denn sagen von Ihrem Präsent, mein allerbester Herr Baron! Das kam wie ein Stern in dunkler Nacht, oder wie eine Blume im Winter oder wie ein Glas Madeira bei verdorbenem Magen, oder — oder — Sie werden das schon selbst ausfüllen. Gott weiß, wie ich manchmal placken und schinden muß, um das arme Leben zu gewinnen, und Stänzerl (Mozarts Frau) will doch auch was haben. Wer Ihnen gesagt hat, daß ich faul würde, dem (ich bitte Sie herzlich, und ein Baron kann das schon tun), dem versetzen Sie aus Liebe ein paar tüchtige Watschen. Ich wollte ja immerfort arbeiten, dürfte ich nur immer solche Musik machen, wie ich will und kann, und wo ich mir selbst was daraus mache. So habe ich vor drei Wochen eine Symphonie gemacht, und mit der morgigen Post schreibe ich schon wieder an Hofmeister und biete ihm drei Klavier-Quatuor an, wenn er Geld hat. O Gott, wäre ich ein großer Herr, so spräch ich: Mozart, schreibe du mir, aber was du willst und so gut du kannst; eher kriegst du keinen Kreuzer von mir, bis du was fertig hast, hernach aber kaufe ich dir jedes Manuskript ab, und sollst nicht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

damit gehen um wie ein Fratschelweib. O Gott, wie mich das alles zwischendurch traurig macht und dann wieder wild und grimmig, wo dann freilich manches geschieht, was nicht geschehen sollte. Sehen Sie, lieber guter Freund, so ist es, und nicht, wie Ihnen dumme oder böse Lumpen mögen gesagt haben.

Doch dieses a Cassa del diavolo, und nun komme ich auf den allerschwersten Punkt in Ihrem Brief, und den ich lieber gar fallen ließ, weil mir die Feder für so was nicht zu Willen ist. Aber ich will es doch versuchen, und sollten Sie nur etwas zu lachen drinnen finden. Wie nämlich meine Art ist beim Schreiben und Ausarbeiten von großen und derben Sachen? — Nämlich, ich kann darüber wahrlich nicht mehr sagen als das, denn ich weiß selbst nicht mehr, und kann auf weiter nichts kommen. Wenn ich recht für mich bin und guter Dinge, etwa auf Reisen im Wagen, oder nach guter Mahlzeit beim Spazieren und in der Nacht, wenn ich nicht schlafen kann, da kommen mir die Gedanken stromweis und am besten. Woher und wie, das weiß ich nicht, kann auch nichts dazu. Die mir nun gefallen, die behalte ich im Kopf und sumse sie wohl auch vor mich hin, wie mir andere wenigstens gesagt haben. Halt ich nun fest, so kommt mir bald eins nach dem andern bei, wozu so ein Brocken zu brauchen wär, um eine Pastete daraus zu machen, nach Kontrapunkt, nach Klang der verschiedenen Instrumente etc. Das erhitzt mir nun die Seele, wenn ich nämlich nicht gestört werde, da wird es immer größer, und ich breite es immer weiter und heller aus, und das Ding wird im Kopf wahrlich fast fertig, wenn es auch lang ist, so daß ichs hernach mit einem Blick, gleichsam wie ein schönes Bild oder einen hübschen Menschen, im Geist übersehe, und es auch gar nicht nacheinander, wie es hernach kommen muß, in der Einbildung höre, sondern wie gleich alles zusammen. Das ist nun ein Schmaus! Alles das Finden und Machen geht in mir wie in einem schönen starken Traum vor. Aber das Überhören, so alles zusammen, ist doch das beste. Was nun so geworden ist, das vergesse ich nicht so leicht wieder, und das ist vielleicht die beste Gabe, die mir unser Herr Gott geschenkt hat. Wenn ich hernach einmal zum Schreiben komme, so nehme ich aus dem Sack meines Gehirns, was vorher, wie gesagt, hinein gesammelt ist. Darum kommt es hernach auch ziemlich schnell aufs Papier, denn es ist, wie gesagt, eigentlich schon fertig und wird auch selten viel anders, als es vorher im Kopf gewesen ist. Darum kann ich mich auch beim Schreiben stören lassen und mag um mich herum mancherlei vorgehn, ich schreibe doch, kann auch dabei plaudern, nämlich von Hühnern und Gänsen, oder von Gretel und Bärbel und dergleichen. Wie nun aber über dem Arbeiten meine Sachen überhaupt eben die Gestalt oder Manier annehmen, daß sie mozartisch sind, und nicht in der Manier eines andern, das wird halt eben so zugehen, wie daß meine Nase eben so groß und herausgebogen, daß sie mozartisch und nicht wie bei andern Leuten geworden ist. Denn ich lege es nicht auf die Besonderheit an, wüßte die meine auch nicht einmal näher zu beschreiben. Es ist ja aber wohl bloß natürlich, daß die Leute, die wirklich ein Aussehn haben, auch verschieden voneinander aussehn wie von außen, so von innen. Wenigstens weiß ich, daß ich mir das Eine so wenig als das Andre gegeben habe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Damit lassen Sie mich aus für immer und ewig, bester Freund, und glauben Sie ja nicht, daß ich aus andern Ursachen abbreche, als weil ich nichts weiter weiß. Sie, ein Gelehrter, bilden sich nicht ein, wie sauer mir das schon geworden ist. Andern Leuten würde ich gar nicht geantwortet haben, sondern gedacht . .
In Dresden ist es mir nicht besonders gegangen. Sie glauben da, sie hätten noch jetzt alles Gute, weil sie vor Zeiten manches Gute gehabt haben. Ein paar gute Leutchen abgerechnet, wußte man von mir kaum was, außer daß ich zu Paris und London in der Kinderkappe Konzert gespielt habe. Die Oper hab ich nicht gehört, da der Hof im Sommer auf dem Lande ist. In der Kirche ließ mich Naumann eine seiner Messen hören. Sie war schön, rein geführt und breit, aber wie Ihre C. spricht: „e bissli kühlig", etwa wie Hasse, aber ohne Hassens Feuer und mit neuerer Kantilene. Ich habe den Herren viel vorgespielt, aber warm konnte ich ihnen nicht machen und außer Wischi Waschi haben sie mir kein Wort gesagt. Sie baten mich auch, Orgel zu spielen. Es sind über die Maßen herrliche Instrumente da. Ich sagte, wie es wahr ist, ich sei auf der Orgel wenig geübt, ging aber doch mit ihnen zur Kirche. Da zeigte es sich, daß sie einen andern fremden Künstler in Petto hatten, dessen Instrument aber die Orgel war und der mich tot spielen sollte. Ich kannte ihn nicht gleich, und er spielte es sehr gut, aber ohne viel Originelles und Phantasie. Da legte ichs auf diesen an und nahm mich tüchtig zusammen. Hernach beschloß ich mit einer Doppelfuge, ganz streng und langsam gespielt, damit ich auskam, und sie mir auch genau durch alle Stimmen folgen konnten. Da wars aus. Niemand wollte mehr daran. Der Hässler aber (das war der Fremde, er hat gute Sachen in des Hamburger Bach Manier geschrieben), der war der Treuherzigste von allen, obgleich ichs eigentlich ihm versetzt hatte. Er sprang vor Freuden herum und wollte mich immer küssen. Dann ließ er sichs bei mir im Gasthaus wohl sein, die andern aber deprezierten aber, als ich sie freundlich bat, worauf der muntre Hässler nichts weiter sagte, als: Tausendsapperment!
Hier, bester Freund und Gönner, ist das Blatt bald voll, die Flasche Ihres Weins, die heute reichen muß, bald leer, ich habe aber seit dem Anhaltungsbrief um meine Frau beim Schwiegerpapa kaum einen so ungeheuer langen Brief geschrieben. Nichts vor ungut! ich muß im Reden und Schreiben bleiben wie ich bin oder das Maul halten und die Feder wegwerfen. Mein letztes Wort soll sein: Mein allerbester Freund, behalten Sie mich lieb. O Gott, könnte ich Ihnen doch nur einmal eine Freude machen, wie Sie mir gemacht! Nun, ich klinge mit mir selbst an: Vivat, mein guter, treuer . . Amen. (Mozart, Brief um 1790.)

DER JUNGE GOETHE

Kurz darauf, nachdem Goethe seinen Werther geschrieben hatte, kam ich nach Weimar und wollte ihn kennenlernen. Ich war abends zu einer Gesellschaft bei der Herzogin Amalie geladen, wo es hieß, daß Goethe späterhin auch kommen würde. Als literarische Neuigkeit hatte ich den neuesten Göttinger Musenalmanach mitgebracht, aus dem ich eins und das andere der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gesellschaft mitteilte. Indem ich noch las, hatte sich auch ein junger Mann, auf den ich kaum gemerkt, mit Stiefeln und Sporen und einem kurzen, grünen, aufgeschlagenen Jagdrock unter die übrigen Zuhörer gemischt. Er saß mir gegenüber und hörte sehr aufmerksam zu. Außer einem Paar schwarzglänzender, italienischer Augen, die er im Kopfe hatte, wüßte ich sonst nichts, das mir besonders an ihm aufgefallen wäre. Allein es war dafür gesorgt, ich sollte ihn schon näher kennenlernen. Während einer kleinen Pause nämlich, wo einige Herren und Damen über dies oder jenes Stück ihr Urteil abgaben, eins lobten, das andere tadelten, erhob sich jener feine Jägersmann — denn dafür hatte ich ihn anfänglich gehalten — vom Stuhle, nahm das Wort und erbot sich in demselben Augenblicke, wo er sich auf eine verbindliche Weise gegen mich verneigte, daß er, wofern es mir so beliebte, im Vorlesen, damit ich nicht allzusehr ermüdete, von Zeit zu Zeit mit mir abwechseln wollte. Ich konnte nicht umhin, diesen höflichen Vorschlag anzunehmen, und reichte ihm auf der Stelle das Buch. Aber Apollo und die neun Musen, die drei Grazien nicht zu vergessen, was habe ich da zuletzt hören müssen! Anfangs ging es zwar ganz leidlich:

Die Zephir'n lauschten,
Die Bäche rauschten,
Die Sonne
Verbreitet' ihr Licht mit Wonne.

Auch die etwas kräftigere Kost von Voß, Leopold Stolberg, Bürger wurde so vorgetragen, daß sich keiner darüber zu beschweren hatte. Auf einmal aber war es, als ob den Vorleser der Satan des Übermutes beim Schopfe nehme, und ich glaubte, den wilden Jäger in leibhaftiger Gestalt vor mir zu sehen. Er las Gedichte, die gar nicht im Almanach standen, er wich in alle nur möglichen Tonarten und Weisen aus. Hexameter, Jamben, Knittelverse und wie es nur immer gehen wollte. Alles unter- und durcheinander, wie wenn er es nur so herausschüttelte.

Was hat er nicht alles mit seinem Humor an diesem Abend zusammenphantasiert! Mitunter kamen so prächtige, wiewohl nur ebenso flüchtig hingeworfene, als abgerissene Gedanken, daß die Autoren, denen er sie unterlegte, Gott auf den Knien dafür hätten danken müssen, wenn sie ihnen vor ihrem Schreibpulte eingefallen wären. Sobald man hinter den Scherz kam, verbreitete sich eine allgemeine Fröhlichkeit durch den Saal. Er versetzte allen Anwesenden irgend etwas. Auch meiner Mäzenschaft, die ich von jeher gegen junge Gelehrte, Dichter und Künstler für eine Pflicht gehalten habe — so sehr er sie auf der einen Seite belobte, so vergaß er doch nicht, auf der andern Seite mir einen kleinen Stich dafür beizubringen, daß ich mich zuweilen bei den Individuen, denen ich diese Unterstützung zuteil werden ließ, vergriffe. Deshalb verglich er mich witzig genug in einer kleinen ex tempore in Knittelversen gedichteten Fabel mit einem frommen und dabei über die Maßen geduldigen Truthahn (!), der eigene und fremde Eier in großer Menge und mit großer Geduld besitzt und ausbrütet, dem es aber en passant wohl auch einmal begegnet, und der es nicht übel nimmt, wenn man ihm ein Ei von Kreide, statt eines wirklichen, unterlegt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das ist entweder Goethe oder der Teufel! rief ich Wieland zu, der mir gegenüber am Tische saß. Beides — gab mir dieser zur Antwort. (Äußerung Gleims, 1777.)

GOETHES ANTLITZ

Wieviel Kühnheit, Festigkeit, Leichtigkeit im Ganzen, wie schmilzt da Jüngling und Mann in eins, wie sanft, wie ohn alle Härte, Steifheit, Gespanntheit, Lockerheit; wie unangestrengt und harmonisch wälzt sich der Umriß des Profils vom obersten Stirnpunkte herab, bis wo sich der Hals in die Kleidung verliert, wie ist drin der Verstand immer warm von Empfindung, lichthell die Empfindung vom Verstande!

Man bemerke vorzüglich die Lage und Form dieser nun gewiß gedächtnisreichen, gedankenreichen warmen Stirne, bemerke das mit einem fortgehenden Schnellblicke durchdringende, verliebte, sanft geschweifte, nicht sehr tiefliegende, helle, leicht bewegliche Auge, die so sanft sich drüber hinschleichende Augenbraue, diese an sich allein so dichterische Nase, diesen so eigentlich poetischen Übergang zum lippichten, von schneller Empfindung gleichsam sanft zitternden und das schwebende Zittern zurückhaltenden Munde, dies männliche Kinn, dies offne, markige Ohr!

Wer ist, der absprechen könne diesem Gesichte Genie? Und Genie, ganzes, wahres Genie ohne Herz ist Unding. Denn nicht hoher Verstand allein, nicht Imagination allein, nicht beide zusammen machen Genie. — Liebe! Liebe! Liebe! ist die Seele des Genies. (Lavater, Physiognomische Fragmente, 1775/1778.)

GOETHE UND SCHILLER

Ich habe ihn (Goethe) einigemal mit Schiller zusammengesehn, und ich würde sagen, durch den Gegensatz dieser Natur hätte ich ihn erst ganz gefaßt, wenn ich nicht schon den Anfang eines Spottes um Ihren Mund sähe . . Schiller ist eigentlich ein Denker und Goethe ein Dichter. In jenem war, über wie tiefe Sachen sich das Gespräch verbreitete, immer alles fertig, und ich habe nie bemerkt, daß er mit seinen Gedanken in irgendeine Verlegenheit kam, und in meinem Liebling wurde alles, man schuf mit ihm, wenn jener nur gab.

„Man hat mir gleichwohl viel von der Freundschaft der beiden Männer gesagt?"

Die war sehr schön und hatte einen großen Charakter. Keiner ordnete sich dem andern unter, und wenn Schiller wohl fühlte, daß die bildende Kraft in seinem Freunde unendlich größer, wie in ihm sei, wenn er im eigentlichen Sinne glaubte an die dämonische Gewalt desselben: so trat Goethe mit Ehrfurcht in das Gebiet der hohen Ideen, worin Schiller seine Heimat hatte. Mir schien freilich nicht, daß er eben den Dichter in dem Freunde bewunderte und am wenigsten den dramatischen. Ich merkte selbst, als ich einst fallen ließ, ob dessen Wallenstein denn etwas Wirkliches, Lebendiges, seine Darstellung ein Werk des dramatischen Genies sei, daß über Goethes Gesicht ein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erröten der Überrasschung ging, ein Ausdruck, der gutmütig fragte, warum man ihm seine geheimsten Überzeugungen entlocken wolle? Und so bin ich überzeugt, daß er nicht einmal seinen Freund nur habe ahnen lassen, wie er über den Dichter Schiller denke. Überhaupt ist der zarten Schonung, der Gutmütigkeit in Goethe weit mehr, als die Menschen glauben, und ich meine, daß in seinem Charakter viel weniger Härte sei, als in Schillers. Doch ist es freilich leichter, keine Härte an sich hervortreten zu lassen, wenn man in Lebensfülle, reicher Wohlbehaglichkeit und rüstiger Gesundheit blüht, was doch im ganzen von Goethe gilt, als wenn ein starker Geist seinem Körper, in welchem das Leben untergraben ist, die lebendigste Anstrengung abtrotzen muß. Wie habe ich Schiller leiden gesehen, und wenn sein Auge von den physischen Schmerzen wie erloschen war, brauchte nur irgendeine große Empfindung, ein tiefer Gedanke in ihm aufzukommen, so trat plötzlich ein scharfes Licht in das sanfte Blau seines Blickes, er hob die eingefallene Brust, das Haupt, eine milde Röte stieg von den gefurchten Wangen in die sinnige Tiefe der Schläfe, und seine gewölbte Stirn ward strahlend. Diese Stirn konnte ich nie genug betrachten, denn in ihrer untern Hälfte schien mir viel Phantasie zu sein, und in der obern drängte sich darüber herrschend die Denkkraft hervor. (Karl Ludwig von Woltmann, Die Memoiren des Freiherrn von S—a, 1815.)

DER OLYMPIER

Überall sehen wir ihn klug, schön, liebenswürdig, eine holdselig erquickende Gestalt, ähnlich den ewigen Göttern.

In der Tat, die Übereinstimmung der Persönlichkeit mit dem Genius, wie man sie bei außerordentlichen Menschen verlangt, fand man ganz bei Goethe. Seine äußere Erscheinung war ebenso bedeutsam wie das Wort, das in seinen Schriften lebte; auch seine Gestalt war harmonisch, klar, freudig, edel, gemessen, und man konnte griechische Kunst an ihm studieren, wie an einer Antike. Dieser würdevolle Leib war nie gekrümmt von christlicher Wurmdemut, die Züge dieses Antlitzes waren nicht verzerrt von christlicher Zerknirschung, diese Augen waren nicht christlich-sünderhaft scheu, nicht andächtelnd und himmelnd, nicht flimmernd bewegt — nein, seine Augen waren ruhig, wie die eines Gottes. Es ist nämlich überhaupt das Kennzeichen der Götter, daß ihr Blick fest ist und ihre Augen nicht unsicher hin und her zucken. Daher, wenn Agni, Varuna, Yama und Indra die Gestalt des Nala annehmen bei Damayantis Hochzeit, da erkennt diese ihren Geliebten an dem Zwinken seiner Augen, da, wie gesagt, die Augen der Götter immer unbewegt sind. Letztere Eigenschaft hatten auch die Augen des Napoleon. Daher bin ich überzeugt, daß er ein Gott war. Goethes Auge blieb in seinem hohen Alter ebenso göttlich wie in seiner Jugend. Die Zeit hat auch sein Haupt zwar mit Schnee bedecken, aber nicht beugen können. Er trug es ebenfalls stolz und hoch, und wenn er sprach, wurde er immer größer, und wenn er die Hand ausstreckte, so war es, als ob er mit dem Finger den Sternen am Himmel den Weg vorschreiben könne, den sie wandeln sollten. Um seinen Mund will man einen kalten Zug von Egoismus bemerkt haben; aber auch dieser Zug ist den ewigen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Göttern eigen, und gar dem Vater der Götter, dem großen Jupiter, mit welchem ich Goethe schon oben verglichen. Wahrlich, als ich ihn in Weimar besuchte und ihm gegenüberstand, blickte ich unwillkürlich zur Seite, ob ich nicht auch neben ihm den Adler sähe mit den Blitzen im Schnabel. (Heinrich Heine, Die romantische Schule, 1833.)

GOETHE · DER BEJAHER DER WIRKLICHKEIT

Goethe — kein deutsches Ereignis, sondern ein europäisches: ein großartiger Versuch, das achtzehnte Jahrhundert zu überwinden durch eine Rückkehr zur Natur, durch ein Hinaufkommen zur Natürlichkeit der Renaissance, eine Art Selbstüberwindung von seiten dieses Jahrhunderts. — Er trug dessen stärkste Instinkte in sich: die Gefühlsamkeit, die Natur-Idolatrie, das Antihistorische, das Idealistische, das Unreale und Revolutionäre — letzteres ist nur eine Form des Unrealen. Er nahm die Historie, die Naturwissenschaft, die Antike, insgleichen Spinoza zu Hilfe, vor allem die praktische Tätigkeit; er umstellte sich mit lauter geschlossenen Horizonten, er löste sich nicht vom Leben ab, er stellte sich hinein, er war nicht verzagt und nahm so viel als möglich auf sich, über sich, in sich. Was er wollte, das war Totalität; er bekämpfte das Auseinander von Vernunft, Sinnlichkeit, Gefühl, Wille — in abschreckendster Scholastik durch Kant gepredigt, den Antipoden Goethes — er disziplinierte sich zur Ganzheit, er schuf sich .. Goethe war, inmitten eines unreal gesinnten Zeitalters, ein überzeugter Realist: er sagte ja zu allem, was ihm hierin verwandt war — er hatte kein größeres Erlebnis als jenes ens realissimum, genannt Napoleon. Goethe konzipierte einen starken, hochgebildeten, in allen Leiblichkeiten geschickten, sich selbst im Zaume habenden, vor sich selber ehrfürchtigen Menschen, der sich den ganzen Umfang und Reichtum der Natürlichkeit zu gönnen wagen darf, der stark genug zu dieser Freiheit ist: den Menschen der Toleranz, nicht aus Schwäche, sondern aus Stärke, weil er das, woran die durchschnittliche Natur zugrunde gehen würde, noch zu seinem Vorteile zu brauchen weiß, den Menschen, für den es nichts Verbotenes mehr gibt, es sei denn die Schwäche, heiße sie nun Laster oder Tugend .. Ein solcher freigewordner Geist steht mit einem freudigen und vertrauenden Fatalismus mitten im All, im Glauben, daß nur das Einzelne verwerflich ist, daß im Ganzen sich alles erlöst und bejaht — er verneint nicht mehr. (Nietzsche, Götzendämmerung, 1888.)

GOETHES EINSAMKEIT

Aus Italien dem formreichen war ich in das gestaltlose Deutschland zurückgewiesen, heiteren Himmel mit einem düstern zu vertauschen. Die Freunde, statt mich zu trösten und wieder an sich zu ziehen, brachten mich zur Verzweiflung. Mein Entzücken über entfernteste, kaum bekannte Gegenstände, mein Leiden, meine Klagen über das Verlorene schien sie zu beleidigen, ich vermißte jede Teilnahme, niemand verstand meine Sprache. In diesen peinlichen Zustand wußt ich mich nicht zu finden, die Entbehrung war zu groß,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

an welche sich der äußere Sinn gewöhnen sollte, der Geist erwachte sonach und suchte sich schadlos zu halten.
Im Laufe von zwei vergangenen Jahren hatte ich ununterbrochen beobachtet, gesammelt, gedacht, jede meiner Anlagen auszubilden gesucht. Wie die begünstigte griechische Nation verfahren, um die höchste Kunst im eignen Nationalkreis zu entwickeln, hatte ich bis auf einen gewissen Grad einzusehen gelernt, so daß ich hoffen konnte, nach und nach das Ganze zu überschauen und mir einen reinen, vorurteilsfreien Kunstgenuß zu bereiten. Ferner glaubte ich der Natur abgemerkt zu haben, wie sie gesetzlich zu Werke gehe, um lebendiges Gebild als Muster alles künstlichen hervorzubringen. Das dritte, was mich beschäftigte, waren die Sitten der Völker. An ihnen zu lernen, wie aus dem Zusammentreffen von Notwendigkeit und Willkür, von Antrieb und Wollen, von Bewegung und Widerstand ein drittes hervorgeht, was weder Kunst noch Natur, sondern beides zugleich ist, notwendig und zufällig, absichtlich und blind. Ich verstehe die menschliche Gesellschaft.
Wie ich mich nun in diesen Regionen hin und her bewegte, mein Erkennen auszubilden bemüht, unternahm ich sogleich, schriftlich zu verfassen, was mir am klarsten vor dem Sinne stand, und so ward das Nachdenken geregelt, die Erfahrung geordnet und der Augenblick festgehalten. Ich schrieb zu gleicher Zeit einen Aufsatz über Kunst, Manier und Stil, einen andern, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären, und das Römische Karneval; sie zeigen sämtlich, was damals in meinem Innern vorging und welche Stellung ich gegen jene drei großen Weltgegenden genommen hatte. Der Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären, das heißt die mannigfaltigen besonderen Erscheinungen des herrlichen Weltgartens auf ein allgemeines, einfaches Prinzip zurückzuführen, war zuerst abgeschlossen.
Nun aber ist es eine alte schriftstellerische Wahrheit, uns gefällt, was wir schreiben, wir würden es ja sonst nicht geschrieben haben. Mit meinem neuen Hefte wohl zufrieden, schmeichelte ich mir, auch im wissenschaftlichen Felde schriftstellerisch eine glückliche Laufbahn zu eröffnen, allein hier sollte mir ebenfalls begegnen, was ich an meinen ersten dichterischen Arbeiten erlebt, ich ward gleich anfangs auf mich selbst zurückgewiesen, doch hier deuteten die ersten Hindernisse leider gleich auf die spätern, und noch bis auf den heutigen Tag lebe ich in einer Welt, aus der ich wenigen etwas mitteilen kann. (Goethe, Zur Morphologie, 1817/1824.)

GOETHE UND SEIN VOLK

Freund, Du sprachest im heiligen Eifer unvergeßliche Worte. — — Der Anfang war, wie unser schönes Nachtleben, echt dithyrambisch und elegisch, mit einer Vergötterung des herrlichen Dichters, worüber wir stritten, der in kleiner Zeit einsam groß dastehe und als ein wunderbares Orakel über den Wolken der Zukunft hinschwebe, als ein gigantischer Obelisk die beiden Enden der Zeit durchmesse und zugleich Sonnenuntergang und Sonnenaufgang mit erhabenen Zeichen weise. Welch ein Mensch, der ohne Volk, ohne Helden und Könige, ohne Glorie und Glanz des Lebens solche Kraft, Heldentum und Blüte

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

darstellen darf! Welch eine Natur, die mit solcher Milde und Fülle beinahe dreißig Jahre sich schon behauptet hat! — und hat sie Blüten verloren, rufst Du, wer verliert ihrer nicht täglich? — welkt nicht der Lorbeer selbst auf des Helden Haupt? und der goldene Schmuck der Krone, das Bild göttlicher Güte, Herrschaft und Gerechtigkeit, drückt es nicht die Stirne wund? Und was würde der Göttliche gewesen sein, wäre ihm ein Volk geworden, ein großes tapferes, eignes Volk, das ihn hätte erkennen und anerkennen können? wäre ihm ein stolzer, mächtiger Fürst, das Götterleben hoher Majestät und schimmernden Heldentums geworden? Ach, von vierzig Millionen Menschen, die von der Newa und der Theiß bis zur Schelde und Adria deutsch sprechen, wie viele haben ihn gefühlt und verstanden, und wo sind die Hunderttausende gewesen, die ihn als ein unsterbliches Kleinod, als ein Denkmal ihres Daseins für die kommenden Zeiten, hoch auf ihren Schultern gen Himmel emporgehoben und der Welt gezeigt hätten, daß sie sich seiner freute? Einzelne Stimmen hat er gehört für Jubel von Millionen, einzelnes Lob und einzelnen Tadel, was oft niederschlägt und nie erheben kann, und er ist groß geblieben und hat seine Liebe und seine Begeisterung bewahrt. — —
Ein großer Mensch steht nicht allein in den Schranken seines Volkes und seiner Zeit, das Größte und Höchste aller Zeiten und Völker nennt er durch Geburtsrecht sein, weil er der Hochgeborne ist. Goethens Allgemeinheit ist doch deutsch, weil sein Sinn seines Volkes ist. — — Wo ist ein Mann, der die ganze Bildung seiner europäischen Mitwelt so übersieht und umfaßt, in Gemüt und Empfindung, in Ton und Sprache so rein und echt deutsch gewesen, als er? Daß er nicht tiefer gefühlt ist, nicht mehr hat wirken können, beweist am besten die Taubheit und Mattigkeit seiner Zeitgenossen. O, daß er nach seinem Grabe in ein besseres Enkelgeschlecht führe und sie ihre Herzen und Schwerter so gebrauchen lernten für sich, als er ihre Sprache für sie. (Ernst Moritz Arndt, Briefe an Freunde, 1810.)

DER FÜRST DER GEISTER ALS HINDERNIS DER AUFLÖSER

Hören Sie ferner, was er (ein Wiener Gelehrter) von Goethe sagt, wobei ich nur nicht begreife, was ihn auf den Gedanken gebracht haben mag, daß ich hierin anderer Meinung sei, als er selbst. Ich erinnere mich zwar nicht, je meine Abneigung gegen Goethe deutlich ausgesprochen zu haben, aber sie ist so alt und so stark, daß sie in meinen Schriften doch wohl einmal hervorgeschienen haben muß.
„Was mich aber wundert, ist dies, daß Sie den wilden Goethe öfters anführen. Dieser Mensch ist ein Muster von Schlechtigkeit. Man kann in der Weltgeschichte lange suchen, bis man einen seinesgleichen findet. Töricht ist es, daß man immer sagt: Schiller und Goethe, wie Voltaire und Rousseau. Um soviel Rousseau mehr ist als Schiller, um soviel ist Goethe schlechter als Voltaire. Goethe war immer ein Despotendiener; seine Satire trifft weislich nur die Kleinen, den Großen macht er den Hof. Dieser Goethe ist ein Krebsschaden am deutschen Körper, und das Ärgste ist noch, daß alles die Krankheit für die üppigste Gesundheit hält und den Mephistopheles auf den Altar

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

setzt und Dichterfürsten nennt. Ja, Fürsten-, das ist Despotendichter sollte er eigentlich heißen."
Wie wahr, wie wahr das alles, und wie heilsam wäre es, solche Gesinnung — nicht zu verbreiten, sie ist verbreitet genug — sondern den Mut zu verbreiten, sie auszusprechen. Goethe ist der König seines Volkes; ihn gestürzt, und wie leicht dann mit dem Volke fertig zu werden! Dieser Mann eines Jahrhunderts hat eine ungeheure hindernde Kraft, er ist ein grauer Star im deutschen Auge, wenig, nichts, ein bißchen Horn — aber beseitigt das, und eine ganze Welt wird offenbar. Seit ich fühle, habe ich Goethe gehaßt, seit ich denke, weiß ich warum. (Ludwig Börne, Briefe aus Paris, 1832.)

WILHELM VON HUMBOLDT

Rahel sagte von Humboldt, er sei von keinem Alter, gehöre keinem an. Wer ihn wirklich gekannt, wird diese inhaltvolle Bemerkung von tiefer Wahrheit finden. Die verschiedenen Lebensalter, welche sonst wohl denselben Menschen in ganz entgegengesetzten Gestalten zeigen, waren in Humboldt von geringer Kraft und bezeichneten nur äußerliche Unterschiede. Humboldt war nicht jung, weil er sechzehn, nicht alt, weil er sechzig Jahre zählte; nicht die Zeiten traten in ihm hervor, er nur in ihnen, und Humboldt der Knabe wie Humboldt der Greis war vor allem Humboldt, dies wesentliche Gepräge stand in ihm, alle Jahreszahlen hindurch, unverändert fest.
Man kann auf diesem Grunde weitergehen und hinzufügen, daß Geist und Charakter in ihm sich ganz unabhängig von seinem äußeren Lebenslauf ausgebildet haben. Seine Geburt hatte ihn glücklich auf eine Bahn gestellt, wo die beste Bildung seiner Zeit ihm begegnen konnte und ihm für deren Aneignung Freiheit und Muße gegeben war. Dieser erste Glücksfall genügte, es bedurfte nun weiter keine Gunst, als die er aus eigener Entwicklung schöpfte; der Keim hatte Boden und gedieh unwiderstehlich aus sich selber. Wohl erfuhr Humboldt in Weltverhältnissen und Lebensgeschicken fortwährend ausgezeichnete und seltene Förderung, er gelangte zu der höchsten Wirksamkeit und Ehre, zu dem ruhmvollsten Ansehen, auf den größten Schauplatz erhoben, stand er als glänzende Erscheinung da, und früh war ihm alles reich dargeboten und leicht bereitet: aber bestimmen taten diese Glücksfälle nicht in ihm, sie konnten sein Inneres nicht bereichern, noch bedingen, dies war in sich fertig und wirksam, und hätte auch in Bedrängnis und Unglück nach seiner Eigenheit sich entfaltet und dargetan, beschränkter, dunkler vielleicht, doch immer als dasselbe.
Wir brauchen daher, um Humboldts Charakterschilderung zu geben, nicht gerade seinen Lebenslauf zu begleiten, dessen äußere Ereignisse ohnehin durch Reichtum und Bedeutung weit über die Grenzen unseres gegenwärtigen Zweckes hinaus liegen und für sich allein schon den Stoff einer wichtigen und lehrreichen Biographie geben. Wenn von irgendwem, so kann von Humboldt gesagt werden, daß er seine Lebensumstände gemacht habe, daß sein Geist fessellos über ihnen waltete, die dargebotenen Loose nach seiner Weise fassend, manche verschmähend, allen gewachsen, den meisten überlegen;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und auch hierin immer noch größere Kräfte nach Belieben entwickelnd, so daß man in dem großen Reiche möglicher Aufgaben kaum wagen darf, einen Punkt anzudeuten, über den seine Fähigkeiten nicht hätten hinausreichen können.

Von seinem Geiste kann in der Tat nicht groß genug gedacht werden. Er hatte diese Kraft in einem außerordentlichen Maße. Und obwohl manche Gegenstände sich ihm entziehen mochten, für manche sein Sinn fast verschlossen war, zum Beispiel für Ton und Farbe, und auch ganze Gebiete ihm fernelagen, wie die eines völlig abstrakten, in sich selbst zurückkehrenden Denkens und einer überlieferten Religion, so tat dies der Allgemeinheit seines Geistes doch keineswegs Eintrag; denn jene Gegenstände beschränkten ihn nicht eigentlich, sondern er begrenzte sie vielmehr für sich, ließ sie als unausgebeutet in dem großen Umfange seines Herrschens und Schweifens liegen, er konnte sich ihres Besitzes insofern noch immer versichert fühlen, als wenigstens Gestalt und Bedeutung auch des Verschlossenen ihm geistesklar offen lag.

Wußte Humboldt in solchem Sinne auch das ihm Fremdartige noch zu bewältigen, so durchschaltete sein Geist die Gegenstände, die ihm näher verwandt waren, mit freier Meisterschaft und Leichtigkeit. In den Gebieten der angewandten Philosophie, der Altertumskunde, der Sprachwissenschaft, der bildenden Künste, im lebendigen Stoff der menschlichen Verhältnisse, der Gesellschaft, des gesamten Staatswesens, da faßte und stellte er alles mit eigentümlicher Macht, mit herrscherlicher Freiheit, da war seinem zerlegenden Scharfsinn nichts undurchdringlich, seinem verknüpfenden Witze nichts unfügsam; und obgleich nicht in dem Sinne produktiv, daß er neue metaphysische Systeme oder große dichterische Gestaltungen geschaffen hätte, so erhob doch sein eindringender Geist aus jedem Stoffe, den er bewegte, gewiß immer ein wesentliches Ergebnis, das eine Förderung, den möglichst erlangbaren Ertrag, der wenigstens eine Wendung war. Welche Dialektik ihm dann zu Gebote stand, was für Hilfsmittel des Witzes, welche Erfindsamkeit innerhalb eines Gegebenen und aus diesem heraus, welche sichere, ausgebreitete, festgestampfte Kenntnis, die er doch beweglich handhabte und nach Bedarf oder Laune bald als mächtige Wand aufspannte, bald zur einbohrenden Spitze zusammendrängte, bald als umschließenden Ring so fest als leise zusammenzog, — dies alles in lebendiger Schilderung und in bezeichnenden Beispielen darzulegen, dürften wir den Reiz und die Macht Platonischer Gesprächsform herbeiwünschen!

Seine Geisteskraft beruhte hauptsächlich auf klarem Verstande, der in ihm auf die höchste Stufe gestiegen war, wo er für die andern Seelenkräfte stellvertretend werden und ihre Leistungen annähernd nachbilden kann. Die Beschaulichkeit geheimer Stille, die Glut schaffender Einbildungskraft, ja die dunklen Mächte des Wahns und der Furcht erschließen sich hier. Alle Fähigkeiten des Menschen, wie verstreut nach verschiedenen Richtungen sie liegen, werden hier in Eine mächtig zusammengefaßt. Nachdem der große Gegensatz von Antikem und Modernem einmal unserer Vorstellung eingewurzelt ist und sich nun überall zur Anwendung drängt, haben wie eine hohe

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Geistesart, wie die angedeutete, notwendig als antike zu fassen. Humboldt selber sagt irgendwo, das Antike sei es nicht sowohl durch seinen Inhalt, als vielmehr durch seine Stellung zu uns, durch die abgeschlossene, gediegene Gestalt, aus der alles Unwesentliche längst ausgeschieden ist. Von frühester Zeit mit Vorliebe in das klassische Altertum versenkt, sein Leben lang mit dessen edelsten Schätzen genährt, ist Humboldt in allen seinen Richtungen von antikem Geiste beseelt, aber deshalb selber noch keine antike Erscheinung. Der Verstand erkennt und ergreift das Gegenwärtige, das er nicht leugnen will, dem er nicht entgehen mag, und so lenkt er mit allen Kräften des antiken Geistes doch nur wieder in das moderne Leben ein. Dies ist ihm der unabweisliche Stoff, der ihm zum Verarbeiten vorliegt. Aber bei allem Ernst und Eifer, der darauf mag verwendet werden, kann doch eine Unwürde und Gemeinheit nicht verhehlt werden, die dem Heutigen, Täglichen, eben weil es noch nicht für den Geist gesichtet ist, anhaftet, und dieser wird für den Augenblick keine Hilfe finden, als sich kalt und ruhig dagegen verhalten. Diese Kälte und Ruhe herrschten durch Humboldts ganzes Wesen. Sie gaben ihm, wo weltliches Übergewicht entgegenstand, großartige Fassung und Standhaftigkeit, wo zu heiterer Tätigkeit Raum war, unendliche Freiheit des Witzes und der Laune, unerschöpflichen Scherz, der allen Gegenständen eine Geisteslust abgewinnen, jeder ernsten Aufgabe ihr angemessenes Spiel gesellen konnte. In diesem leichten, scharfen und doch selten verletzenden Scherz, der nur die wenigst empfindlichen Spitzen der Dinge abschnitt, bestand Humboldts persönliche Eigenheit. Niemand war ihm hierin ähnlich; sein Mangel im Sprechen, daß er kein Sch aussprechen konnte, sondern nur immer S dafür sagte, gab diesem Scherz äußeren Typus, mit dem er zusammenwuchs. Sonderbar ist es noch, daß Humboldt nur im Sprechen, im Schreiben selten oder wenig scherzte. Im Schreiben wurde die kühle Klarheit, aus der im Sprechen sein Scherz wurde, zum Stil, und von diesem überhaupt kann man sagen, er erinnere bei ihm an glänzende Eisgebilde, so frisch und nüchtern in ihrer Pracht und Schönheit, so scharf abschneidend mit dem Gedanken, so kristallinisch durchsichtig und fest, so sich selber gleich im kleinen Einzelnen und im massenhaften Ganzen, sind seine Phrasen und Perioden. Die innere Wärme versteckt sich unter der kalten Hülle, und wenn das unmittelbare Gefühl nur diese wahrnimmt, so deckt und schützt sie doch meist nur ein zartes Wachstum, welches in der offenen Glut der Sonne verdorren müßte.

Humboldt schrieb an Schiller: „Ich kann kaum der Begierde widerstehen, so viel nur immer und irgend möglich ist, sehen, wissen, prüfen zu wollen. Der Mensch scheint doch einmal dazu da zu sein, alles, was ihn umgibt, in sein Eigentum, in das Eigentum seines Verstandes zu verwandeln, und das Leben ist kurz. Ich möchte, wenn ich gehen muß, so wenig als möglich hinterlassen, das ich nicht mit mir in Berührung gesetzt hätte." (Karl Varnhagen van Ense, 1843.)

ALEXANDER VON HUMBOLDT

Wenn wir uns ins Wissen, in die Wissenschaft begeben, geschieht es denn doch nur, um desto ausgerüsteter ins Leben wiederzukehren; und so erscheint

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

uns hier das im Einzelnen so kümmerlich ängstliche botanische Studium in seiner Verklärung auf einem Gipfel, wo es uns einen lebhaften und einzigen Genuß gewähren soll.
Nachdem Linné ein Alphabet der Pflanzengestalten ausgebidet und uns ein bequem zu benutzendes Verzeichnis hinterlassen, nachdem de Jussieu das große Ganze schon naturgemäßer aufgestellt, scharfsinnige Männer immerfort mit bewaffnetem und unbewaffnetem Auge die unterscheidenden Kennzeichen aufs genaueste bestimmen und die Philosophie uns eine belebte Einheit einer höheren Ansicht verspricht: so tut hier der Mann, dem die über die Erdfläche verteilten Pflanzengestalten in lebendigen Gruppen und Massen gegenwärtig sind, schon vorauseilend den letzten Schritt und deutet an, wie das einzelne Erkannte, Eingesehene, Angeschaute in völliger Pracht und Fülle dem Gemüt zugeeignet, und wie der so lange geschichtete und rauchende Holzstoß durch einen ästhetischen Hauch zur lichten Flamme belebt werden könne. — —
Alles das Beste und Schönste, was man von Vegetation jemals unter freiem und schönem Himmel gesehen, wird wieder in der Seele lebendig und die Einbildungskraft geschickt gemacht und aufgeregt, dasjenige, was uns durch künstliche Anstalten durch mehr oder weniger unzulängliche Bilder und Beschreibungen überliefert worden, sich auf das Kräftigste und Erfreulichste zu vergegenwärtigen. (Goethe, In der Jenaischen Literaturzeitung, 1806.)

SCHELLING IN JENA

Wer zu meiner Zeit in Jena in einer späteren Stunde des Nachmittags über den Marktplatz ging, der konnte da einem Zusammenlauf der Studierenden begegnen, der so zahlreich, als zu keiner andern Stunde des Tages war. Man sah da Jünglinge aus den verschiedensten Landschaften beisammen, mit den Theologen zugleich Juristen und Mediziner, unter ihnen auch gereiftere Männer, welche den Lauf der akademischen Studien längst zurückgelegt hatten oder von anderem Stande waren, als dem der Gelehrten.
Nur die Fremdlinge konnten fragen: was gibt es hier? Jeder, der nur seit wenigen Tagen an der Universität gelebt hatte, der wußte es: jetzt ist die Stunde, in welcher Schelling seine Naturphilosophie liest.
Was war es, das Jünglinge wie gereifte Männer von ferne und nahe so mächtig zu Schellings Vorlesungen hinzog? War es nur die Persönlichkeit des Mannes oder der eigentümliche Reiz seines mündlichen Vortrages, darin diese anziehende Macht lag? Allerdings, wenn ich aus eigener Erfahrung sprechen darf, war der Eindruck, den diese Persönlichkeit machte, von so ungemeiner Art, wie ich ihn bei keinem anderen Universitätslehrer meiner Zeit gefunden. Schelling war, als ich ihn hörte, seinen Jahren nach ein Jüngling unter uns Jünglingen; die Ehrerbietung, mit welcher wir alle ihn betrachteten, galt einer anderen, in seinem ganzen Wesen liegenden Würde, als jene ist, die das höhere gereifte Alter und die vieljährige Erfahrung einem ergrauten Haupte verliehen. In seinem lebendigen Worte lag eine hinnehmende Kraft, welcher, wo sie nur einige Empfänglichkeit traf, keine der jungen Seelen sich erwehren

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

konnte. Es möchte schwer sein, einem Leser, der nicht wie ich jugendlich teilnehmender Hörer war, es begreiflich zu machen, wie es mir, wenn Schelling zu uns sprach, öfters so zumute wurde, als ob ich Dante, den Seher einer nur dem geweihten Auge geöffneten Jenseitswelt, läse und hörte. Der mächtige Inhalt, der in seiner wie mit mathematischer Schärfe abgemessenen Rede lag, erschien mir wie ein gebundener Prometheus, dessen Bande zu lösen und aus dessen Hand das unverlöschende Feuer zu empfangen, die Aufgabe des verstehenden Geistes ist. — —

Aber nicht nur in der Persönlichkeit, nicht nur in der Gabe der Rede lag die Macht, durch welche Schelling mit seiner Philosophie so allgemeines Aufmerken weckte, sondern in ihrer inneren Wahrheit. Schelling sprach mit Überzeugung aus, was er selber geistig geschaut, erfahren hatte, und diese Überzeugung von einem Etwas, das wirklich so ist, teilte sich andern in siegreicher Kraft mit.

Schellings Vorlesungen bildeten den Mittelpunkt eines geistigen Verkehrs der Studierenden, der für alle, welche an ihm teilnahmen, ein höchst wohltätiger und förderlicher wurde. Man fühlte das Bedürfnis, wie bei der glücklichen Lösung eines tiefsinnigen Rätsels, sich den Fund des Verständnisses, den man bei dem weiteren Eingehen in die Gedanken des Lehrers gemacht hatte, gegenseitig mitzuteilen und das zu vernehmen, was andere daraus erfaßt hatten. Bei dieser Gelegenheit kamen sich solche inniglich nahe, die bei der Verschiedenheit ihres äußeren künftigen Berufs und ihrer sogenannten Brotstudien, sich nur im Vorübergehen würden begegnet sein. Der wissenschaftliche Gemeinsinn, welcher alle besseren Zuhörer Schellings ergriff, ward zu einem Bunde der Seelen, der bei dem Hinausgehen seiner Mitglieder in die verschiedensten Richtungen des bürgerlichen Lebens nichts von seiner anfänglichen Festigkeit verlor, sondern durch das Fortwirken in gleicher Gesinnung mit den Jahren immer nur kräftiger wurde. (Gotthilf Heinrich von Schubert, Selbstbiographie, 1854.)

CAROLINE

Die romantische Frau ist Caroline. Wenn Novalis der Geist und Friedrich das Temperament der Romantik waren, so darf sie deren Leib und Seele heißen. Liest man ihre Briefe, so scheint alles um sie her nur ihr Atem. Sie ist eine der großen Frauen der Geschichte, ein geborener Mittelpunkt, ein elementarisches und mit Verhängnis geladenes Wesen, voll Zauber und Verderben, voll tröstlicher Weisheit und ruhigen Kindersinns; mit jeder Lockung und Gefahr der Sinnlichkeit ganz durchtränkt, ganz Leib und bis in die Fingerspitzen beseelt, ein rührendes und mächtiges Geschöpf. Man begreift, warum manche der tiefsten Kräfte der Romantik nicht zu Produktionen werden konnten: sie waren gleichsam in dieser Frau gebunden. „Bewegte Sinnlichkeit", der Inhalt der Romantik, war ja hier körperlich unter die Sucher gestellt. Hier war das Fleisch Seele geworden, nicht durch christliche Entkörperung und mystische Umkehr, sondern gerade durch Erfüllung seines eigensten Sinns, im Sonnenlicht des Genusses und in der Luft des alltäglichen Geschehens.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In diesem Sinn steht sie gegen Novalis, der die Fleischwerdung des Geistes sang und in sich erlebte. Und wie Caroline ihr Sinnliches zu Seele umschuf, so auch ihr Schicksal. Diese Zarte, Holde, Empfängliche war durchaus heroisch gestimmt, und was ihr widerfuhr, verwandelte sich unter ihrem sanften und festen Willen in Notwendigkeit und Harmonie. Ihr Leben steht unter einer göttlichen Gerechtigkeit. Als deren Trägerin und Botin empfindet sie sich auch andern gegenüber, was ihr bald als Kälte, bald als Koketterie ausgelegt wurde. Sie konnte von nichts befleckt werden. Keine Hingabe machte sie zur Sklavin, immer blieb sie unbefangen und im Gleichgewicht. In ihr ist keine Spur von Hysterie, Lüsternheit, Empfindelei. Mit der seherischen und unerbittlichen Unschuld eines Kindes schreitet sie sicher durch Menschen und Ereignisse; alles empfindend und nichts betastend, stolz und geduldig, nie satt und nie gierig, heiter wie eine antike Göttin und bräutlich still vor dem Göttlichen, das sie in allem Leben walten fühlte, voll leiser Fieber und Verführungen und mit hellem Bewußtsein ihres Wertes wie ihrer Gefährlichkeit. Wir denken an Monna Lisa. Auch sie lächelt jenes unsterbliche Lächeln. Und damit ihr das weiblichste Geschick nicht fehle, ward sie Mutter, und ihre Mütterlichkeit wuchs ihrem frauenhaften Reize zu. (Friedrich Gundolf, Romantikerbriefe, 1907.)

JOHANNES VON MÜLLER

Johannes von Müller gehört der Beredsamkeit an, er hat in jedem Augenblick seines Lebens männlich nach bestimmten Zwecken gestrebt, aber eine gewisse poetische Empfänglichkeit vermochte ihn so oft sein Ziel zu wechseln, daß er mitunter den falschen Schein eines Dichters von sich gibt, so sehr die tüchtige Natur solchem Scheine, wie aller Lüge überhaupt, auch innerlich widerstrebte. Es hat sich nicht leicht solch eine Masse — nicht etwa von Kenntnissen, dieser Begriff wäre zu trocken und zu kalt für die Lebenswärme, für die Begeisterung, womit dieser Mann wußte, was er wußte — aber von Bildern des Lebens in eine menschliche Seele zusammengedrängt, als in ihm. Nicht leicht hat bei einer gewissen Unempfänglichkeit für die Dichter selbst, die ihm eigen war, ein Redner so den Buchstaben der Vorzeit zu beleben, zu ergänzen gewußt, als er, nicht leicht hat ein menschliches Ohr die Stimmen des Altertums so zu unterscheiden gewußt, als das seinige. Ich möchte ihn einen Geisterbeschwörer nennen, wie Burke einen Geisterseher der Vorzeit: mit gewissen Formeln von Ruhm, von Freundschaft, von Freiheit, mit einem beständigen Schlachten- und Waffenruf hatte ihn in früher Jugend das Studium der Geschichte angesprochen, gereizt und für sein ganzes Leben bezaubert; mit diesen Formeln, die er nicht ohne eine gewisse Weihe aussprach, lockte er selbst wieder und beschwor die Geister der Vorzeit: es war bei ihm ein Werk mühseliger Arbeit, was bei Burke natürliche Verfassung der Seele. Daher wußte Burke die Geister zu rufen und zu entlassen, wärend Müller sie heranbeschwor, in immer dichteren Massen um sich her versammelte, bis er zuletzt in dem Gedränge sich selbst verlor. Burke erschienen sie als Geister gewissermaßen verklärt: dem Johann Müller in einer gewissen ungebührlichen Deutlichkeit, mit einem Scheine des gemeinen Lebens und in dessen Farben und Art, so daß

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sie selbst Platz einnahmen und die Welt und das Zeitalter verwirrten, worin Müller stand, und wohin sie nicht gehörten.

Der treffliche Mann nannte sein Studium der Geschichte ein Wandeln durch die Jahrhunderte und meinte, ihm stehe nach Belieben die Rückkehr frei in seine Heimat, und fühlte nicht, wie er verwirrt wurde durch die zu große Klarheit seines Seelenauges. Er zog die Umrisse der einzelnen Gestalten so streng, er wohnte sich, ich möchte sagen, auf jeder Herberge seiner Weltumwanderung gleich so ein, daß er nur mit Schmerz sich davon loszureißen vermochte. So ward sein ganzes Leben eine ununterbrochene Kette heftig ergriffener Freundschaften und bittrer Trennungen, ungebührlicher Hoffnungen und unzeitiger Verzweiflungen. Außer einem Herzen, das, wo er stand, gleich Wurzel schlug und einen Bau anfing wie für ferne Jahrhunderte nach ihm, hatte die Natur ihm das unglückliche Geschenk einer geflügelten Einbildungskraft gegeben, die ihn allzu leicht von einem Lande in das andre, von einem Jahrhundert in das andre trug. Eine Eigenschaft demnach, die ich vom Redner begehrte, besaß er im Übermaß: das Eingehen in die entgegengesetzte Partei. Dieser Wortredner seines Jahrhunderts mit seinem göttlichen Talent für die Sprache konnte keine große Sache, keinen großen Prozeß führen, weil er die Gegenpartei allzu heftig auffaßte, weil er allzu tief einging in das Bedürfnis und in die Situation des Gegners. Daher seine Unbefangenheit, sein Befremden, wenn man ihm vorwarf, daß er seine Partei verlasse: Freund und Feind waren in seiner Seele beides treffliche Leute: es gab im Grunde keinen Streit zwischen ihnen; denn sie hatten beide auf gleiche Weise seine Einbildungskraft entzündet und bestochen, und so erscheint er am Rande seines Lebens auf der Seite, gegen die das ganze Wirken der schöneren Hälfte seines Lebens gerichtet war, und es begleitet ihn nichts in den Tod, als der rührende Glaube an jenes Wesen, für welches er in seinem reichen Leben keinen andern Namen gefunden hatte, als den Namen der Freundschaft.

Er hatte in allen das Leben, wenigstens den Schlag des Herzens, wenn auch nicht das höhere Leben empfunden, wie sollte er nicht mit dem Glauben sterben, daß sie sich dereinst untereinander empfinden würden, wenn auch seine schöne Seele blutete, daß er sie in der Entzweiung zurückließ, und daß ihm nicht vergönnt war, mit den Herren der Erde Hand in Hand zu wandeln oder sich mit ihnen auf der Sonnenwolke des Ruhms zu erheben über die Erde. — —

Er kannte und verstand das Eigentümliche der Poesie nicht. Hören Sie ihn reden von Homer, den er bewundert, er greift ihn auf nicht wie einen Dichter, sondern wie einen Redner, mit bestimmten Zwecken der Belehrung der politischen Begeisterung. — Ich wüßte das ganze Problem, das Rätsel seines Charakters, seine reiche Armut, seine zaghafte Entschlossenheit, das eilige Verfliegen seiner Begeisterungen, die weichliche Härte seines Stils, seine treulose Treue und vor allen den Mangel des Geschmacks selbst in seinen vortrefflichsten Werken nicht anders zu erklären. Die Satzungen der Völker interessieren ihn viel mehr als ihre Sitten: nur die Dichtkunst öffnet den Blick in das geheime Hauswesen der Völker, wovon die Geschichten Johannes von Müllers eigentlich keine Kunde geben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

— So viel über die Gebrechen eines großen Mannes: zu unserm Verständnis war ein deutliches Bild dessen, was er gewesen, auch eine Zerlegung seiner Natur notwendig. Dieses nicht ohne Rührung vollbrachte Geschäft, unter welchem wir alle die in früheren Stunden entworfenen Züge des echten Redners zusammenzufassen strebten, erinnert uns, nun zu sagen, daß er sein Leben hindurch unter allen Irrtümern das Allerhöchste gewollt und auch in vielen großen Augenblicken seines tatenreichen Lebens die Nähe des Göttlichen empfunden hat. Es war etwas Prometheisches in ihm: er trug das Feuer des Himmels in seiner Brust, aber die Züge des Göttlichen selbst zu schauen, war ihm versagt. Die Kriegslust der irdischen Mächte kannte und verstand er, aber das Wehen ihres Friedens hat seine unruhige Seele eigentlich nie gekühlt. Weil er der Natur selbst ins Antlitz sah, so blendete sie ihn auf allen Wegen: beruhigen kann sie nur, ich wiederhole es, wenn sie widerstrahlt aus der Seele des Künstlers, des Dichters. (Adam Müller, Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland, 1812.)

BETTINA UND CLEMENS

Seine Schwester Bettina schreibt an Brentano: „Meine Seele ist eine leidenschaftliche Tänzerin, sie springt herum nach einer inneren Tanzmusik, die nur ich höre und die andern nicht. Alle schreien, ich soll ruhig werden, und Du auch, aber vor Tanzlust hört meine Seele nicht auf Euch, und wenn der Tanz aus wäre, dann wärs aus mit mir. Und was hab ich denn von allen, die sich witzig genug meinen, mich zu lenken und zu zügeln? Sie reden von Dingen, die meine Seele nicht achtet, sie reden in den Wind. Das gelob ich vor Dir, daß ich nicht mich will zügeln lassen, ich will auf das Etwas vertrauen, das so jubelt in mir. Denn am End ists nichts anderes, als das Gefühl der Eigenmacht. Es ist ja aber auch Eigenmacht, daß man lebt." — Wir jedoch in unserer Sprache möchten diese verlockende Naturmusik, diesen Veitstanz des freiheitstrunkenen Subjekts, kurzweg das Dämonische nennen, womit eine unerhört verschwenderische Fee beide Geschwister, Bettina wie Clemens, an der Wiege fast völlig gleich bedacht hatte.

Bettina jubelt noch bis heute eigensinnig fort in ihrer Eigenmacht, während Clemens jene Eigenmacht vielmehr als eine falsche Fremdherrschaft erkennend, mit dem Phantom gerungen bis an sein Ende. Und eben darin liegt die eigentümliche Bedeutung Brentanos, daß er das Dämonische in ihm nicht etwa, wie so viele andere, beschönigend als geniale Tugend nahm oder künstlerisch zu vergeistigen suchte, sondern beständig wie ein heidnisches Fatum gehaßt hat, das ihn wahrhaft unglücklich machte, daß er ferner diesen Kampf nicht systematisch und planmäßig — — sondern als ein geborener Dichter sprunghaft, nach Gelegenheit und augenblicklicher Eingebung und mit wechselndem Glück, wie einen unordentlichen, phantastischen Partisankrieg geführt hat mit allen spiegelblanken Zauberwaffen der Poesie, mit Klang und Witz und einer zweischneidigen Ironie, die sich selbst am wenigsten verschonte. Daher auch bei ihm, je nachdem die eine oder die andere der im Kampf begriffenen Gewalten die Oberhand gewann, das Aphoristische, Improvisierte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in seinem Leben, eine in den seltsamsten Kontrasten wechselnde, scheinbare Doppelgängerei, jenes chamäleontische, aber immer prächtige Farbenspiel, womit uns seine Erscheinung oft in Erstaunen setzt. —— Fast erschrocken sagt seine Freundin Günderode von ihm: „Es kommt mir oft vor, als hätte er viele Seelen; wenn ich nun anfange, einer dieser Seelen gut zu sein, da geht sie fort und eine andere tritt an ihre Stelle, die ich nicht kenne, und die ich überrascht anstarre, und die, statt jener befreundeten, mich nicht zum besten behandelt."

Es ist begreiflich, ein so außerordentlich komponiertes Talent, wo Licht und Schatten, weil sie miteinander rangen, dicht nebeneinander lagen, ja oft stoßend und drängend ineinander überzugehen schienen, wo neben hingebender Andacht und aller wunderbaren Süßigkeit ein übermächtiger Witz mit den Dingen koboldartig spielte, alles verletzend, was er liebte — eine so ungewöhnliche Natur, sagen wir, mußte häufig verkannt und mißverstanden werden, indem die Welt zu bequem ist, um genauer hinzusehen und im Scherz den Ernst, „das tiefe Leid im Liede", zu erkennen. (Eichendorff, Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands, 1857.)

FEUERBACH · MARÉES · BÖCKLIN

Mit dem Niedergang des bürgerlichen Zeitalters, dem noch Goethe seine dichterischen Kräfte zu Diensten gestellt hatte, verringerten sich in erschreckender Weise die Bedingungen, die notwendig sind, damit der Künstler einen lebendigen Zusammenhang spüre zwischen dem, was er bildet, und dem Menschen, der dies Gebilde anschaut, genießt und durch die Art, wie er damit lebt, fortsetzt. Wo waren die Zeiten hin, in welchen ein Chodowiecki seinen Mitbürgern in präzisen und zarten Bildchen ihre geselligen Freuden, ihre Kindbette, ihre vertrauten Züge zeigte? Damals konnte es, auf Grund der festen Bindungen, die Künstler und Besteller einten, einem schlichten Mann wie Anton Graff gelingen, in seinem Porträtwerk die feinste Blüte der höfischen und bürgerlichen Gesellschaft aufzuweisen und für die Nachkommen zu erhalten. Man darf sagen, daß seit 1848 jener bittere Ausspruch eines späteren Künstlers wahr zu werden beginnt: Kunst ist ein Bruch mit der Gesellschaft.

Wir vermögen heute kaum mehr zu fassen, mit welchem Hohn, welcher Kälte oder eisigem Schweigen die Werke des jungen Feuerbach in Deutschland aufgenommen wurden. Was Goethe nach Italien zog, haben um die Mitte des 19. Jahrhunderts zustärkst erfahren drei bildende Künstler, denen in ganz ähnlicher Weise die Heimat ihren Lebenswillen und die Kraft der Selbstdarstellung zu ersticken drohte: Feuerbach, Marées, Böcklin. Es ist kein Zufall, daß diese drei der Abstammung nach dem rheinisch-mainischen Kulturkreis angehörten. Was diesen Söhnen der reichen Gaue des deutschen Südens und Westens gemeinsam war: der Trieb, das menschliche Gewächs aus der Verstrickung des bloß Dinglichen zu befreien und durch Steigerung seiner edelsten Kräfte ein heroisches Menschenbild aus ihm zu schaffen, das nicht nur erschüttere oder bezaubere, sondern ähnlich den Gestalten der Dichtung im Umgang Vorbild würde: das wars, was Goethe aus dem Nebel des Nordens,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aus dem unplastischen Gefühlsüberschwang und der erstarrenden Verstandesmäßigkeit noch mit vierzig Jahren nach dem Süden getrieben hatte, nicht um seinem Schicksal zu entfliehen, vielmehr um durch die Vermählung des deutschen Geistes mit dem südlichen Körpersinn seinem Volk die erste ganz vollendete Gestalt des Deutschen zu gewinnen. Er wußte, weil er es in sich fühlte, daß dies auf keine andere Weise damals zu erobern war. Wir sehen heute klarer, wie Goethe nicht etwa das Rom der Päpste oder das antike Rom suchen ging, wie aber Italien für ihn das Land bedeutete, in dem sich vom hellenischen Menschtum, dem ewigen Vorbild jedes edleren Deutschen, am meisten erhalten hatte. Nicht anders erging es jenen drei großen Malern. Hatte einem David die napoleonische Herrschaft seine „Sabinerinnen" und „Leonidas an den Thermopylen" eingegeben, so fand Feuerbach auf Goethes Spuren in Rom die Lebensbilder, die ihn zu seiner „Iphigenie", seiner „Medea", seinem „Gastmahl" begeisterten. In der Schule Coutures hatte Feuerbach das malerische Handwerk der Franzosen dermaßen beherrschen gelernt, daß er zu jener Zeit als der entschiedenste deutsche Kolorist gelten konnte. Der Verzicht auf bestimmte Oberflächenreize, den ihm später seine großen Vorwürfe eingaben, wurde von den Kritikern als Nachlassen seiner Malfähigkeit angesehen; denn keiner ahnte etwas davon, daß dieses neue Grau demselben Grund entstammte, wie die Sehnsuchtsblässe Iphigeniens, die „das Land der Griechen mit der Seele suchte". Die Sehergabe Hölderlins, die Traumkraft Jean Pauls konnten eine hellenische Wirklichkeit für die Nachgeborenen nicht hervorzaubern, weil er als bildender Künstler an das Sichtbare, im Leben bereits Vorgeformte bis zu einem gewissen Grade stets gebunden sein wird. So muß zugestanden werden, daß weder in der Amazonenschlacht, noch im Symposion, ihrem ideellen Gegenstück, die heroische Luft, die etwa Feuerbachs Tridentiner Berglandschaft umwittert, versinnlicht werden konnte.

Marées' vielleicht noch kühnerer Versuch, die antike Leiblichkeit, das Maß des edlen Leibes in rhythmischen Gebilden nackter Figuren heraufrufen zu wollen, rückt auch in Rom erst in Greifensnähe und mußte schließlich doch hier sein Ziel verfehlen. Das goldene Braun seines glücklichsten Werkes, der Wandbilder in Neapel, die in enger Werkgemeinschaft mit seinem jugendlichen Freund, dem Bildhauer Hildebrand entstanden, trübt sich in den späteren Bildern zu einer zähen, stofflich fast quälenden Masse, es will bei allem Wohlklang der Glieder des Einzelnen und seiner Bindung mit andern den Gestalten nicht gelingen, sich von dem schweren Grunde zu lösen. Umringt von Schülern und gleichgesinnten Künstlern mußte Marées, ebenso wie der stets einsam schaffende Feuerbach, im letzten allein bleiben, weil das noch so schön Gedachte nur schön und frei sich im Werk entfalten kann, wenn es kraft meines und deines Blutes sich entfalten darf und nicht ein Gespinst der Einsamkeit ist.

Ungleich kräftiger als die beiden künstlerischen Gefährten schien Arnold Böcklin ausgestattet, als er, in Düsseldorf unter dem Landschaftsmaler Schirmer geschult, nach einem kurzen Pariser Studienaufenthalt Rom zusteuerte. Was ihm aus seiner alemannischen Heimat an besonderen Kräften zugewachsen war, können wir, die am herbsten und herrlichsten Zustrom des Rheins

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aufgewachsen sind, auch heute noch ermessen. Wenn schon sein „Sommertag" in Italien gemalt ist: unter dem Zeichen solcher Jugendlust und Sonnenfreude haben auch wir in der Aare unsere Glieder regen dürfen, als hätte damals das Auge des Meisters, der während unserer Kindheit sieben Jahre in der Schweiz weilte, noch auf uns geruht. Etwas vom hirtenmäßigen Dasein der Ahnen seiner engeren Heimat lebt in der Tat in den frühen Bildern Böcklins, nur daß „ein Strahl von Hellas auf ihn fiel", der der Klage des Hirten die Süße, jeder stärksten Regung und dem frohen oder furchtbaren Kräftespiel der naturgebundenen Gestalten ihre Weihe gab. Was Böcklin mit seiner erdnaheren Natur vor jenen deutschen Italienfahrern voraus hatte, läßt sich vielleicht am ehesten bezeichnen, wenn wir sagen, daß ihm die zerstörenden Mächte, die sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt drohender zu regen begannen, der Bändigung durch männliche Tat bedürftig schienen, und so möchten wir in seinen Drachen, Kentauren und Pansfiguren, die den Menschen der Erde erschrecken und erschüttern, ohne ihn doch völlig vernichten zu können, ein Abbild eigener Kämpfe sehen. Seine Fabelwesen, so wirklich als die blühendsten und kräftigsten Leiber von Mann, Frau und Knabe, konnten nur dem oberflächlichen Betrachter als literarische Verbrämung seiner Bilder erscheinen. Freilich muß man wie er in der Welt der Dichtung heimisch sein, um als Maler die Glut und Lauterkeit einer so ganz aufs Menschliche gerichteten Gestaltungsgabe sich zu wahren. Böcklin ist von der heroischen Landschaft ausgegangen, die zu Beginn des Jahrhunderts der Tiroler Koch in Italien erneuert hatte, nachdem ihm ein mehrjähriger Aufenthalt in der Schweiz den Blick für große, strenge Naturformen erschlossen. Dabei ist Böcklin den umgekehrten Weg gegangen, als zwei Jahrhunderte zuvor der Schöpfer der heroischen Landschaft, Poussin: befreite sich dieser vom Zwang einer figürlichen Komposition, deren Lebendigkeit zum letztenmal bei Raffael noch möglich war, zur gesättigten Ruhe einer räumlich klaren südlichen Landschaft, so hat Böcklin erst von dieser Landschaft aus auf eine antik anmutende Weise seine Gestalten verdichtet. Noch die späteren Frühlingsbilder erweisen, daß ihm darüber der Zauber des Wachstums nicht entglitt, wenn auch eine gewisse Vereinfachung im landschaftlichen Motiv Platz greift. Keiner hat wie er das südliche Meer gemalt: eine Brandung an der ligurischen Küste sieht anders aus als eine an der Küste der Bretagne oder Normandie, und es ist müßig, von Böcklin zu erwarten, daß er den trüben Gischt von Courbets „Welle" zeige. Im Beginn der nordischen Freilichtmalerei erschien allerdings das starke Gewirke des Böcklinschen Farbenspiels den meisten hart und bunt. Gehalten an die ebenso klaren, starken Farbengegensätze etwa auf einem Bildnis Holbeins, der es wagt, einen Kopf vor ein ungebrochenes starkes Blau zu stellen, ergibt sich bei Böcklin freilich ein gewisser Zwiespalt, der uns an das Malerschicksal Feuerbachs und Marées' erinnern muß: seine, wenn man will, poetische Farbe, Feuerbachs Grau und Marées' Farbe aus dem Schattenreich zeigen gleichermaßen, daß der Maler zwar Wächter am Schönen sein, das schöne Leben aber selbst nicht formen kann, wenn es nicht notwendig aus einer menschlichen Einung hervorgeht. In diesem Zusammenhange sei erwähnt, daß die drei Künstler, wenn auch ohne nachhaltigen Erfolg — sich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bemüht haben, im Umgang mit Jüngeren und Gleichgesinnten etwas wie eine künstlerische Überlieferung zu schaffen. Selbst der Naturkraft Böcklin mochte die Ahnung ans Herz rühren, daß zum letzten Gelingen die Natur allein nicht ausreiche, daß man allenfalls wie sein „Abenteurer" unbesiegt über eine Schädelstätte reiten kann, daß aber das Geheimnis der Dauer einer menschlichen Kultur auf der Möglichkeit einer höheren Lebensbindung beruhe. Und so geschieht es, daß stärker als „Pest" und „Krieg" und Mutterklage am Leichnam des hehren Sohnes uns jenes schlichte Bild ergreift, wo Odysseus sich von dem Liebeslager der schönen Kalypso entfernt hat und, während die Göttin fragend und kaum begreifend dem Helden nachschaut, dieser abgewandt, vom blauen Mantel dicht umschlossen, auf der Klippe der Zauberinsel steht, zwischen sich und seiner unsichtbaren Heimat das endlose Meer. (Wilhelm Stein, Deutsche Malerei von Feuerbach bis Heckel, 1925.)

ERNST VON BERGMANN

Ernst von Bergmann entstammte dem russischen, im Kern deutschen Livland, wo er in Riga 1836 als Sohn eines Pfarrers geboren wurde. Er konnte in seiner volltönenden Sprache, die er so meisterhaft beherrschte, niemals den Heimatklang verleugnen. Meist freilich war das heimatliche Idiom bei ihm abgemildert durch eine ungewöhnliche Grazie der Sprechweise. Sein Redeton konnte etwas unendlich Verbindliches, Diplomatisches, Verlockendes erhalten, aber auch ebenso schwerterscharf in die Diskussion hineinschwirren. Wenn schon die Sprache, dieser Verräter und zugleich Hehler innerlichster Vorgänge, den Einfluß des Jugendlandes bezeugte, so war dieser Einfluß auf seine tiefsten Überzeugungen noch viel deutlicher fühlbar. Er war im Elternhaus gewohnt, die Dinge im Bann der ewigen Mächte zu betrachten, und ist, wie der befreundete Geistliche an seinem Sarge zu vieler Überraschung gesagt hat, sein Leben lang tief religiös gewesen. Es ist von großem Wert, zu wissen, daß ein Mann dieses Schlages also kein Materialist war, daß er trotz medizinischer Schulung einen religiösen Unterstrom in sich bewahrte, aus dem seine Begeisterung für alle Taten der Nächstenliebe eine verborgene Speisung erfuhr. Auch seine Liebe zur russischen Heimat mag oft auf eine harte Probe gestellt worden sein; so zum Beispiel, als ihm die Gunst des russischen Kaisers den Petersburger oder Kiewer Lehrstuhl der Chirurgie anbot und er zugleich einen Ruf nach Würzburg erhielt. Gern hätte gewiß der Zar einen so bewährten Mann dem Russischen Reich erhalten, und Bergmanns Rede auf dem Schlachtfeld von Plewna hat bewiesen, daß ihm seine Entscheidung für das deutsche Vaterland nicht leicht geworden sein kann.

Wohlgerüstet mit den Waffen aus allen vorhandenen Arsenalen kam Ernst von Bergmann 1882 im August nach Berlin, ein bis dahin völlig unbekannter Mann und doch der Nachfolger eines Bernhard von Langenbeck. — — Vor dem entschlossen zupackenden Griff des eben gelandeten Eroberers blieb kaum ein Stein auf dem anderen. Ein bis in die letzten Einzelheiten ausgearbeitetes System des antiseptischen Drills wurde mit der Strenge und Pedanterie einer militärischen Instruktion den alten, liebgewordenen Gepflogenheiten gegen-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

übergestellt. War Langenbeck ein Genie gewesen, dessen sichere, elegante Aristokratenhand seine fast ausschließlich von ihm selbst erfundenen Operiermethoden demonstrierte wie ein Virtuos sein anderen unerreichbares, staunenswertes, nur ihm gegebenes Können, war Langenbeck der Geist und die Seele der Chirurgie selbst, so glich sein Nachfolger einem großartigen Organisator der überkommenen, zusammengefaßten und in einem System lehrbaren Ideen der Vergangenheit und der Gegenwart. Wie Moltke, die Ideen des großen Friedrich und Napoleons verschmelzend, einer Armee die Mittel aufzwang, zu siegen durch Manöverübungen und den vielverschrienen preußischen Drill, der uns doch ein Vaterland zusammenschweißte, so verstand Bergmann, das Überlieferte, das genialisch Verstreute zu fundamentieren und mit allen Mitteln des Diktators den Schülern aufzuzwingen. Trotz allem Kopfschütteln im Anfang und dem hämischen Vermissen des eigentlich Genialen, „das man doch an Langenbeck gewohnt sei", ist es heute zweifellos, daß von der durch Bergmann angebahnten Erziehung zu einer Technik des chirurgischen Gewissens gegen die Leidenden der größte Segen ausgegangen ist.

In jenen ersten Tagen der Neuordnung war eines Morgens ein zwölfjähriger, auffallend schöner Knabe aus Schöneberg in die Klinik eingeliefert worden, der nach einer Verletzung am Fuße schwere Anfälle von Wundstarrkrampf bekommen hatte. Obwohl die Wunde mit größter Sorgfalt geöffnet und desinfiziert worden war, wiederholten sich gegen Abend die Krämpfe, und Bergmann beauftragte uns jüngere Famuli, bei dem Kranken die Nacht zu durchwachen und jeden Anfall mit Chloroform-Narkose zu bekämpfen. Drei Uhr nachts war es, als sich plötzlich die Tür auftat und der neue Chef im Frack und vollen Ordensschmuck eintrat, um nach dem Kinde zu sehen. Er schlug die Decke von dem Tiefbetäubten zurück und sprach ergreifende Worte: über die Griechenschönheit dieses jungen Leibes, über den Segen der Narkose und über das Mysterium des Todes. Wir waren erschüttert, als er trauernd dem sterbenden Kinde über die Stirn strich und dann sinnend davonging. Die Szene hatte auf mich einen unvergeßlichen Eindruck gemacht. Niemals in meinem Leben hatte ich einen Menschen so hinreißend, so wehmütig tief und so ganz im Ton einer ärztlichen Priesterschaft am Krankenlager reden hören.

Und wie brach der zündende Strom seines Votrags im Kolleg hervor! Welch Temperament, welche Begeisterungsfähigkeit für die gestellten Aufgaben, welche Fülle und Gegenwärtigkeit des Fachwissens, welche Beherrschung aller Hilfswissenschaften, namentlich der pathologischen Anatomie! Wie im Kolleg durch den Schwung seines Vortrags, so begeisterte er im Anatomiesaal durch unermüdliche Hingabe an die Sache. Schon um sechs oder sieben Uhr früh war er in der Charité. Seine Kraft schien unerschöpflich. Sechzehn Stunden währte, so sagte der Priester an seinem Sarg, sein Normalarbeitstag, und doch hat in den Stunden der Ruhe niemals ein Leidender umsonst an ihn appeliert. Seine Familie habe ihn kaum je ermattet, sondern stets in mitempfindender Liebe für jeden einzelnen bedacht, auch an den Tagen schwerster Pflicherfüllung, gesehen. Kein Wunder, er hatte zu den Seinen ja das Wort gesprochen: „Man ist nicht zu seinem Glück auf der Erde, son-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dern dazu, es anderen zu bereiten." Bedenkt man, daß Bergmann trotz der Arbeitslast ein Freund der Geselligkeit war, so steht man staunend vor der Hünenhaftigkeit dieser urgesunden Natur. Von seiner Macht der Rede und seiner dabei noch in spätesten Abendstunden herzgewinnenden Frische waren wir oft Zeugen in der Medizinischen Gesellschaft, in der Ärztekammer, in den Sitzungen der Ärztlichen Rettungsgesellschaft. Er hat all seine reichen Gaben in den Dienst seines Berufes gestellt, war ein Diplomat und Weltmann, wo es galt, die Mittel für Stiftungen großen Stiles zu beschaffen, überredete spielend große Künstler und Millionäre zu Wohltätigkeitsleistungen und wußte stets die für den Zweck geeigneten Männer zu finden.
Er hat bis zum letzten Atemzug dieses Leuchtfeuer mit eigner Hand genährt; auf höchster Warte hat er Ausschau gehalten, ob rings im Land und darüber hinaus nicht Fackeln aufleuchteten, deren Glut der von ihm gehüteten Flamme zu gewinnen sei. (Carl Ludwig Schleich, Besonnte Vergangenheit, 1922.)

NIETZSCHE

Wir besitzen das psychologische Zeugnis dafür, daß die äußerlich unsichtbar werdende Verbindung zwischen den Hoffnungen Nietzsches und seinem Bild des deutschen Werdens in der Tiefe niemals abgerissen ist — ebensowenig, wie Nietzsche selbst in seiner überdeutschesten Zeit jemals aufgehört hat, eine überaus deutsche, ja eine selten typische deutsche Gestalt zu sein. Dies Zeugnis ist sein unglaublich gereizter, leidenschaftlich genährter Haß gegen das Neudeutschtum des siegreichen jungen „Reichs", dem gegenüber er sich als Deutschen einer aussterbenden Art, gleichsam als „letzten Deutschen" empfand, als Deutschen von „vorgestern", aber damit im geheimen auch als eine Art „ersten Deutschen", als Deutschen von „übermorgen". Sein Fanatismus, seine passionierte Ungerechtigkeit gegen alles, was den Namen des Deutschen trägt, kann nur mit den Ausbrüchen seines Antichrist und seines Fall Wagner verglichen werden: wie diese ist es ein Liebeshaß, ein Haß aus tiefstem Verwandtschaftsgefühl, aus dem bösen Gewissen einer inneren Identität heraus, der sein Gegendeutschtum speist. Es ist ein Haß auf eigene Gefahren, auf eine Bedrohung des Bessern in ihm selber. Die Verkleinerung, die karrikaturistische Verzerrung seines eigenen Ideals, die vorzeitige Selbstbescheidung und niedrige Realisierung eines zu höherer Entelechie Vorherbestimmten — das ist es, was Nietzsche dem Deutschtum des bismärckischen „Reichs" nicht verzeihen kann (nur hieraus erklärt sich auch seine merkwürdige Verzerrung und Verkennung Bismarcks, dessen Gestalt gerade er aus unbeteiligter Ferne ohne Zweifel der Reihe seiner macchiavellistischen Machttypen großen Stils zugesellt haben würde). Er verzieh dem Christentum im Grunde nur die Verkleinerung, Verfälschung und Umdeutung des griechischen Erbes nicht, er verzieh Wagner nicht, daß er, der Schöpfer des Siegfried, des Tristan, der „lutherschen" Meistersinger, zu deren Gegenidealen „kondeszendiert" sei, daß er der mächtigen Pyramide seines Daseins die letzte krönende Spitze für immer geraubt habe, daß er um zu raschen Erfolges bei Lebzeiten willen sein revolutionäres Werden vorzeitig in einem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

pseudolegitimen Sein habe erstarren lassen: daß er, mit einem Wort, Nietzsches eigene Vision seiner selbst (denn eine solche war ja die „Geburt der Tragödie", war „Richard Wagner in Bayreuth") durch fratzenhafte Verwirklichung, wie das reale Bayreuth sie darstellte, geschändet habe (der Traum von Triebschen und der reiche Patronatspöbel von 1876, wie Nietzsche ihn schildert). So verzieh Nietzsche es dem Deutschtum nicht, daß es sich durch die satte Selbstgenügsamkeit an dem allzu rasch, allzu leicht errungenen „Sein" des neuen Reichs jenes edlen Ungenügens an sich selber beraubte, das doch einzig den immer noch werdenden deutschen Geist zu der ihm vorherbestimmten Höhe hinauftreiben konnte. Er vergab ihm die widrige Bescheidenheit nicht, mit der es eine erreichte Stufe der äußerlichen Sicherung und Zivilisation für eine Kultur nahm, die ebenso widrige Überhebung nicht, mit der es sich einem Nationalismus zu verschreiben schien, der das deutsche Werden zur Fratze des Seins älterer Völker machen mußte. Das war die Instinktangst des jungen Nietzsche, wie es der Ingrimm des späten Einsiedlers wurde. Die Eingangsseiten der Ersten Unzeitgemäßen und die Ausfälle des Ecce homo-Kapitels, „Der Fall Wagner" kommen aus der nämlichen Tiefe und sagen im Grunde dasselbe. Dieser Nationalismus aber erschien Nietzsches früher Deutschgläubigkeit wie seiner späten Deutschkritik als die eigentliche Urversündigung am deutschen Wesen, als der Frevel, der nicht vergeben wird; deutscher Chauvinismus (die Sprache selber weigert sich, diesem Widerspruch in sich selber ein deutsches Wort zu leihen) blieb ihm der Tod jeder deutschen Hoffnung. Ihm ist Deutschtum nur als Hoffnung, als ungeheure Möglichkeit, als Forderung (vor allem an sich selber) denkbar, als ein Postulat und als ein Stachel zu Überwindungen. Ein Deutschtum, das sich am Ziele glaubt, das schon seine Verkörperung (seine „Kultur") erreicht sieht, ist ihm nichts als ein grotesker Greuel. Gibt es im Grunde eine höhere Auffassung deutschen Wesens, eine anspruchsvollere Wertschätzung seiner inneren Möglichkeiten, als etwa eine Äußerung wie die (formal bereits etwas hemmungslose) späte Nachlaßstelle der Umwertungszeit sie bekundet? „Deutschland, Deutschland über alles — ist vielleicht die blödsinnigste Parole, die je gegeben worden ist. Warum überhaupt Deutschland — frage ich: wenn es nicht etwas will, vertritt, darstellt, das mehr Wert hat, als irgendeine andere bisherige Macht vertritt! . . Wo ist der neue Gedanke? Ist es nur eine neue Machtkombination? Um so schlimmer, wenn es nicht weiß, was es will . . Herrschen und dem höchsten Gedanken zum Siege zu verhelfen — das einzige, was mich an Deutschland interessieren könnte. Was geht es mich an, daß Hohenzollern da sind oder nicht da sind? Englands Kleingeisterei ist die große Gefahr jetzt auf der Erde." Wann hat ein Deutscher je stolzer von deutschem Wesen als deutscher Verantwortung gesprochen? „Deutschland über alles" — das könnte, das dürfte ihm nur heißen: der Deutsche muß innere Weltweite behalten, jenes einzigartige (in der äußerlichsten Sphäre „kosmopolitisch" sich darstellende) Verantwortlichkeitsgefühl: eine Welt zu sein, ein echter Kosmos mit all seinen werdenden Möglichkeiten; die Last einer Welt, die Zukunft einer Welt zu tragen — nicht „dieser" Welt, sondern einer „andern", einer neuen Welt deutscher Verwirklichung. (Ernst Bertram, Nietzsche, 1918.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

3. BÜNDE

REUCHLIN UND MELANCHTHON

Philipp Schwarzerd, in griechischer Übersetzung Melanchthon, gehörte mehr und wahrhafter als irgendein anderer zur Schule Reuchlins. Reuchlin war einer seiner nächsten Verwandten, hatte seine Erziehung geleitet, mit sinnvoller Hingebung folgte der junge Mensch den Anweisungen und dem Beispiele des Meisters. Die innere Kraft, welche richtig begonnene Studien immer entwickeln, die Teilnahme, die er in seinen Altersgenossen fand und vor allem eine unvergleichliche, vom ersten Anfang an ihres Berufes gewisse Fähigkeit führten ihn dann auf das rascheste vorwärts, schon im siebzehnten, achtzehnten Jahr hatte er es dahin gebracht, in Tübingen lehren, einige kleine Bücher grammatischen Inhalts erscheinen lassen zu können. — — Zwischen dem Meister und dem Jünger bestand das edle Verhältnis einer die Welt erst in halber Klarheit vor sich sehenden Jugend und der natürlichen Überlegenheit gereifter Jahre. „Wohin du mich schicken willst," schreibt Melanchthon an Reuchlin, „dahin will ich gehen; was du aus mir machen willst, das will ich werden". „Gehe aus", antwortet ihm Reuchlin, „von deinem Vaterlande, von deiner Freundschaft". Mit der Verheißung, welche dem Abraham geschah, segnet und entläßt er ihn. (Leopold von Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, 1839/1847.)

SANSSOUCI

In Sanssouci vereinigte Friedrich den Kreis der Männer um sich, denen er sein besonderes freundschaftliches Vertrauen schenkte. Denjenigen, die ihm aus der schönen Rheinsberger Zeit geblieben waren, wußte er bald neue Freunde zuzugesellen. Unter den letzteren ist besonders der Marquis d'Argens zu erwähnen, der, von provenzalischer Geburt, in der Heimat wegen seiner freien Gesinnung nur Verfolgungen erlitten hatte, hier aber ein sicheres Asyl fand. Die Anmut seines Benehmens, die feine Bildung seines Geistes, vor allem aber die treue, anspruchslose Hingebung an den König machten ihn diesem bald so wert, daß er nachmals die Stelle in Friedrichs Herzen einnahm, die früher Jordan besessen hatte. Durch gleiche Treue war Friedrichs literarischer Sekretär Darget ausgezeichnet. Als einer der alten Freunde ist hier noch Baron Pöllnitz zu erwähnen, der schon unter König Friedrich I. gedient und sich durch vielseitige Kenntnisse, besonders aber durch eine unerschöpfliche gesellige Laune empfohlen hatte, obgleich der Leichtsinn und die Unbeständigkeit seines Charakters ihn stets daran hinderten, Friedrichs näheres Vertrauen zu gewinnen. Im Frühjahr 1744 hatte er sich sogar durch sehr unüberlegte Handlungen den völligen Verlust der königlichen Gnade zugezogen und konnte dieselbe nur dadurch wiedergewinnen, daß er sich auf strenge Bedingungen förmlich unterwarf. Die letzteren lauteten dahin, daß er mit keinem Gesandten verkehre, daß er die Freuden der königlichen Tischgesellschaft nie wieder verderbe und daß öffentlich in Berlin verboten würde, ihm, bei hundert Du-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

katen Strafe, auch nur das geringste zu leihen. Pöllnitz war eine Art lustiger Rat; ziemlich in gleicher Eigenschaft figurierte in Sanssonci der französische Arzt de Lamettrie.

Die militärischen Freunde des Königs gehören ebenfalls in diesen Kreis. Dabei ist jedoch zu bemerken, daß keiner von ihnen es je wagen durfte, seine dienstliche Stellung mit dieser freundschaftlichen zu verwechseln. Was sie im Dienst versehen hatten, wurde mit voller Strenge gerügt; aber dafür tat auch eine solche Rüge dem freundschaftlichen Verhältnisse keinen Abbruch. Winterfeldt genoß das nächste Vertrauen des Königs, als dessen Generaladjudant war er indes fast ganz dem Geschäftsleben hingegeben. Graf Rothenburg, der in der Schlacht von Czaslau schwere Wunden davongetragen hatte, ward Friedrich ein zweiter Keyserling. Aber auch er starb früh, und sein Tod machte dem Könige alle die Schmerzen, die er beim Tode des ersten Lieblings empfunden hatte. Friedrich selbst bewies ihm in der letzten Krankheit die innigste Teilnahme. Es war im Dezember 1751, als man ihm meldete, daß der Graf im Sterben liege. Halb angekleidet eilte Friedrich über die Straße in die Wohnung des Freundes. Er fand den Arzt bei ihm; dieser zuckte mit den Achseln, dem Könige stürzten die Tränen aus den Augen, und als man als letztes Rettungsmittel dem Grafen eine Ader schlug, hielt er den Teller, um das Blut aufzufangen. Da dieser Aderlaß die gehoffte Wirkung nicht tat, so verließ er den Sterbenden im tiefsten Schmerze; nach seinem Tode verschloß er sich mehrere Tage vor aller Gesellschaft.

Dem Obersten von Forcade, der in der Schlacht von Soor am Fuße verwundet ward, erwies Friedrich für seine Verdienste wiederholte Gnadenbezeugungen. Bei einer Cour auf dem Berliner Schlosse, als Forcade seinen Dank abzustatten kam und sich seines leidenden Fußes wegen an das Fenster lehnte, brachte ihm Friedrich selbst einen Stuhl und sagte: „Mein lieber Oberst von Forcade, ein so braver und würdiger Mann, als Er ist, verdient sehr wohl, daß auch der König selbst ihm einen Stuhl bringt."

Einen vorzüglichen Wert legte Friedrich auf die Erwerbung zweier Männer, die ein gleicher Gewinn für sein Herz wie für seinen Staat wurden. Dies waren die Gebrüder Keith aus Schottland, die als Anhänger der Stuarts ihr Vaterland meiden mußten. Der jüngere Jacob Keith kam zuerst zu Friedrich und erhielt sogleich die preußische Feldmarschallwürde. Der ältere, Georg Keith, Erbmarschall von Schottland und deshalb gewöhnlich nur Lord-Marschall genannt, kam später und war einer von den wenigen, die das Geschick für die späteren Tage des Königs erhielt.

Auch den alten Feldmarschall Schwerin, der im zweiten Schlesischen Kriege seinen Abschied genommen hatte, wußte sich Friedrich wieder zu gewinnen. Er tat die ersten Schritte zur Versöhnung und lud Schwerin zu sich ein. Dieser gehorchte dem Befehle. Als er im Schlosse angekommen war und im Vorzimmer vernommen hatte, daß Friedrich wohlgelaunt sei, ließ er sich durch den Kammerhusaren, der den König bediente, melden. Der Husar erhielt jedoch keine Antwort auf seine Meldung; Friedrich ergriff statt dessen seine Flöte und ging phantasierend eine Viertelstunde im Zimmer auf und nieder. Endlich legte er die Flöte beiseite, steckte den Degen an und befahl, den Feld-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

marschall vorzulassen. Dies geschah, der König empfing ihn mit gnädigem Gruße und deutete dem Diener durch einen Wink an, das Zimmer zu verlassen. Im Vorzimmer hörte der Kammerhusar nun, wie das Gespräch zwischen dem Könige und Schwerin immer lauter ward und endlich so heftig, daß ihm anfing bange zu werden. Bald aber legte sich der Sturm, die Unterhaltung ward wieder ruhiger und endlich ganz leise. Dann öffnete sich die Tür, Schwerin verneigte sich mit einer heiteren, zufriedenen Miene gegen den König, und dieser sagte mit gütigem Tone: „Ew. Exzellenz essen zu Mittag bei mir." Fortan war das gute Vernehmen zwischen den beiden großen Männern wiederhergestellt. Was in jener Stunde gesprochen wurde, hat nie ein dritter erfahren.

Mit dem größten Enthusiasmus aber wurde von Friedrich derjenige Mann aufgenommen, der ihn unablässig wie kein zweiter anzog, dessen Geist allein ihm zu genügen vermochte und den er schon oft vergeblich ganz für sich zu gewinnen versucht hatte, — Voltaire. Noch im Jahre 1749 hatte Friedrich dem französischen Dichter geschrieben: „Sie sind wie der weiße Elefant, dessentwegen der Schah von Persien und der Großmogul Krieg führen und dessen Besitz, wenn sie glücklich genug gewesen sind, ihn erlangt zu haben, einen von ihren Titeln bildet. Wenn Sie hierher kommen, so sollen Sie an der Spitze des meinigen stehen: Friedrich, von Gottes Gnaden König von Preußen, Kurfürst von Brandenburg, Besitzer von Voltaire." Da zerrissen plötzlich die Bande, die ihn an seine Heimat gefesselt hatten, und er folgte dem jahrelangen Andringen des Königs. Am 10. Juli 1750 traf er in Sanssouci ein, um fortan bei Friedrich zu bleiben. Er erhielt den goldenen Schlüssel des Kammerherrn, den Verdienstorden und ein bedeutendes Jahresgehalt, welches sich bald bis auf die Summe von 5000 Talern steigerte. Friedrich bewies ihm die entschiedenste Huldigung. Prinzen, Feldmarschälle, Staatsminister beeiferten sich, ihm ihre Aufwartung zu machen.

Voltaires Gegenwart brachte in der Tat einen Reiz in das Leben von Sanssouci, der alles zu schnellerer Bewegung, zu vollerer Äußerung der Kräfte mit fortriß. Jeder war bedacht, sich ganz zusammenzunehmen, um so der scharfen Überlegenheit des Dichters entgegentreten zu können. Alles beschäftigte sich mit Wissenschaft und Poesie, die Prinzen und Prinzessinnen suchten in der Darstellung der Tragödien, zu denen man jetzt unverzüglich schritt, den Anforderungen des Meisters zu genügen. Dabei blieb in dem engeren Kreise aller Zwang, alles Zeremoniell verbannt. Voltaire fand vollkommene Muße zur Vollendung seiner Arbeiten, die er in Frankreich, wo das Wort nicht frei war, hatte liegen lassen müssen. Er konnte sein Leben gestalten wie er wollte, nur die Abendmahlzeiten pflegten den Kreis der Vertrauten zum heiteren Genusse zu vereinen. Hier war alles Witz und Geist, und Voltaire und Friedrich standen einander als die Herrscher im Reiche des Geistes gegenüber. (Franz Kugler, Geschichte Friedrichs des Großen, 1840.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

DER HAINBUND

Den 12. September (schreibt Voß an Brückner 1772), da hätten Sie hier sein sollen! Die beiden Millers, Hahn, Hölty, Wehrs und ich gingen noch des Abends nach einem nahegelegenen Dorfe. Der Abend war außerordentlich heiter und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir aßen in einer Bauernhütte eine Milch und begaben uns darauf ins freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund, und sogleich fiel uns allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, faßten uns alle bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Stamm herum —, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unseres Bundes an und versprachen uns eine ewige Freundschaft. Dann verbündeten wir uns, die größte Aufrichtigkeit in unsern Urteilen gegeneinander zu beobachten und zu diesem Endzwecke die schon gewöhnliche Versammlung noch genauer und feierlicher zu halten. Ich ward durch Loos zum Ältesten erwählt. Jeder soll Gedichte auf diesen Abend machen und ihn jährlich begehen. — —

Alle Sonnabend um vier Uhr kommen wir bei einem zusammen. Klopstocks Oden und Ramlers lyrische Gedichte und ein in schwarz vergoldetes Leder gebundenes Buch liegen auf dem Tisch. Sobald wir alle da sind, liest einer eine Ode aus Klopstock oder Ramler her, und man urteilt alsdann über die Schönheiten und Wendungen derselben und über die Deklamation des Lesers. Dann wird Kaffee getrunken und dabei, was man die Woche etwa gemacht, hergelesen und darüber gesprochen. Dann nimmt es einer, dems aufgetragen wird, mit nach Hause und schreibt eine Kritik darüber, die des andern Sonnabends vorgelesen wird. Das obige schwarze Buch heißt das Bundesbuch und soll eine Sammlung von den Gedichten unsers Bundes werden, die einstweilen durchgehends gebilligt sind.

Einige Tage vor seiner Abreise nötigte Ewald den ganzen hiesigen Parnaß, auch Bürger von Gelinhausen, zum Abschiedsschmause. Das war nun eine Dichtergesellschaft, und wir zechten auch alle wie Anakreon und Flaccus. Boie, unser Werdomar, oben im Lehnstuhle und zu beiden Seiten der Tafel mit Eichenlaub bekränzt die Bardenschüler. Gesundheiten wurden auch getrunken, erstlich Klopstocks! Boie nahm das Glas, stand auf und rief: Klopstock! Jeder folgte ihm, nannte den großen Namen und nach einem heiligen Stillschweigen trank er. Nun Ramlers! Nicht voll so feierlich; Lessings, Gleims, Geßners, Gerstenbergs, Uzens, Weißens und so weiter . . Jemand nannte Wieland, mich deucht, Bürger wars. Man stand mit vollen Gläsern auf und — Es sterbe der Sittenverderber Wieland! es sterbe Voltaire! und so weiter. (Voß, Briefe von 1772.)

HERDER UND HAMANN

Innig schloß sich Herder an seinen Freund Johann Georg Hamann an und dieser sich an ihn. In ihm fand er, was er suchte und bedurfte: ein mitempfindendes,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

liebevolles, glühendes Herz für alles Große und Gute, eine geistige Religiosität, die strengsten moralischen Grundsätze und einen an Gemüt und Geist hohen, geweihten Genius. So trug er seinen Hamann im Herzen; die innigste Sympathie verknüpfte sie beide für Zeit und Ewigkeit.

Ob Herder bald nach seiner Ankunft zu Königsberg oder erst später die Bekanntschaft mit Hamann gemacht, weiß ich nicht. Er selbst erzählte uns: sie hätten einander zuerst im Beichtstuhl gesehen und seien aufeinander aufmerksam geworden. Auf dieses erste Sehen, das beiden unvergeßlich blieb, knüpfte sich bald die nähere Bekanntschaft, die wahrscheinlich der Buchhändler Kanter beförderte. Genug, sie hatten sich gefunden.

Hamann belebte in hohem Grade der Eifer, Jünglingen hilfreich zu sein, wo er konnte, und so sorgte er auch für seinen jungen, unerfahrnen Freund, indem er auf Mittel zu seinem besseren Fortkommen dachte und selbst zu seiner Bildung viel beitrug. Er las mehrere Bücher mit ihm. Die Harmonie ihrer Gesinnungen entwickelte sich durch diese Geistesmitteilung immer mehr. Hamann lehrte ihn das Englische; sie fingen mit Shakespeares Hamlet an. Unvergeßlich und heilig blieb ihm der Eindruck, den diese Stunden ihm gemacht, er sprach oft mit Rührung davon, den Hamlet konnte er beinahe auswendig, und unter allen dramatischen Dichtern hielt er immer Shakespeare am höchsten. Seine Bekanntschaft mit diesem Dichter und mit Ossian entwickelten seine Liebe zur einfach-rührenden Natursprache der Volkslieder, deren Keim durch die morgenländische Poesie schon in früher Jugend in ihm geweckt worden war.

Mit Hamann, den er so hoch und einzig verehrte, war er, so viel es beider Zeit erlaubte, oft zusammen. Er war und blieb ihm ein heiliges Wesen. Ihr Briefwechsel, worin sie sich alles Merkwürdige ihres Lebens und Herzens mitteilten, war ein geistig-moralisches Zusammenleben; er enthält die treuste Darstellung ihrer Gesinnungen, Verhältnisse und Schicksale.

Wenn Herder einen Brief von Hamann erhielt, so war es für ihn ein Festtag; dann konnte er nicht mehr im Zimmer bleiben, er mußte hinaus ins Freie, seine ganze Seele war bewegt. Die schmerzlichste Empfindung war für ihn, daß er Hamann in Deutschland nicht mehr sehen und sprechen sollte. Hamann starb zu Münster am 21. Juni 1788, eben da er im Begriff war, Herdern zu besuchen. Wieviel war ihm mit Hamann versunken — sogar seine letzte Stimme treuer Freundschaft in Münster verklungen! (Caroline von Herder, Erinnerungen aus dem Leben J. G. von Herders, 1820.)

HERDER — SOKRATES UND GOETHE — ALKIBIADES

Keine Rechenschaft geb ich Ihnen, lieber Mann, von meiner Arbeit, noch sag ich meine jetzigen Empfindungen darüber, da ich aufgestanden und in die Ferne getreten bin; es würde aussehen, als wollt ich Ihr Urteil leiten, weil ich fürchtet es wandelte an einen Platz, wo ichs nicht wünschte. Das aber darf ich sagen, daß ich recht mit Zuversicht arbeitete, die beste Kraft meiner Seele dran wendete, weil ich tat, um Sie darüber zu fragen, und wußte, Ihr Urteil wird mir nicht nur über dies Stück die Augen öffnen, sondern viel-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mehr über diesen Stück dich lehren, wie Oeser, es als Meilensäule pflanzen, von der wegschreitend du eine weite, weite Reise anzutreten und bei Ruhestunden zu berechnen hast. Auch unternehme ich keine Veränderung bis ich Ihre Stimme höre; denn ich weiß doch, daß alsdann radikale Wiedergeburt geschehen muß, wenn es zum Leben eingehen soll.
Jetzo studier ich Leben und Tod eines anderen Helden und dialogisiers in meinem Gehirn. Noch ists nur dunkle Ahndung. Den Sokrates, den philosophischen Heldengeist, die „Eroberungswut aller Lügen und Laster, besonders derer, die keine scheinen wollen", oder nicht mehr den göttlichen Beruf zum Leben der Menschen, die ἐξ'ουσίαν des μετανοεῖτε, die Menge, die gafft, die Wenigen, denen Ohren sind zu hören, das pharisäische Philisterium der Meliten und Anyten, die Ursache nicht, die Verhältnisse nur der Gravitation und endlichen Übergewichts der Nichtswürdigkeit. Ich brauche Zeit, das zum Gefühl zu entwickeln. Und dann weiß ich doch nicht, ob ich von der Seite mit Äsopen und Lafontaine verwandt bin, wo sie nach Hamann mit dem Genius des Sokrates sympathisieren; ob ich mich von dem Dienste des Götzenbildes, das Plato bemalt und verguldet, dem Xenophon räuchert, zu der wahren Religion hinaufschwingen kann, der statt des Heiligen ein großer Mensch erscheint, den ich nur mit Liebesenthusiasmus an meine Brust drücke, und rufe: mein Freund und mein Bruder. Und das mit Zuversicht zu einem großen Menschen sagen zu dürfen! — Wär ich einen Tag und eine Nacht Alcibiades, und dann wollt ich sterben! —
Vor wenigen Tagen hab ich Sie recht aus vollem Herzen umfaßt, als säh ich Sie wieder und hörte Ihre Stimme. Ich sah den gepeitschten Heliodor an der Erde, und der himmlische Grimm der rächenden Geister säuselte um mich herum.. Ich kann nicht leugnen, daß sich in meine Freude ein bißchen Hundereminiszenz mischte, und gewisse Striemen zu jucken anfingen wie frisch verheilte Wunden bei Veränderung des Wetters; ich merkts zwar erst eine Zeitlang hinterdrein und streichelte meinen Genius mütterlich mit Trost und Hoffnung. (Goethe an Herder, 1771.)

GOETHE UND SCHILLER

Genoß ich die schönsten Augenblicke meines Lebens zu gleicher Zeit, als ich der Metamorphose der Pflanzen nachforschte, als mir die Stufenfolge derselben klar geworden, begeisterte mir diese Vorstellung den Aufenthalt von Neapel und Sizilien, gewann ich diese Art, das Pflanzenreich zu betrachten, immer mehr lieb, übte ich mich unausgesetzt daran auf Wegen und Stegen: so mußten mir diese vergnüglichen Bemühungen dadurch unschätzbar werden, indem sie Anlaß gaben zu einem der höchsten Verhältnisse, die mir das Glück in späteren Jahren bereitete. Die nähere Verbindung mit Schiller bin ich diesen erfreulichen Erscheinungen schuldig, sie beseitigten die Mißverhältnisse, welche mich lange Zeit von ihm entfernt hielten.
Nach meiner Rückkunft aus Italien, wo ich mich zu größerer Bestimmtheit und Reinheit in allen Kunstfächern auszubilden gesucht hatte, unbekümmert, was während der Zeit in Deutschland vorgegangen, fand ich neuere und ältere

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dichterwerke in großem Ansehn, von ausgebreiteter Wirkung, leider solche, die mich äußerst anwiderten: ich nenne nur Heinses Ardinghello und Schillers Räuber. Jener war mir verhaßt, weil er Sinnlichkeit und abstruse Denkweisen durch bildende Kunst zu veredeln und aufzustutzen unternahm, dieser, weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen gestrebt, recht in vollem hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegossen hatte.

Beiden Männern von Talent verargte ich nicht, was sie unternommen und geleistet; denn der Mensch kann sich nicht versagen, nach seiner Art wirken zu wollen, er versucht es erst unbewußt, ungebildet, dann auf jeder Stufe der Bildung immer bewußter, daher denn so viel Treffliches und Albernes sich über die Welt verbreitet und Verwirrung aus Verwirrung sich entwickelt.

Das Rumoren aber, das im Vaterlande dadurch erregt, der Beifall, der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein, so von wilden Studenten als der gebildeten Hofdame gezollt wurde, der erschreckte mich; denn ich glaubte, all mein Bemühen völlig verloren zu sehen, die Gegenstände, zu welchen, die Art und Weise, wie ich mich gebildet hatte, schienen mir beseitigt und gelähmt. Und was mich am meisten schmerzte: alle mit mir verbundenen Freunde, Heinrich Meyer und Moritz sowie die im gleichen Sinne fortwaltenden Künstler Tischbein und Bury schienen mir gleichfalls gefährdet; ich war sehr betroffen. Die Betrachtung der bildenden Kunst, die Ausübung der Dichtkunst hätte ich gerne völlig aufgegeben, wenn es möglich gewesen wäre; denn wo war eine Aussicht, jene Produktionen von genialem Wert und wilder Form zu überbieten? Man denke sich meinen Zustand! Die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren und mitzuteilen, und nun fand ich mich zwischen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt.

Moritz, der aus Italien gleichfalls zurückkam und eine Zeitlang bei mir verweilte, bestärkte sich mit mir leidenschaftlich in diesen Gesinnungen; ich vermied Schillern, der, sich in Weimar aufhaltend, in meiner Nachbarschaft wohnte. Die Erscheinung des Don Carlos war nicht geeignet, mich ihm näher zu führen, alle Versuche von Personen, die ihm und mir gleich nahestanden, lehnte ich ab, und so lebten wir eine Zeitlang nebeneinander fort.

Sein Aufsatz über Anmut und Würde war ebensowenig ein Mittel, mich zu versöhnen. Die Kantische Philosophie, welche das Subjekt so hoch erhebt, indem sie es einzuengen scheint, hatte er mit Freuden in sich aufgenommen; sie entwickelte das Außerordentliche, was die Natur in sein Wesen gelegt, und er, im höchsten Gefühl der Freiheit und Selbstbestimmung, war undankbar gegen die große Mutter, die ihn gewiß nicht stiefmütterlich behandelte. Anstatt sie selbständig, lebendig vom Tiefsten bis zum Höchsten gesetzlich hervorbringend zu betrachten, nahm er sie von der Seite einiger empirischen menschlichen Natürlichkeiten. Gewisse harte Stellen sogar konnte ich direkt auf mich deuten, sie zeigten mein Glaubensbekenntnis in einem falschen Lichte. Dabei fühlte ich, es sei noch schlimmer, wenn es ohne Beziehung auf mich gesagt worden; denn die ungeheure Kluft zwischen unsern Denkweisen klaffte nur desto entschiedener.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

An keine Vereinigung war zu denken. Selbst das milde Zureden eines Dalberg, der Schillern nach Würden zu ehren verstand, blieb fruchtlos, ja, meine Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegensetzte, waren schwer zu widerlegen. Niemand konnte leugnen, daß zwischen zwei Geistesantipoden mehr als ein Erddiameter die Scheidung mache, da sie denn beiderseits als Pole gelten mögen, aber eben deswegen in eins nicht zusammenfallen können. Daß aber doch ein Bezug unter ihnen stattfinde, erhellt aus folgendem. Schiller zog nach Jena, wo ich ihn ebenfalls nicht sah. Zu gleicher Zeit hatte Batsch durch unglaubliche Regsamkeit eine naturforschende Gesellschaft in Tätigkeit gesetzt, auf schöne Sammlungen, auf bedeutenden Apparat gegründet. Ihren periodischen Sitzungen wohnte ich gewöhnlich bei. Einstmals fand ich Schillern daselbst, wir gingen zufällig beide zugleich heraus, ein Gespräch knüpfte sich an, er schien an dem Vorgetragenen teilzunehmen, bemerkte aber sehr verständig und einsichtig und mir sehr willkommen, wie eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, den Laien, der sich gern darauf einließe, keineswegs anmuten könne.

Ich erwiderte darauf, daß sie den Eingeweihten selbst vielleicht unheimlich bleibe, und daß es doch wohl noch eine andere Weise geben könne, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig aus dem Ganzen in die Teile strebend darzustellen. Er wünschte hierüber aufgeklärt zu sein, verbarg aber seine Zweifel nicht; er konnte nicht eingestehen, daß ein solches, wie ich behauptete, schon aus der Erfahrung hervorgehe.

Wir gelangten zu seinem Hause, das Gespräch lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und ließ mit manchen charakteristischen Federstrichen eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das alles mit großer Teilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee." Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen; denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Die Behauptung aus Anmut und Würde fiel mir wieder ein, der alte Groll wollte sich regen; ich nahm mich aber zusammen und versetzte: „Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe."

Schiller, der viel mehr Lebensklugheit und Lebensart hatte, als ich und mich auch wegen der Horen, die er herauszugeben in Begriff stand, mehr anzuziehen als abzustoßen gedachte, erwiderte darauf als ein gebildeter Kantianer, und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerspruch entstand, so ward viel gekämpft und dann Stillstand gemacht; keiner von beiden konnte sich für den Sieger halten, beide hielten sich für unüberwindlich. Sätze, wie folgender, machten mich ganz unglücklich: „Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemessen sein sollte? Denn darin besteht eben das Eigentümliche der letzteren, daß ihr niemals eine Erfahrung kongruieren könne." Wenn er das für eine Idee hielt, was ich als Erfahrung aussprach, so mußte doch zwischen beiden irgend etwas Vermittelndes, Bezügliches obwalten! Der erste Schritt war jedoch getan. Schillers Anziehungskraft war groß, er hielt alle fest, die sich ihm näherten, ich nahm teil

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

an seinen Absichten und versprach, zu den Horen manches, was bei mir verborgen lag, herzugeben; seine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben und zu schätzen gewohnt war, trug das Ihrige bei zu dauerndem Verständnis, alle beiderseitigen Freunde waren froh, und so besiegelten wir durch den größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Objekt und Subjekt einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und andere manches Gute gewirkt hat. (Goethe, Zur Morphologie, 1817/1824.)

FRIEDRICH SCHLEGEL UND NOVALIS

Das Schicksal hat einen jungen Mann in meine Hand gegeben, aus dem alles werden kann. — Er gefiel mir sehr wohl, und ich kam ihm entgegen, da er mir denn bald das Heiligtum seines Herzens weit öffnete. Ein noch sehr junger Mensch — von schlanker guter Bildung, sehr feinem Gesicht mit schwarzen Augen, von herrlichem Ausdruck, wenn er mit Feuer von etwas Schönem redet — unbeschreiblich viel Feuer — er redet dreimal mehr und dreimal schneller wie wir andre — die schnellste Fassungskraft und Empfänglichkeit. Das Studium der Philosophie hat ihm üppige Leichtigkeit gegeben, schöne philosophische Gedanken zu bilden — er geht nicht auf das Wahre, sondern auf das Schöne — seine Lieblingsschriftsteller sind Plato und Hemsterhuys — mit wildem Feuer trug er mir an einem der ersten Abende seine Meinung vor — es sei gar nichts Böses in der Welt — und alles nahe sich wieder dem goldenen Zeitalter. Nie sah ich so die Heiterkeit der Jugend. Seine Empfindung hat eine gewisse Keuschheit, die ihren Grund in der Seele hat, nicht in Unerfahrenheit. Denn er ist schon sehr viel in Gesellschaft gewesen (er wird gleich mit jedermann bekannt), ein Jahr in Jena, wo er die schönen Geister und Philosophen wohl gekannt, besonders Schiller. Doch ist er auch in Jena ganz Student gewesen und hat sich, wie ich höre, oft geschlagen. — Er ist sehr fröhlich, sehr weich und nimmt für jetzt noch jede Form an, die ihm aufgedrückt wird. —
Die schöne Heiterkeit seines Geistes drückt er selbst am besten aus, da er in einem Gedichte sagt, „die Natur hätte ihm gegeben, immer freundlich himmelwärts zu schauen". Dieses Gedicht ist ein Sonett, welches er an Dich gemacht, weil er Deine Gedichte sehr liebt. — Es ist aber schon vor einigen Jahren gemacht — und Du mußt sein Talent nicht danach beurteilen. — Ich habe seine Werke durchgesehen: die äußerste Unreife der Sprache und Versifikation, beständige unruhige Abschweifungen von dem eigentlichen Gegenstand, zu großes Maß der Länge und üppiger Überfluß an halbvollendeten Bildern, so wie beim Übergang des Chaos in Welt nach dem Ovid — verhindern mich nicht, das in ihm zu wittern, was den guten, vielleicht den großen lyrischen Dichter machen kann — eine originelle und schöne Empfindungsweise und Empfänglichkeit für alle Töne der Empfindung. — Im Merkur April 1791 stehn Klagen eines Jünglings von ihm. Die Sonette hat er mir versprochen und kann ich sie vielleicht beilegen. Sein Name ist von Hardenberg. (Friedrich Schlegel, Brief von 1792.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Romantik hat sich nicht in großen Menschen erfüllt und nicht in Werken ihr eigentümliches Leben zusammendrängen und festhalten können. Nur dichterische und gedankliche Bruchstücke geben uns Kunde von ihr als einer — weit über ihre Ergebnisse hinaus — eindringlichen und umfassenden Bewegung, wie angespülte Trümmer vom Sturm. Man hat in diesen Trümmern die Bewegung selber sehen und sie danach werten wollen. Aber alle von ihr übernommenen Schlagworte und Richtungen, die Bereicherungen, die man aus ihr ziehen durfte — die Kenntnis ausländischer Literaturen oder das Wiedererwachen des Deutschtümlichen — sind nicht ihr Wesen, sondern Begleiterscheinungen, die letzten, dünnen, bis ins Bewußtsein geschlagenen Wellen der Wirbel, denen sie entstieg. — —

Man könnte glauben, die Suche des Leibs teile die Romantik mit der Renaissance; diese Suche sei Goethisch, klassisch, individualistisch. Aber Goethe sucht die Gestalten und Gebilde, und die Romantik sucht den Einen Leib. Für das Klassische besteht kein Gegensatz zwischen Leib und Geist: kein Leib tritt in Erscheinung, der nicht Ausdruck eines Geistigen wäre, während die Romantiker aus diesem Gegensatz, dem Ungleichgewicht, dem Widerstreit ihre wollüstigsten Spiele und Gedanken machen. Sie erst haben den Kampf zwischen Geist und Natur, zwischen Mann und Weib, zwischen Gott und Mensch, zwischen Traum und Wirklichkeit aus einem Problem und Schicksal zu einem geistigen Raffinement, ja, zu einem Gesellschaftsspiel des Bewußtseins umgeschaffen. Nicht daß sie ihn oberflächlich genommen hätten — sie waren nicht frivol — nein, sie haben die Antithese, den Witz, die Ironie, das Spiel selbst als fast religiöse Angelegenheit betrieben. Die Beziehungen waren ihnen alles, die Dinge nichts. Sie statuierten keine Dinge, sondern eben nur das Spiel, das Fließen des Bluts in dem großen Leib, der die Welt war. Ihr Witz ist die Auflösung aller Gesetze und Maße, die allverknüpfende Willkür, die Brechung aller Bilder im regen Wellenspiegel ihrer Seelen. Ihre Ironie ist die Lust, alles als Schauspiel zu genießen, alles in beliebigen Abständen zu betrachten; denn es gibt ja für sie keine festen Bezüge, es gibt kaum Mittelpunkte. Das Ich selbst ist ihnen ein Schwankendes, man kann es sein und man kann es sehen, von innen und außen — es gibt keine Wirklichkeit, als das Denken. — —

Sie hatten an Fichte angeknüpft. Dieser macht das souveräne Ich zum Weltschöpfer durch den Akt des Denkens. Um diesen Akt selbst, nicht um das Ich, drehte sich das ganze romantische Leben. Das Ich wäre ihr schon zu bestimmt gewesen. Sie wollten Wege, nicht Ziele; Prozesse, nicht Resultate; das Gebären, nicht die Geburt. Daher ihre Vorliebe für alles Schwanke, Schwebende, Nacht, Geheimnis und Dämmerung gegenüber dem Greifbaren, Geformten, daher ihre Abneigung gegen feste Begriffe, gegen Moral und Dogmatik, die sich nicht in Aphorismen und Mysterien auflösen ließ. Kein Ens realissimum war ihr Gott, sondern eine Actio realissima, das sich selbst genügende Denken, aus dem alle Weltbilder aufstiegen, — nicht, um wie bei Fichte gesetzt zu werden, sondern als Spiel und zur Vernichtung bestimmt. Schon nach

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dieser Weltverfassung konnten die Romantiker nicht das Individuum suchen wollen, an Ausbildung der Persönlichkeit dachten sie nur, sofern dadurch ihr Spiel und die Fülle ihrer Gesichte gesteigert wurde. Sie sind darin die Widerrenaissance und stellen das Goethesche Ideal in Frage. Sie fühlten sich als Fragmente, als Wellen einer großen Vibration. Keiner konnte allein stehen, obwohl keiner sich mit dem andren im menschlichen Sinn einig fühlte und sie sich bald wechselseitig vergötterten, bald durch kleine Bosheiten aneinander rieben. Doch sie alle fühlten in sich den Wellenschlag des allmächtigen Denkens, das immer sich wandelnde Gleiten der Welt, und ihre Geselligkeit ist das Werk eines feinen, unterirdischen Instinkts. Sie suchten die Geselligkeit, wie die Renaissance das Individuum gesucht hat, wie von Gott getrieben, weil sie nur so zu ihrem Ausdruck kommen, nur so Vibration bleiben konnten. Dazu war die Romantik ja in die Welt gekommen. Heroen hat sie nicht hervorgebracht und nicht hervorbringen wollen. Aber so hat sie doch das höchste geistige Niveau erreicht, das bisher einem Bildungskreis in Deutschland vergönnt war. Die Gegenwart muß beschämt stehen vor dieser Fülle und Weite der Ansichten und dem Pathos, womit sie, auch spielend, das Leben beseelte. — Wir haben das Recht, die ganze Romantik wie eine Person anzusehen. Wenn man heute wieder fasziniert zu ihr zurückkehrt, so ist es weniger, weil uns einzelne ihrer Erscheinungen brauchbar oder reizend sind, als weil hier ein Einmaliges und Unverlierbares aus dem Chaos herausgehoben ist: das Denken als sinnliche Weltkraft — sehr fragmentarisch und unvollkommen und unrein, doch einer künftigen Ausbildung vielleicht fähig und (gerade wegen seiner Anfänglichkeit) bedürftig, wenn auch kaum wünschbar. Hier sind vielleicht erste Anzeichen eines neuen Formprinzips neben Religion und Philosophie: ein neues Verhalten des Menschengeistes zum Unendlichen, und die Morgenluft, die diese Anfänge umweht, macht noch heute den Atem freier. (Friedrich Gundelfinger, Romantikerbriefe, 1907.)

ZEHN JÜNGLINGE WÜRDEN GENÜGEN

Was könnten zehn gefühlvolle, reine, begeisterte Jünglinge, zu einem Zwecke verbündet, mit der Welt in religiöser Hinsicht machen, wenn sie weniger schreiben und mehr tun wollten, und wenn es möglich wäre, noch junge Leute zu finden. — Daher tut es mir in der Seele weh, wenn ich die herrlichen Kräfte der neuen Menschen, des Schlegel, des Tieck, des Schleiermacher verschwendet, den einen eine Komödie, den andern ein Journal, den dritten romantische Dichtungen, Sonetts und Gott weiß was liefern sehe, sie von großen Zwecken, wie die Franzosen von der Landung in England prahlen höre, und doch keine ernste Tendenz, keine verbundene Harmonie zu dem großen Ziele, keine Realisierung der göttlichen Idee einer geselligen Verbindung edler Freunde zum höchsten Zwecke erblicke, wie Schlegel sie im ersten Heft seines Europa so schön andeutet. Alles poetische Andeuten von hohen Verbindungen, anbrechender Morgenröte und so weiter kann nichts helfen; geben muß man der Welt, der jämmerlichen, von Gott entfremdeten Welt das Beispiel einer solchen Verbindung, in Prosa, in Natura; sie mag Sekte, Orden, wie sie will,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

getauft werden, und kann ich zu einem solchen Zwecke mitwirken, so will ich gern meine poetische Feder, die mir nur dazu Vehikel ist, niederlegen auf ewig, dann erst werde ich sagen können, ich lebe! (Zacharias Werner, Brief von 1803.)

MÄNNERFREUNDSCHAFT

Von Deinen goldnen Zettelchen (gemeint sind Gedichte), welche ich heute früh, als sie ankamen, auf meinem runden Tische am Ofen wie eine Weihnachtsgabe vor mir ausgebreitet habe, folgt sogleich eins in Noten zurück. Was für herrliche Sachen hast Du Lieber mir da gesandt? Schon zehnmal habe ich sie mit den Augen verschlungen, dann behalte ich eins vor mir und kaue daran und schmecke und denke: Wie er doch deine Gedanken und Töne weiß! Wie sein Gras grün, seine Luft warm und sein Licht klar ist, wie man eben lebt und leibt und liebt! Und dann wird nach Notenpapier gegriffen, da keins ist, und gesucht, wo keins liegt, man ist verdrießlich über die Feder, man zerrt sich, und aus dem Besten, was werden sollte, wird kaum Leidliches. Und doch liebt man sich wieder; denn wie Du edler Stahl aus dem rohen Stein den Funken ziehst, so haben die balsamischen Worte mein starres Herz mit Ruhe und Frieden erfüllt. — —

Du bist im Mutterleibe der Natur so hübsch zu Hause, und ich höre Dich so gern reden von Urkräften, die von Geschlechtern der Menschen ungesehn durch das Universum wirken, daß ich ein Gleiches ahne, ja, Dich im Tiefsten zu verstehn meine und doch zu alt und viel zu weit zurücke bin, um ein Studium der Natur anzufangen.

Komme ich nun auf einsamen Reisen über Höhen, Bergspitzen, durch Schluchten und Täler, so werden mir Deine Worte zu Gedanken, die ich mein nennen möchte. Aber es fehlt an allen Orten, und nur mein eigenes kleines Talent kann mich retten, daß ich nicht versinke.

Da wir doch nun einmal zusammen sind, wie wir sind, so dächte ich, Du ließest Dich herab, da ich Dich so gern verstehe, mir meinen Grundstein zu legen, um mein innerstes Sehnen zu festen, wie Kunst und Natur, Geist und Körper überall zusammenhangen, ihre Trennung aber — Tod ist.

So habe auch diesmal wieder, indem ich wie ein Zwirnfaden das thüringische Gebirge von Koburg bis hieher durchzogen bin, schmerzhaft an den Werther gedacht: daß ich nicht überall mit Fingern der Gedanken was unter und neben mir ist befühlen, beschauen kann; was mir aber so natürlich vorkommt, als Körper und Seele ein Wesen sind.

Freilich hat es unserer vieljährigen Korrespondenz nicht an Materie gefehlt. Du hast so redlich teilgenommen an meinem Stückwissen in musikalischen Dingen, wo wir andern freilich noch immer umherschwanken; — wer hätte es uns denn sagen sollen?

Aber ich möchte doch auch nicht gar zu bettelhaft gegen andere vor Dir erscheinen. Nenne es Stolz — dieser Stolz wäre meine Lust. Von Jugend an habe ich mich hingezogen, hingezwungen gefühlt zu denen, die mehr, die das Beste wissen und mutig, ja, lustig mich bekämpft und ertragen, was mir an

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihnen mißfiel — ich wußte wohl, was ich wollte, wenn ich auch nicht weiß, was ich erfuhr. Du warst der einzige, der mich trug und trägt, ich könnte von mir selber lassen, nur nicht von Dir. — —
Und nun lebe wohl, mein süßgeliebtes freundliches Herz, zu dem die Heiden beten, ohne es zu wissen. Dein schönes Leben soll eine ewige Kette von Wohltaten folgenden Geschlechtern werden. Und wie Du stehst und Zeiten, Geschlechter und ihre Schicksale, wie Dein eigenes Leben als eines aus dem andern ruhig übersiehst:

So laß sie gehen, laß sie streiten
Um schwere Kronen und leichten Kattun;
Sie wissen nicht, was sie bereiten,
Nicht, daß sie deinen Willen tun.

(Bekenntnisse Zelters zu Goethe, 1814 und 1827.)

LUDWIG II. UND WAGNER

Ludwig II. ist keine mythische Gestalt, welche die Kräfte des Zeitalters versinnlicht, aber er ist der Ausdruck einer mythischen Gewalt, welche dem 19. Jahrhundert fremd und beziehungslos gegenübersteht. Als er mit 18 Jahren den Thron bestieg, konnte sich niemand dem Zauber dieser Persönlichkeit entziehen, deren Würde mit den konventionellen Formen der europäischen Dynastien nichts gemein hat. Er ist nicht der erste Diener des Staates, sein Ehrgeiz nicht die höchste politische Macht um ihrer selbst willen, er fühlt sich auch nicht als Personifikation des Staates; denn bei aller Prachtliebe repräsentiert er nicht. Man fühlte, daß man ihn nur mit Gestalten fremdester Zeiten, mit Werken frühhellenischer Plastik vergleichen konnte. In Wahrheit spricht eine unbändige und elementare königliche Leidenschaft, ein Trieb nach höchster Schönheit und wunderbarer Fülle, wie ihn wohl die orientalischen Großkönige verbildlichen, aus ihm. „Wo er vorüberschritt, sah man das Königtum schreiten", so ungefähr versuchte damals ein Franzose den Eindruck seiner Erscheinung wiederzugeben.
Seine Regentenpflichten hat er in späteren Jahren sehr vernachlässigt. Die „öffentliche Meinung" Deutschlands beschmutzte sein Bild, die klerikale Partei spielte mit dem Gedanken seiner Absetzung, aber es ist tröstlich zu sehen, daß Volkstümlichkeit etwas ganz anderes ist, als Partei und öffentliche Meinung: Ludwig blieb populär bis zum grauenvollen Ende, das Volk liebte den Begnadet-Unseligen und fragte nicht nach Steuerlast und Wirtschaftspolitik. Es fühlte, daß eins notwendiger ist als der Staat: das menschliche Urbild, das die Ahnung des Göttlichen erweckt — und es umgab das Haupt seines „Sonnenkönigs" mit mythischer Verehrung.
Ludwig blieb seiner Sehnsucht bis zum Ende treu, aber unmöglich konnte er sein unzeitgemäßes Wunschbild im 19. Jahrhundert verwirklichen. Er war zum Könige geboren, nicht zum Künstler, und es gab keine Künstler, die seinen undeutlichen, aber brennenden Traum hätten gestalten können. Daß er sich schon als Knabe dem stärksten Künstler der Zeit ergab, beweist sein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geniales Empfinden — daß sein Streben in die Romantik entgleiste, lag im Widerstande des Zeitalters begründet.

Er hat als Kind die Dürftigkeit des Zeitalters quälend kennengelernt. Der geistig-interessierte, aber doch literarische und unbedeutende Vater, die überaus simple Mutter zwängten ihn pedantisch in kärglichste Enge: um so mehr nahm der unbezwingbare Trieb die Farbe romantischer Sehnsucht an. Im prächtig gelegenen Schloß Neu-Schwanstein gab er sich nicht nur der Sicht in die blauen Berge hin, sondern auch dem Traum der romantischen Burg-Legende, in welcher Tannhäuser und der Schwanenritter lebten! Schon den zwölfjährigen Knaben erregte die Erzählung von Wagners Lohengrin, und als man ihm, um ihn abzukühlen, Wagners schwierige und revolutionäre Schriften in die Hand gab, wurde sein Enthusiasmus nur vertieft. Mit 15 Jahren sah er die Aufführung des Lohengrin: damit war sein inneres Schicksal entschieden, der schimmernde übermenschliche Schwanenritter war für immer sein Wunschbild. Von nun an verschafft er sich alles, was Wagner veröffentlicht — Wagner ist sein Erzieher und Führer. Als Wagner an der Hilfe der Nation verzweifelnd herausfordernd, aber fast resigniert jenen Aufruf schließt: „Wird dieser Fürst sich finden?" gelobt sich Kronprinz Ludwig, sobald er zur Regierung komme, dieser Fürst zu sein und der Welt zu zeigen, wie er das Genie zu ehren wisse. Unerwartet rasch nimmt ihn das Schicksal beim Worte: am 18. März 1864 besteigt der achtzehnjährige Jüngling den Thron, und wenige Wochen danach ist Richard Wagner in München als der mächtigste Mann im Königreich.

Überschwänglich ist der Rausch der Freunde, deren beider Leben aus kärglicher Enge nun im Traum höchster Hoffnung zusammenfließt. Es ist dem „objektiven" Zeitalter, welches die Wissenschaft als Maske hämischer Scheelsucht mißbraucht, entsprechend, die Schwärmerei des königlichen Jünglings als „pathologisch" zu brandmarken, man übersieht nur, daß Wagner, der fünfzigjährige Meister, nicht weniger überschwänglich schreibt.

Ludwig verlangt von seinem Meister nur, daß er in seiner intimen Nähe lebe, ohne jede Verpflichtung. Er will ihn für alle Leiden entschädigen, alle Sorgen des Alltags von ihm verscheuchen, damit er im Reiche seiner Kunst ungestört die mächtigen Schwingen seines Genies entfalten könne. „Unbewußt waren Sie die einzige Quelle meiner Freuden, von meinem zarten Jünglingsalter an, der mir wie keiner zum Herzen sprach, mein bester Lehrer und Erzieher." Wagner schreibt von der ersten Begegnung mit dem liebenden Jüngling: „Heute wurde ich zu ihm geführt. Er ist leider so schön und geistvoll, seelenvoll und herrlich, daß ich fürchte, sein Leben müsse wie ein flüchtiger Göttertraum in dieser gemeinen Welt zerrinnen. Er liebt mich mit der Innigkeit und Glut der ersten Liebe: er kennt und weiß alles von mir und versteht mich wie meine Seele . . Denken Sie sich, wie ergriffen ich bin. Mein Glück ist so groß, daß ich ganz zerschmettert davon bin . . Nichts verbreiten, nichts in die Zeitungen. Alles ist intim und soll es bleiben."

Wagner bezieht eine kleine Villa in der Nähe von Schloß Berg am Starnberger See, um ganz in der Nähe des Freundes und Jüngers zu sein. „Täglich schickt er ein- oder zweimal (den Wagen); ich fliege dann immer wie zu einer Geliebten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Es ist ein hinreißender Umgang, dieser Drang nach Belehrung, dies Erfassen, dies Erbeben und Erglühen ist mir nie so rückhaltlos schön zuteil geworden. Und dann diese liebliche Sorge um mich, diese reizende Keuschheit des Herzens, jeder Miene, wenn er mir sein Glück versichert, mich zu besitzen. So sitzen wir oft stundenlang da, einer in den Anblick des andern verloren." Als schon der Rausch des Glücks vorüber ist, schreibt er doch wieder: „Gestern, wo wir die Vollendung und Aufführungen meiner Nibelungen festsetzten, war ich doch vor Erstaunen über das Wunder des himmlischen königlichen Jünglings so ergriffen, daß ich nahe daran war, vor ihm hinzusinken und ihn anzubeten." Um den Glauben an den edlen Jüngling auszudrücken, nennt man ihn in Wagners engstem Kreise „Parzival". — —

Ludwigs Krankheit ist Flucht vor der Wirklichkeit, die sein Wesen so feindlich bedroht, Rettung in den Traum, als aber die Wirklichkeit ihm als Thronentsetzung droht, beurteilt er sie bis zuletzt richtig. Er weist die Flucht über die nahe Grenze ab, er ruft den ihm gewogenen Bismarck an — dann zieht er den Tod der Abdankung und Entmündigung vor: bis zum Tode die gleiche stolze Königsleidenschaft wie im Knaben. Seinem Wahn, seiner Verkennung der Wirklichkeit lag selbst in den grotesken Ausschreitungen noch die ihm eingeborene Idee, die durch äußere Bedingtheit beengte majestätische Fülle des Menschen zugrunde, und wenn er in den Wahn flüchtete, so gleicht er darin Lear, dessen Wahn auch königlicher ist, als ein zweckmäßiges Verhandeln mit den Töchtern gewesen sein würde. Eben das Abreißen der menschlichen Bindungen durch die „Krankheit" ermöglicht, daß die Idee unvermischt, gewaltig, wenn auch oft verzerrt zum Ausdruck kommt. So ist Ludwig eine mythische Gestalt — nicht als Heros seines Zeitalters, sondern als Verleiblichung einer vom Zeitalter zertretenen, aber ewigen Kraft. — —

Es schien ein Wunder: der Jüngling, bezaubernd durch Schönheit, Würde, Geist, hat sich von selbst ganz dem Werke Wagners hingegeben — und unerwartet empfängt er die königliche Macht, um dessen Pläne verwirklichen zu können. Man muß weit in der Geschichte zurückgreifen, um vielleicht in Plato und Dion ein Vorbild zu finden.

Wagner war sich der Bedeutung dieses Erlebnisses wohl bewußt. Nicht wie bisher sollte er den Heros in der Kunst suchen, nicht nur sein Theater verwirklichen, er sollte der deutschen Nation, der Geschichte den wirklichen Heros formen. „Gott — wenn der gedeiht und gerät! Dann endlich hat die deutsche Nation einmal das Vorbild, dessen sie bedarf — ein anderes als Friedrich II.!" ruft er aus. Zwei gewaltige Aufgaben sind in Wagners Hand vereinigt: die Verwirklichung seiner Kunst im Theater und die Gestaltung Ludwigs. Der ersten Aufgabe hat er sich mit unerhörter Willenskraft hingegeben, die zweite hat er ganz vernachlässigt. Er schwärmt für den König als für das Werkzeug seiner theatralischen Sendung, und die Begeisterung, in der er nahe daran ist, vor ihm anbetend niederzufallen, entspringt der Bereitschaft des Königs, Sempers Baupläne für ein Richard Wagner-Theater auszuführen. Für Plato war Dion der künftige Träger der Idee, der Thronerbe, der Mensch, der Geliebte, für Wagner war Ludwig das Werkzeug. Er war geistvoll genug,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die edlere Aufgabe zu sehen, aber sein Dämon war ihr entgegen. (Kurt Hildebrandt, Wagner und Nietzsche, Ihr Kampf gegen das neunzehnte Jahrhundert, 1924.)

LEHRER UND SCHÜLER

Die Baseler waren befriedigt, diesen „seltenen Vogel" eingefangen zu haben, und der große Amtsbruder Jacob Burckhardt fand, Nietzsche sei ebenso Künstler wie Gelehrter. Doch fühlte dieser, daß auf diesem Wege nicht viel zu erreichen sei, daß er mit seiner idealen Forderung einsam dastehe und dem Publikum sein „Homerisches Geschrei" eigentlich eine Last sei. Ihm lag anfangs mehr am Unterricht an der Oberprima des Gymnasiums, an der unmittelbaren Einwirkung auf die Jugend. Ob er ein vorbildlicher „Lehrer" im engen Sinne war, darüber sind die Berichte nicht einig. Er übertrug in die Wirklichkeit, was er in der Antrittsrede gefordert hatte: die Philologie mit Philosophie zu durchdringen. Viel von Plato, auch in Übersetzungen, zu lesen, war ihm wichtiger, als die genaue Absolvierung des vorgeschriebenen Pensums. Er wirkte als Prediger, nicht als Forscher, er erzog durch ethische Würde. Ohne Strafe, ja ohne Tadel erweckte er in den Jungen den Ehrgeiz nach seinem selten gespendeten einsilbigen Lobe „gut", und mit dem natürlichen Instinkt einer hingebenden Jugend empfanden sie als Auszeichnung, daß er ihretwegen seinem hochfliegenden Geist Zwang antat. Trotz seiner Liebenswürdigkeit erzwang der Adel seiner Person ihren unbegrenzten Respekt, und sie lasen schwärmerisch begeistert die Geburt der Tragödie. „Hält man unter den Schülern Umfrage," berichtet der so skeptische Bernoulli, „so scheinen sie einig in der scheuen Nachempfindung, sie hätten da nicht so sehr einem Berufspädagogen zu Füßen gesessen, als etwa einem leibhaftigen Ephorus aus Altgriechenland, der mit einem Sprung über Zeit und Sitten mitten unter sie trat, um ihnen von Homer, Sophokles, Plato und ihren Göttern zu erzählen. Als berichte er aus eigener Anschauung von ganz selbstverständlichen und noch vollauf zu Recht bestehenden Dingen — so wirkte er auf sie." Die empfängliche Jugend fühlte also, was bis heute so wenige sahen, Nietzsches wahren Beruf: wie ein Gesandter eines klassischen Hellas zu kommen, um eine neue Gemeinde zu gründen. (Kurt Hildebrandt, Wagner und Nietzsche, Ihr Kampf gegen das neunzehnte Jahrhundert, 1924.)

NIETZSCHE UND WAGNER

Es war Nietzsche vergönnt, den großen maßgebenden Menschen unter den Zeitgenossen zu erblicken und Freund zu nennen. Er fand ihn in Richard Wagner, und damit zugleich die erste unverlierbare Formung seines Wesens und Schicksals. So verwirrend auch und in der ganzen Geistesgeschichte vielleicht unvergleichbar das Verhältnis dieses Meisters und dieses Jüngers war, wie schwer abzuschätzen das jedem Zukommende im Geistigen und Sittlichen, man darf festhalten, daß der Ältere der Meister blieb, dessen Werk schon getan war und der nur für seine Person und äußere Wirkung noch Zuwachs empfing, daß er aber für den Jüngeren Richtung, Gestalt und Farbe alles

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Trachtens und Redens noch weit über die Zeit der Abkehr hinaus bestimmt hat (und sei es auch nur durch den Gegensatz), ja, in manchem Sinn bis an dessen Ende. Er gab dem stets Abwägenden das feste Ziel, dessen er so sehr bedurfte. Er gab dem künstlerischen Betrachter und Sucher die Gestalt des großen Künstlers und den Glauben an die heilende, erweckende, zeugende, an die ewige Macht der Kunst. Der Jünger lieh ihm dafür die Fülle und Biegsamkeit seines durchgebildeten Geistes, den seelendurchdringenden Blick und das seelenverlockende Wort, die Höhe und Reinheit seiner äußeren Haltung. Doch hier, wie immer, ist der Wert des Jüngertums nicht danach abzumessen, was der eine oder der andere unmittelbar an Kraft und Wissen zu geben hatte (wobei man übrigens Wagners Anteil heute meist unterschätzt), sondern nach seiner Fruchtbarkeit überhaupt. Die sichtbare Gestalt des verehrten Mannes bedeutete für Nietzsche nicht nur Erlösung vom Druck einer unzulänglichen Umgebung und Erfüllung eines Wunschbildes, sondern die Vollendung alles dessen, was in ihm selbst zur Reife trieb. Nur an erschauter Wirklichkeit konnte sich die Liebe auch des fernsten Traumes sättigen. „Nur aus der höchsten Kraft der Gegenwart dürft ihr das Vergangene deuten" — so spricht er selbst in der Betrachtung über die Historie die Lehre dieser Erfahrung aus. Es war notwendig und nicht willkürlich, daß selbst die stärksten der ihn lenkenden Mächte, daß griechisches Wesen und sein eigenstes Erlebnis, „das Dionysische", für ihn zuerst durch Wagner Licht und Wirksamkeit empfingen. — — Ihn hatte er mit eigenen Augen gesehen, und nicht nur mit den Augen: Er hat ihn selbst mit jenem doppelten Blick des Liebenden und Erkennenden zugleich, den er an der geheimnisvollsten Stelle seiner Wagnerschrift dem dithyrambischen Dramatiker zuspricht, „zur Offenbarung seiner innersten Geheimnisse gezwungen". Sein Bild hat er mit aller wirklichen Kraft und Größe Wagners gefüllt, er hat es in stolzem Wetteifer noch mit den eigenen Träumen beschenkt, aber er hat auch noch das, was er zuviel gesehen hatte, ins Höhere umgedeutet. Wenn Wagner als Schöpfer auch niemals Erneuerer in dem erhofften Sinn sein konnte, weil seine Kunst gerade noch die letzten Kräfte der Zeit entband, von der er im Gefühl ihres Leidens fortwollte — der Gedanke, wenn nicht die Wirklichkeit von Bayreuth, in der von Nietzsche vertretenen Reinheit, verhieß, aus der Erkenntnis wahrer Not entsprungen, auch wahre Rettung. Schon damals war sichtbar geworden, daß „nichts, was der Öffentlichkeit entgegenkommt, auch nur den geringsten Wert hat". Außerhalb aller handelnden Gesellschaft, im tiefsten Widerspruch zu aller anerkannten Bildung sollte ein Ort der Weihe entstehen, und dort die Kunst — nicht diese oder jene Kunstübung, sondern die Kunst als Urkraft des Menschen, als Ruferin der Götter — gefeiert werden. Um einen heiligen Herd sollte ein heiliger Kreis gezogen werden, und aus einer kleinen Schar von erneuten Menschen der Strom des neuen Lebens sich über das ganze Volk ergießen. Allein dies neue Leben war in Wirklichkeit noch nicht erzeugt, und Nietzsche selbst verriet noch mit seltsamer Deutlichkeit, daß er dies fühlte und daß er erkannte, worin der innerste Mangel von Wagners Schöpfung lag: er forderte von ihr eine Wiedergeburt der Sprache und eine Erneuerung der Schauwelt. Die Musik — ihm selbst Lebenselement und Wagners eigenste Macht — stellte er dar als

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

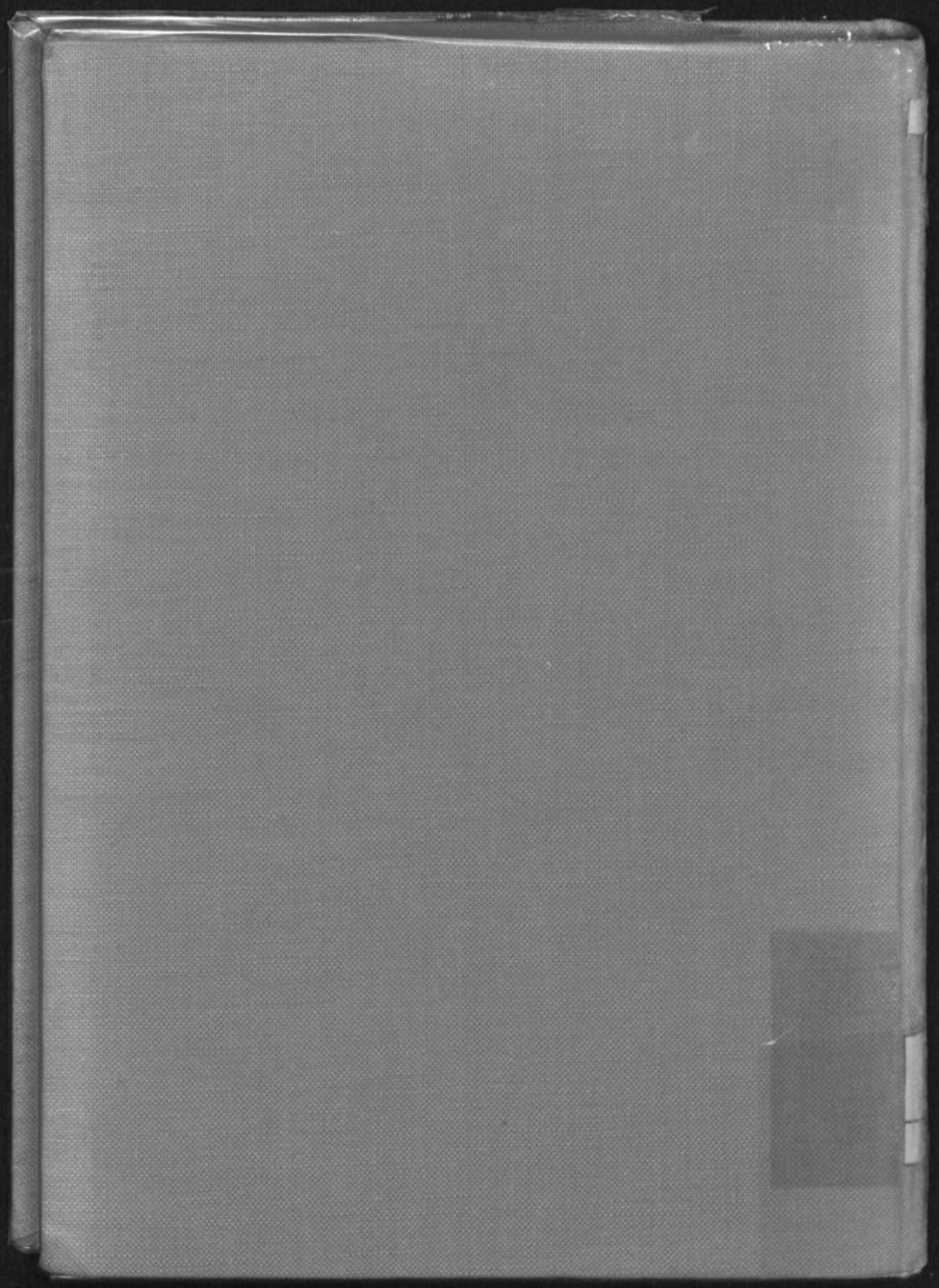
Ersatz für die verlorengegangene, die „überall erkrankte" Sprache und offenbarte so sein Wissen darum, daß eine neue Seele, „die richtige Empfindung", sich zuerst in der Sprache verkörpern muß, um fruchtbar zu werden. Er nannte auch die zweite Stufe der Verleiblichung, wenn er dem Glauben Wort lieh, daß die Musik durch die Seele, die sie mit ihrem Rhythmus und ihrer Leidenschaft erfüllt, nach „ihrer ebenmäßigen Schwester, der Gymnastik", rufe. Aber auch hier verriet er deutlich, daß es nicht die Musik, sondern das Musikdrama Wagners war, das solche Hoffnungen wecken sollte, daß er die Kraft der Dichtung zu Hilfe rufen mußte, um sie zu rechtfertigen. Hat er aber an Wagners Dichtertum wirklich geglaubt? Wir dürfen es bei einem solchen Kenner und Richter bezweifeln, auch wenn nicht in seinem Preis des Dichters und Bildners die Kunst des Erhöhens und des Verschweigens so sehr offenbar wäre. Er hat Wagners Wollen aus eigenem Wissen um Meisterschaft in ein Können verwandelt und alle Schwächen verhüllt. Wir hätten aber heute kaum mehr einen Anlaß, darauf hinzuweisen, wenn es sich dabei nur um ein Ausfüllen von Lücken handelte. Das Bedenkliche und für Nietzsche selbst Gefährliche lag darin, daß er schon damals empfand, worin Wagners Größe unecht oder doch unheilig war, worin er trotz allem der Öffentlichkeit entgegenkam, daß das Schauspielerische in ihm vielleicht der beherrschende Trieb war — und daß er es doch unternahm, das Theatermäßige in seinem Leben wie in seinem Werk ins Tragische umzudeuten. Die schon erzwungene Treue gegen den einstigen Meister erschien ihm als Untreue gegen die eigene Sendung, und in Kürze besiegelte er mit der Flucht von Bayreuth, der vorgeblichen Verkörperung seines Traumes, die große Wende seines Lebens, die Katastrophe dieser Tragödie: die Abkehr von Wagner. (Ernst Gundolf und Kurt Hildebrandt, Nietzsche als Richter unserer Zeit, 1923.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf